Novellen

von

Robert Waldmüller.

(Edouard Duboc.)

Berlin, 1860.
Verlag von Julius Springer.

Inhalt.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Erstes Kapitel.

Beim Glase Mumme.

Lieben und geliebet werden
Ist das Beste von der Welt,
Ist, was bloß dies Haus der Erden
Frei vor allem Fall erhält.
Was nicht lieben will noch kann,
Wozu taug es umb und an?
Simon Dach.

In den Krug von Hedeper kam er und zwar zu ungewohnter Stunde. Aber es wird unentschieden bleiben, ob das störende Knarren der Nachbarthüre, oder ein Ueberfall Seitens der scheuernden Marga, oder gar eine jener unerklärten Anwandlungen, welche mit dem Herkömmlichen im Krieg liegen und den ehrbarsten Menschen zu Zeiten von der geheiligten Straße der Gewohnheit abziehen, — es wird unentschieden bleiben, sage ich, welche Ursache Herrn Florian Habermus, Küster zu St. Gertrauden in Hedeper, Morgens neun Uhr am 26. August des Jahres 1825 aus seiner kaffeebraunen Hinterstube fort in den Krug zu Hedeper trieb. Nicht daß er selbst über diese Ursache einen Schleier gebreitet

und solcher Art eine der wichtigsten Begebenheiten seines Erdenwallens in Dunkelheit gehüllt hätte; im Gegentheil, er hat sich in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Küsters“ mit großer Ausführlichkeit über die mögliche Veranlassung jenes Wirthshausganges verbreitet, schließt aber nach Erschöpfung aller denkbaren, seinem Gedächtnisse seitdem zweifelhaft gewordenen Ursachen mit dem Trostspruch: „Und so mag es denn eine jener himmlischen Fügungen gewesen sein, welche, uns Sterblichen nicht immer sichtbar, den Menschen gleichsam an die Hand nehmen und ihn dahin führen, wo sich eine neue Straße seiner irdischen Wallfahrt aufthut.“

So viel scheint gewiß, daß bei seinem Eintreten die Stube des Krugs leer war, daß Frau Dorothee, des Wirths hinterlassene Wittib, ihn durch das Küchenfenster gewahrte, sich eilig eine Haube mit grüner Schleife aufstülpte, und der Magd zornig das Glas Mumme aus der Hand nahm, welches diese dem Gaste bringen wollte; daß sie ferner dieses selbige Glas dem Herrn Florian Habermus auf einem hölzernen Teller in höchst eigener Person in die Stube trug und sich die Hände mit der Drellschürze abtrocknete, als beim Niedersetzen des Glases einige Tropfen des klebrigen Trankes verschüttet worden waren.

So weit lassen die Aufzeichnungen des Herrn Florian aus Hedeper keinen Zweifel zu. Da er aber über das folgende Gespräch sich mit einiger Zurückhaltung äußert

und namentlich den Eingang desselben nur lapidarisch behandelt, so wird es zum Verständniß des Vorganges nöthig sein, einen näheren Blick auf die Verhältnisse der Betheiligten zu thun.

Wer in dem Oertchen Hedeper gewesen ist, wird sich eines rauch- und altergeschwärzten Strohdaches erinnern, das etwa dreimal so hoch wie die darunter sichtbare Backsteinmauer, die Hauptsache der ganzen Baulichkeit zu sein scheint, während in der That der Backsteintheil des Gebäudes allein bewohnt wird, das Uebrige aber höchstens den Mäusen zum Tanzboden dient. Zu der Zeit, wo Herr Florian Habermus die Mumme der Frau Dorothee trank, hatte der Krämer gegenüber noch kein modisches Haus aufgeführt und die Küsterei mit dem altergeschwächten Riesen-Strohdach galt für eine der anständigsten Behausungen in ganz Hedeper. Die Böden dienten damals dem Pfarrherrn zum Aufspeichern seines Getreides, denn der ehrwürdige Herr liebte es, sein Korn nicht zu gleicher Zeit mit den Bauern zu verkaufen. Zuweilen gerieth er durch dieses Verzögern mit seinen vollen Vorräthen in Zeiten der Theurung hinein, wo er dann ohne seine Schuld den Lederbeutel mehr füllte, als mancher es ihm gönnen mochte. Es gab Leute, die, als er starb, ihn einen Kornwurm nannten und seiner Wittwe und ihren fünf Kindern alles das wünschten, was nach einem aufrichtigen Fluch auf den Hingeschiedenen ihnen noch an Wünschen auf dem Herzen blieb.

Er war etwas über ein Jahr todt, als Herr Florian die Mumme in der Gaststube der Frau Dorothee zu der ungewohnten Morgenstunde trank. Man verdachte der Wittwe des Pfarrers, daß sie noch immer Korn auf der Küsterei liegen habe, da sie doch nicht daran denken werde, mit ihren fünf und dreißig Sommern und ihren fünf Waisen einen neuen Gatten zu beschenken, der große Kornvorrath aber manchem Freier, dem sich blanke Thaler eben nicht füglich unter die Augen bringen ließen, den Kopf behexen konnte, während sonst ihr Hab und Gut wohl vergessen worden wäre. Was den Küster von Hedeper betrifft, so findet sich in seinen Denkwürdigkeiten nichts, was über seine persönliche Ansicht über diesen Punkt Licht verbreiten könnte. Seine Stellung war übrigens eine ausnahmsweise, und zwar aus folgenden Gründen:

Das Geschlecht der Habermus schrieb sich aus einer Zeit her, welche von einigen ins Heidenthum, von anderen auf die Doppelregierung Otto und Wilhelms mit dem langen Beine, also ins vierzehnte Jahrhundert, verlegt wurde. Noch andere waren der Meinung, Otto der Lahme habe den ersten Habermus zum Küster gemacht; zum Kaplan des im Jahre 1400 auf dem Heimwege von Frankfurt ermordeten Friedrichs von Braunschweig erhob ihn eine unverbürgte Nachricht von abermals anderer Seite. Auch gab es einige Habermus, welche behaupteten, einer ihrer Vorfahren habe die heim-

liche Ehe zwischen Heinrich II. und dem Hoffräulein Eva Trott, vielbekrittelten Andenkens, eingesegnet. Genug, die Angaben schwankten in solchem Grade, daß es kaum ein größeres historisches Ereigniß in den vielen braunschweigischen Seitenlinien gab, bei dem nach Ansicht der Habermus nicht irgend einer ihrer Altvordern betheiligt war; ob auf rühmliche Weise, darauf kam es zuletzt kaum noch an.

In Ermangelung eines Stammschlosses hatte sich ein Brauch in der Familie Habermus vererbt: die Ehelosigkeit eines ihrer Glieder und dessen Anrecht auf die Küsterstelle zu Hedeper. Es gab in der Küsterei ein vergilbtes Buch, das als die Familienchronik der Habermus angesehen werden durfte. Es ging bis auf das Jahr 1697 zurück, galt als Fortsetzung einer noch weit umfangreicheren, angeblich in den Grundstein der Kirche St. Gertrauden mit vermauerten Sammlung ähnlichen Inhalts und enthielt die Aufzeichnungen lauter ehelos gestorbener Habermus. Von 1730—1735 fand sich eine Lücke, erklärt durch eine Stelle des nächstfolgenden Chronisten, des Inhalts: „der Teufel habe Herrn Bastel Habermus, Küster zu St. Gertrauden, im Jahre des Heils 1730 bethört, daß sich derselbe einem Weibsbilde zu eigen gegeben habe, selbigeswelches aber schon nach fünf Jahren beim Glockenläuten durch den Blitz erschlagen worden und mit garstigem Pech- und Schwefelgestank in die Hölle gefahren sei, allen Nachlebenden zur Warnung.“

Seit jener Abirrung eines Habermus hatte die Küsterei nur noch Hagestolze dieses Namens beherbergt, und der einsame Hahn, der sich als Windfahne auf dem Strohdache drehte, durfte nicht minder für ein Wappenschild des uralten Küstergeschlechts gelten, als dies die Aufgabe des lebendigen Hahns war, der als Junggeselle die Stube des Küsters mitbewohnte und allemal durch einen Nachfolger ersetzt wurde, sobald er ausgekräht hatte. Er pflegte schwarz von Federn zu sein. Auf dem Meierhofe der Habermus jenseits des Erlenkamps hielt man immer schwarze Hähne als Ersatz in Bereitschaft, und nur ein einziges Mal (im Jahre 1699) war man, in Folge eines Fuchseinbruchs, genöthigt gewesen, acht Tage lang sich mit einem roth und grün gescheckten Spornträger zu behelfen, bis der aus Bevern verschriebene schwarze Ersatz eingerückt war.

Inzwischen hatte der Zeitgeist auch in Hedeper neue Farben an die Häuser, Laternen- und Verordnungspfähle gemalt, hatte den Hedeper Stadt- und Landanzeiger bis zu dem Format eines Pulsnitzer Groschenkuchens ausgeweitet, hatte an die Stelle der Nachthüterin mit dem Kuhhorn einen vierschrötigen Nachtwächter mit Schnarre und Pike gesetzt, hatte dem Thurm von St. Gertrauden eine vergoldete Krone als Vermächtniß der ältesten Jungfrau des Oertchens verschafft, hatte den Schlagbaum mit einer Vorrichtung zum Aufwinden und Niederlassen versehen und gar mancherlei Neuerungen eingeführt, welche

auf den Geist der Einwohner von Hedeper nicht ohne Einfluß blieben. Fand auch manche solcher Neuerungen Anfangs entschiedenen Widerstand, namentlich ein von dem Prediger beim Kirchenvorstand eingebrachter Vorschlag, den Thran für die Sakristeiampel nicht mehr von Braunschweig, sondern aus einer Hamburger Thranbrennerei zu verschreiben, so setzte der Zeitgeist doch die Widerstrebenden von Jahr zu Jahr mehr zwischen Thür und Angel, bis sich zuletzt eine Art Fortschrittspartei bildete, welche ohne äußern Zusammenhang sich doch in vielen Fragen allgemeiner Art an der Freisinnigkeit erkannte, mit der sie ihre Antworten gab.

Hedeper ist kein London, kein Paris. In diesen Städten würde es nicht bemerkt werden, wenn ein Einzelner, wie Herr Florian Habermus, sein kaffeebraunes Zimmer nach und nach immer einsamer zu finden beginnt und zu einer Stunde ins Wirthshaus geht, zu welcher in jenen großen Städten eben erst die Stühle auf die Wirthshaustische gestellt und die Erinnerungszeichen der Gäste vom Tage vorher mit dem Birkenbesen ausgekehrt werden. Hedeper ist ein kleines Oertchen und theilt die Eigenheiten derselben, von dem Gebahren jedes Einzelnen Kenntniß zu nehmen, sich durch eine Beurtheilung dieses Gebahrens daran zu betheiligen, jeden Vorfall in gewissem Sinne zu einem Ergebniß der Gesammtstimmung zu machen. Es könnte z. B. psychologisch nachgewiesen werden, daß der ins Wolfenbütteler Gefängniß trans-

portirte Gänsehirte nur deshalb des Physikus fünf Ferkel stahl, weil ganz Hedeper, der selige Pfarrer oben an, der Ueberzeugung war, an den Galgen werde der Gänsehirte doch noch einmal kommen. Daß der Apotheker seine Nichte heirathete, obschon er sie aus der Taufe gehoben und sich selbst seitdem nicht verjüngt hatte, geschah einzig in Folge der allseitig geäußerten Vermuthungen über die Wahrscheinlichkeit dieser Verbindung; die allgemeine Meinung, wenn sie gleich sich gegen ihn erklärte, ließ ihn nicht eher los, bis er ihrem Ahnungsvermögen Recht gegeben hatte. Auch der Musikus, links von der Kirche St. Gertrauden, ließ sich nicht eher einfallen, seinen Bruder zu enterben, bis man in ganz Hedeper erzählte, so werde es kommen. Und was der jüngeren Tochter des Siebmachers auf der Kirchweih begegnete, wußte schon jedes weibliche Mitglied des Hedeperschen Freundschaftkränzchens vier Wochen vor dem ersten Nudeln der Kirmeßgänse. Man hatte es eben berufen.

So gab es seit ein paar Jahren Stimmen unter der Fortschrittspartei, die da voraussagten, der Küster zu St. Gertrauden werde nicht als Hagestolz in's Grab steigen. Mit jedem Geburtstage des Herrn Florian Habermus kamen mit den hergebrachten Honigkuchen, Tauben und Blumensträußen der Schuljugend zugleich, neugierige Gratulanten, die sich auch beiläufig in Redensarten über jene Vermuthung ergingen und auf diese oder

jene ihres Widerparts noch nicht habhaft gewordene Ledige das Augenmerk des Geburtstagskindes zu lenken suchten. Es fanden sich, seit die angedeutete Meinung an Anhängern gewann, an solchen Tagen auch die zwei älteren Schwestern des Küsters ein, beide, wie sie gern hervorhoben, ledig geblieben um ihrem Bruder als Beispiel vorzuleuchten, und sehr gereizt in ihren Ausdrücken, wenn der bösen Zungen gedacht wurde, welche des Einsamen Zukunft als eine nicht lange mehr einsame verkündigten. Der verheirathete Bruder auf dem Meierhofe am Erlenkamp vermied gern den Geburtstagsgang, um nicht über seine Meinung befragt zu werden; seine kugelrunde Ehefrau aber fand sich mit ihrer Kuchenspende regelmäßig ein und führte, in ihrer äußern Erscheinung wie in ihren ehefreundlichen Aeußerungen, dem Küster ein so überzeugendes Exempel von den Wohlthaten jener ältesten Paradiesesstiftung vor, daß er noch wochenlang nachher in seinem Herzen Gewissensbisse über die in ihm wachgerufenen Gedanken empfand.

Denn theilten sich schon in dem Oertchen die Stimmen sehr zwischen verdammenden und entschuldigenden, wenn von der möglichen Küsterehe die Rede war, so kämpften in ihm selbst noch viel heftigere Widersacher und beunruhigten ihn oft sogar, wenn er an des Pfarrers Stelle in St. Gertrauden Kinderlehre hielt, oder wenn er die Kerzen am Altar anzündete und dabei zufällig zu weit nach den Weiberstühlen hinüber sah, oder wenn er

gar bei Hochzeiten fungiren, den Gottespfennig von der Braut einholen und Tags darauf die Gebühren von dem jungen Eheherrn einfordern mußte. Was ihm da das Roßhaar unter'm Sitze glühte, wenn die junge Frau ihn zum Ausruhen genöthigt und ihm einen Herzogskuchen vorgeschnitten hatte, der, verlockend wie die Ehe selber, ihm mit der buntesten Ueberzuckerung in die Augen lachte, als feiner Gewürzduft durch die Nase in's Gehirn stieg und mit Mandeln, Citronat und Zibeben ihm Geschmäcke aller Art auf die Zunge zauberte, wie sie nur seine Auffassung der Hochzeit zu Canaan und des Gastmahls im Hause Levy ihn je hatten ahnen lassen. Schloß sich dann aber wieder die Thüre des kaffeebraunen Zimmers hinter ihm, kam der schwarzbefiederte einsame Hahn ihm feierlich entgegen, surrte im großen Kachelofen die derbe Kost, mit welcher ihn die alte Haushälterin Marga schon so manches Jahr hindurch bei guter Gesundheit und friedlich bescheidener Sinnesart erhalten hatte, ja grüßte gar die Habermus'sche Küsterchronik vom Bücherbrette herab, als wolle sie sagen: „Jahre wie die von 1730 bis 1735 möchte ich nicht noch einmal erleben", da strich sich der Küster wie erwachend über die Augen, sprach auch wohl ein kurzes „Herre Christe, bleib bei uns!" und war, wenn er zum einsamen Essen niedersaß, mit seinen Gedanken so sicher im lange bewährten Gewohnheitshafen vor Anker, daß er sein Schläfchen nach Tisch ohne irgend störende Träume halten und bei dem nachfolgenden Schälchen Cichorienkaffee

die „wunderbare Geschichte von den Reisen Marcus Paulus, des hornhäutigen Venezianers", an der er seit zwanzig Jahren las, ohne Zerstreuung weiter verfolgen konnte.

Es ist mir leid, das Alter des Küsters von St. Gertrauden durch zwanzigjährige Lektüre annäherungsweise verrathen zu haben. Mehr als eine achtzehnjährige Leserin wird ihm ihr Interesse entziehen, wenn sie erfährt, daß hie und da ein Haar von zweifelhafter Farbe unter seinem Sammet-Käppchen hervorguckt. Füge ich hinzu, daß als Napoleon, der Artillerielieutnant, den akademischen Preis zu Lyon über die Frage: „Welche Grundsätze soll man den Menschen einprägen, um sie glücklich zu machen?" erwarb, daß zu jener Zeit, sage ich, die Eltern des einjährigen Küstercandidaten über die Frage beriethen, ob er wirklich geschickt erscheine zum geistlichen Stande, oder ob der ohne Geschrei zur Welt gekommene ältere Bruder nicht besser für die Nachbarschaft des schweigsamen Hahns tauge; füge ich diese Fingerzeige über das jetzige Alter des Herrn Florian Habermus hinzu, so hoffe ich, daß man mir weitere Indiscretionen erläßt und sich auch des Nachschlagens geschichtlicher Tabellen überhebt, wo etwa eine Gedächtnißlücke hier oder da dem Küster von St. Gertrauden zu Statten kommen sollte. Genüge die Versicherung, daß seine Gestalt sich zwischen der Fülle des Fleischers am Schlagbaum und der Hagerkeit des Drellwebers an der Wolfenbüttler Straße in richtiger Mitte hielt; daß kein Bartgestrüpp die Aehnlichkeit beeinträchtigte, welche nach der alten Marga Versicherung

zwischen ihm und einem Kreidebilde bestand, dem seinen aus der Knabenzeit nämlich, neben dem Thonpfeifenstande im kaffeebraunen Stübchen; daß endlich seine Haltung erst angefangen hatte minder steil zu werden, seit der von seinem Vorgänger auf ihn vererbte Mantel einen neuen Plüschkragen erhalten hatte, einen Kragen, auf dessen Sauberkeit die Haushälterin des Küsters große Stücke hielt, und der, wie sie sagte, nicht lange vorhalten würde, wenn der Herr Florian sich nicht gewöhnen könne, den Kopf weniger als bisher im Nacken zu tragen.

Und was bedeuten denn auch am Ende die Jahre eines Menschen? Hier bei Zwanzigjährigkeit — Uebersättigung, Siechthum, Müdigkeit; dort bei der doppelten Anzahl von Jahren — Fülle der Kraft und Gesundheit, Lebenslust, innere Jugend. Zuweilen täuscht eine Runzel der Haut, die dem jüngeren Lebensüberdrüssigen noch fehlt und dem älteren Lebensfrohen schon die Wange furcht, über das innere Mißverhältniß zwischen Beiden; aber eine kleine Weile noch und die äußere Jugend verfliegt und man fragt sich erstaunt: was bedeutet am Ende das Mehr oder Minder an Lebensjahren? Wenig genug! Nun, so mag man denn auch erfahren, daß Herr Florian Habermus so eben den Reigen der Vierziger zu vermehren im Begriff war. Verüble es ihm, wer da sein Kindergesicht nicht gesehen hat oder sich's nicht vorstellen kann, meinen Versicherungen zum Trotze.

Zweites Kapitel.

Eine Traube, welche zu hoch hängt.

Frau Dorothea, die verwittwete Krugwirthin zu Hedeper, rieb noch mit der Drellschürze den klebrigen Gerstensaft von ihren Fingern, als der Küster schon einen herzhaften Zug gethan hatte. Was zwischen beiden seit Herrn Florians Eintreten gesprochen worden war, verschweigt der Verfasser der Denkwürdigkeiten, und wir vernehmen nur, daß die blanke Stirne der Frau Dorothee dem Küster noch nie so glänzend erschienen war, wie eben heute. Auch die Bergobzoom-Jacke der Wirthin schien ihm von eigenthümlich silberner Farbe. Ohne sich daran zu erinnern, daß ein Trunk handfester Mumme zu so ungewohnter Stunde sein leicht erregbares Wahrnehmungsvermögen für gesteigerte Eindrücke noch empfänglicher gemacht haben mochte, ließ er die behäbige Erscheinung der Frau Dorothee ihren ganzen Zauber auf sich üben, und mit Verwunderung ertappte er sich auf Vergleichen zwischen ihr und der alten Marga oder einer seiner ledig gebliebenen Schwestern. Wie spitznasig diese letzteren waren, fiel ihm erst jetzt beim Anschauen der stumpfnasigen Hebe ein. Er meinte um eine werthvolle Beobachtung reicher zu sein, als er zu dem Schluß gelangte, eine sehr spitze Nase würde ihm auf die Länge

nicht diejenige friedliche Stimmung bereiten, welche er für den Grundton seiner Ehestandsplane hielt. Der Gedanke an diese Plane ging indessen nicht ohne einen gelinden Gewissensschauder durch seine Seele und er schüttelte ablehnend den Kopf, als die Wirthin den delikaten Gegenstand in ihrer gewohnten geraden Weise berührte.

„Ganz Hedeper", sagte sie, „redet davon, Ihr ginget auf Freiersfüßen. Nun, Ihr wäret nicht der Erste und nicht der Letzte, der sich fangen ließe. Treffet Ihr's gut, warum solltet Ihr da auch nicht freien? Aber der Treffer giebt's nur nicht so viel wie der Nieten. Da sitzt der Knoten! Viel Stroh und wenig Körner! Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem reifen und einem faulen Apfel, oder gar einem, der noch den Mund zusammenzieht. Dirnen giebt's genug in Hedeper, Seinstedt und Wolfenbüttel, schockweise könnt Ihr sie nach jeder Kirmeß zusammenlesen. Aber findet mir Eine, die da saubere Fäden spinnt, die den Zwirn beim Nähen nicht zehnmal aus dem Nadelloch schlüpfen läßt, ehe ein einziger Saum fertig ist, die nicht schwach im Leibe wird, wenn sie einen Kessel vom Feuer heben oder am Brunnen von früh zwei Uhr bis Mittag waschen soll; findet mir Eine, die Morgens ihre Schuhe nicht niedertritt, ihre Decke nicht über's Lager wirft, statt sauber ihr Bette zu machen, ihre Haare nicht mit den Fingern unter die garstige Haube zwängt, weil der Kamm voll

Haare sitzt oder in's Waschbecken gefallen ist, findet mir Eine, die nicht vor'm Spiegel steht, so oft ein fremder Besuch erwartet wird, den Kaffee aber überkochen und die Milch verbrennen läßt, so oft nur der Herr Gemahl zu bedienen ist; findet mir Eine heutigen Tags, die das Alles nicht thut, und Ihr habt mehr Glück, als der Schützenkönig Geschick braucht, um den Vogel herabzuschießen."

Frau Dorothee setzte sich nach Abfeuerung dieses Salutschusses dem Küster gegenüber und ließ ihre runde Hand in dem Sonnenstrahle hin und her gleiten, der die blanke Tischplatte beschien. Der vermeintliche Freier erwog im Herzen die von der erfahrenen Wirthin vorgebrachten Bedenken und fand sie so gerechtfertigt, daß er es für einen Anfall von Narrheit hielt, sich überhaupt in seiner Lage noch mit solcherlei Planen herumzutragen.

Er wollte soeben seine Beistimmung ausdrücken, als die Wirthin, mit der zweiten Ladung fertig, von Neuem in Schußlinie vorrückte und ihm das Wort von der Lippe in's Herz zurückfeuerte.

„Ich kann über dergleichen mitsprechen", sagte sie und trommelte mit den Fingern die Begleitung, „denn als Wirthin lernt man Menschen kennen. Was an den Mägden heut zu Tage ist, weiß eine Wirthin, wie keine andere. Darüber ist schon einmal nicht zu streiten. Es geht nicht mehr in Zucht und Ordnung zu, wie zu der Zeit, da ich aufgewachsen bin. Die nicht in Dienst treten,

taugen noch weniger. Fragt in der Wolfenbütteler Leihbibliothek nach: man wird's Euch schon sagen, wer die Eselsohren in die Bücher hinein liest. Zu meiner Zeit gab's außer Bibel und Gesangbuch kein ander bedrucktes Papier im Hause als den ewigen Kalender. Dafür weiß unsereins aber auch, was man werth ist, und wirft sich nicht an den Ersten Besten weg, wie's heute Brauch ist. Ich hätte schon zwanzigmal wieder freien können. Da kommt gar mancher nach Hedeper, dem es wohl schmecken würde, Krugwirth zu werden und eine Frau wie mich in den Kauf zu bekommen, aber unsereins ist nicht billig. Es müßte närrisch zugehen, wenn ich noch einmal Hochzeit machen sollte, nachdem ich weiß, was die Männer taugen, und wie eine tüchtige Frau heut zu Tage im Preise steht. Ja, prosit die Mahlzeit!"

„Ja prosit die Mahlzeit!" wiederholte der Küster, völlig überzeugt. „Ich verstehe wenig von solchen Dingen, aber Ihr habt gewiß Recht." Und er begriff nicht, wie er in seinen Jahren auf so tolle Gedanken verfallen könne.

„Nicht daß ich mich deßhalb verschwören will!" hob die Wirthin von Neuem an, den eingeschüchterten Ton ihres Gastes gewahrend. „Was Gott zusammen fügt, das soll der Mensch nicht trennen. Wir wissen Alle nicht, wie das Schicksal es noch mit uns im Sinn hat, und unsre Weisheit reicht nicht weit. Allein steht sich's im Leben auch nicht zum Besten; an zwei Bäumen zaust der Wind minder als an einem, und wo ein Feuer auf

dem Herde brennt, da lassen sich zwei Töpfe nicht schwerer unterbringen, als einer. Kommen die Tage, von denen es geschrieben steht" — — „Sie gefallen uns nicht", schob der Küster ein — — „da ist's auch nichts werth", fuhr die Wirthin fort, „wenn nur zwei Augen da sind, um nach dem Rechten zu schauen. Einsam Leben, ist ein elend Leben."

Der Küster seufzte.

„Und am Ende", schloß die Wirthin, „geht man aus der Welt, und hat kaum Einen daheim gelassen, der das Sterbezimmer aufräumt und säubert, eh' die Condolenz-visiten beginnen."

Sie wischte bei diesen Worten mit dem Bergobzoom-Aermel über die Augen und der Küster, dem das Augen-wasser ohnehin leicht durch die Schleußen brach, bemühte sich möglichst gefaßt in anderer Richtung zu blicken, um nicht in so früher Stunde die Herrschaft über sich zu verlieren.

Wie wahr jedes Wort, das die verständige Frau ge-sprochen hatte! Wie begreiflich, daß bei so weichen Ge-müthsseiten sie zu Zeiten ihre Vereinsamung beklagen mußte! Wie unwahrscheinlich aber auch, daß ihr noch ein gleichtüchtiger Lebensgefährte auf ihrem Lebenspfade begegnen werde, und wie verwandt beider Loos, insofern auch ihm wohl nicht mehr bestimmt zu sein schien, Rosen hienieden zu pflücken. Eine Verbindung mit der Wirthin lag seinen Gedanken nach der heutigen Zwiesprache noch

ferner als sonst. Nicht daß die Küsterei ihm überhaupt je mit einer Krugwirthschaft vereinbar erschienen wäre: über diesen Punkt hatte er noch nicht nachgedacht, da Ehegedanken nun einmal zu dem verbotenen Wild in seinem Geistesgehäge zählten und nicht regelrecht „gestellt" wurden. Aber die Ueberlegenheit, die Unerreichbarkeit der Frau Dorothee war ihm gleich nach den ersten beiden Salven so unerschütterlich zum Bewußtsein gekommen, daß er sich durchaus unberechtigt fühlte, seine Wünsche nach so fernem Ziele schweifen zu lassen. Vielleicht auch mischte sich in dieses Verzichten ein Gefühl, von dem er nichts ahnte und das recht füglich unter dem Geschütz-feuer der Frau Wirthin, ihm unbewußt, erwacht sein konnte — eine Ahnung nämlich von der untergeordneten Stellung, welche der Freier einer so bedeutenden Frau auszufüllen haben würde. Er hatte nie so sehr die eigene Unfähigkeit gespürt, neben einer beredt ausgesprochenen Meinung noch selbst eine Meinung zu haben. Sprach Frau Dorothee, so sagte Alles in ihm ohne Unterlaß Amen, Amen! und ohne daß ihm dieses weibliche Ueber-gewicht klar war, kam er sich doch noch mehr seinem eigentlichen Lebens-Element entfremdet vor, als das jemals früher der Fall gewesen war.

Die Wirthin hatte sich entfernt, um der draußen am Küchenfenster lauschenden und bei einer Kopfwendung ihr zu Gesicht gekommenen Magd eine Schelle zu verabrei-chen, und der Küster war im Begriff einem dunkelen

Fluchtdrange nachzugeben, als sein Blick auf ein Exemplar der Braunschweigischen Anzeigen fiel, ein Blatt, das nach dreitägigem Ausliegen in der Gaststube für die Honoratiores von Hedeper, welche allabendlich in der Ofenecke zum Tarock zusammenkamen, die Fidibusse abgab. Die Augen des Küsters überliefen die gerichtlichen Bekanntmachungen. Sie suchten nichts, blieben aber durch den magischen Reiz gefesselt, den ein bedrucktes Stück Papier auf Leute ausübt, welche wenig derartiges zu lesen bekommen und doch die Fähigkeit dazu nicht verlernen möchten. Da wurde ein Großbauerhof zum Verkauf angeboten, dessen Zubehör in der Berechtigung bestand, jährlich vierzehn Malter nebst zwei Schock Waasen-Brennholz zu beanspruchen. Da gab es eine Brennerei zu pachten, bei welcher forstzinsfreies Bauholz geliefert wurde. Da sollte ein Großkothhof mit nicht weniger als 87¾ Ruthen Gartenland versteigert werden. Zwei Wohnhäuser wurden ausgeboten, bei denen ein Antheil an den sogenannten achtundzwanziger Wiesen abfiel. Da gab es Ediktalvorladungen, Concurseröffnungen, Präclusivbescheide, Steckbriefe.

Dem stillen Bewohner der Küsterei schwindelte es vor den Augen, wie allemal wenn er in eine Zeitung sah, und die Weltgeschichte sich in ihren nächstliegenden mikroscopischen Aeußerungen an ihm vorüber bewegte. Und er hatte sich aus seiner unbemerkten Klause hinaus begeben wollen, hatte auf Unternehmungen gesonnen, die sich mit

dem weitsehendsten Blick nicht überschauen ließen, die seinen Namen vielleicht über Jahr und Tag in dieses selbe Staatsblatt bringen und ihn aus seinem sichern Hafen auf die stürmische See des lauten Lebens hinaus verschlagen konnten! Das Glas Mumme steigerte die Bilder, welche vor seiner Phantasie aufstiegen, in's Ungemessene. Das Blatt zitterte in seiner Hand, als er von neuem hineinsah und eine Anzeige fand, die ihn nicht stärker außer Fassung gebracht haben könnte, wenn sie dem Abbruch des Riesendaches mit der Wetterfahne über seiner Küsterzelle gegolten hätte. War doch das Korn auf seinem Boden dasjenige des seligen Herrn Pfarrers, und flossen doch für ihn die Begriffe von Küsterei und Pfarreigenthum so ineinander, daß es ihm schwer war, sich eines von dem andern gesondert zu denken. Die verhängnißvolle Anzeige lautete aber wörtlich wie folgt:

„Amtsgericht Wolfenbüttel. Auf den Antrag des Herrn Pastors Klepp zu Seinstedt, als Bevollmächtigten des Consistoriums, ist auf den 10. September d. J. zehn Uhr Morgens im Kruge zu Hedeper Termin angesetzt, um das Pfarrwittwenhaus sub No. 97 zu Hedeper nebst Scheuer und Stallgebäude und dem dazu gehörigen, mit Obstbäumen bepflanzten und einen halben Morgen enthaltenden Garten als Anbauerwesen mittelst Meistgebots zu verkaufen, wozu sich Kauflustige zeitig einfinden wollen. — Wolfenbüttel, den 26. Aug. 1825“.

Erst nach dreimaliger Lesung hatte der Küster von Hedeper sich mit dem Inhalt dieser Anzeige hinlänglich vertraut gemacht, um über ihren Zweck und ihre Veranlassung eigene Gedanken zu finden. Schon als sein Oheim noch in dem kaffeebraunen Hinterstübchen saß, war einmal die Rede davon gewesen, das alte Pfarrwittwengehöft solle eingehen und die Wittwe durch eine vergrößerte Jahresrente entschädigt werden. Es ist wahr, dem Hause fehlte alles, was auch äußerlich die Kirchenkassenverwaltung vor übler Nachrede schützen konnte. Während ringsum Ziegeldächer das träumerische Strohdachansehen der alten Häuser zu verwischen strebten, während die Mauerwände weiß getüncht und die Einfriedigungen der Gärten durch moderne Holz- oder Eisenzäune verdrängt wurden, während ganz Hedeper im sichtlichen Verjüngungsprozeß begriffen war, beharrte das uralte Pfarrwittwenhaus in seiner zweihundertjährigen Zusammengesunkenheit und machte jedem vorbeikommenden Handwerksburschen und jedem durch Hedeper passirenden Fremden die entsetzlichsten Einsturzgrimassen. Selbst der visitirende Herr Consistorialrath hatte seit manchem Jahre sich nicht tiefer als auf den Hausflur des mürrischen Baues gewagt, so wenig traute er dem bedrohlich überhängenden Giebel, an welchem sich noch obendrein ganze Waldungen wilden Weinlaubs festgeklammert hatten, unverständigen Kindern gleich, die eine Ehre darin suchen, Gefahren sich auszusetzen, von denen

sich Erwachsene fern halten. Auch der Wolfenbüttler Candidat, welcher nach Antritt und bald darauf erfolgter Erkrankung des neuen Pfarrers vier Wochen lang allsonntäglich die Kanzel zu St. Gertrauden bestiegen und seine Beköstigung in dem Wittwenpfarrhause zu beanspruchen gehabt hatte, war nur einmal in Hedeper geblieben, die anderen Male aber unter allerlei Vorwänden der bedrohlichen geistlichen Herberge ausgewichen. Freilich hatte die Wolfenbütteler Braut des Candidaten noch andere als Einsturzbefürchtungen im Hinterhalte, als sie ihm das Gelöbniß abnahm, nicht wieder im Wittwenpfarrhause zu speisen.

Die letzten Anstrengungen, dem ärgerlichen Kirchenzubehör ein anständigeres Kleid anzuziehen, waren von dem vorletzten Kirchenvorstande zu St. Gertrauden gemacht worden. Man hatte den Braunschweiger Stadtbaumeister in der Chaise des seligen Krugwirths herüber geholt und ihn nach einem guten Frühstück in den noch zugänglichen Räumen des Methusalem herumgeführt. Der moderne Mann aber war nicht zu bewegen gewesen, Reparaturpläne vorzuschlagen. Ihm galt das aus der Lothlinie gewichene Haus nicht viel mehr, als dem Schuhmacher ein Stiefel zu gelten pflegt, der nach dreimaliger Versohlung von seinem Besitzer ihm zu abermaliger Reparatur mit der Versicherung übergeben wird, es gehe sich so bequem darin, einmal werde sich's wohl noch thun lassen. Auch in dem Wittwenpfarrhause

wohnte sich's bequem, weit bequemer als in den weißen, gerade stehenden Häusern ringsum. Aber dafür hatte der Stadtbaumeister keinen Sinn. Als er verdrießlich fortkutschirt war, den Besichtigungsducaten in der Tasche und den nicht durchgedrungenen Neubauplan in der Mütze, fand sich der Wolfenbüttler Rathszimmermann gemüßigt, dem Braunschweiger zum Schabernack, zu erklären, der alte Kasten könne noch hundert Jahre stehen, wenn nur nicht daran gerührt werde. Da nun anzunehmen war, daß in einem Wittwenpfarrhause Stille und Frieden herrsche, auch nicht getanzt oder gedroschen werde, so drang die conservative Partei durch, und Nr. 97 war abermals für einige Zeit fernerer Duldung versichert.

Die jetzt plötzlich erfolgte Verurtheilung des zählebigen Baues war durch ein Gerücht verschuldet, das ein müßiger Zeitungscorrespondent als Lückenbüßer in die Luft geworfen und das sich solcher Art bis unter die Naturperrücke des vortragenden Consistorialschreibers verirrt hatte: der Landesfürst selbst werde auf einer Jagdpartie Hedeper berühren. Schon war dem Holzbilde der heiligen Gertraude, das noch aus katholischer Zeit her das Portal des Gotteshauses schmückte, die vor Urzeiten abhanden gekommene Nase durch Wolfenbütteler Schreinerhand wieder angesetzt worden, etwas zu spitzig freilich, wie der Küster meinte. Auch das tiefe G der Orgel hatte unter Herrn Florian's eigener Leitung der Kupferschmied aus Hedeper wieder aus seiner Fislage in die

Höhe geklopft. Jetzt kam das Pfarrwittwenhaus an die Reihe. Beschlossen war, Kirchengut könne es nicht länger bleiben. Wollte sich's ja Einer über dem Kopfe zusammenbrechen lassen, so möge er's für eigene Rechnung thun.

Der Küster konnte bei dreimaligem Ueberlesen der Verkaufsanzeige die Chronik des alten Hauses hinlänglich in seinem Gedächtniß auffrischen, um die Erklärung des jetzigen Beschlusses sich selbst zu machen. Immer aber blieb das Ereigniß von erschütternderer Bedeutung für ihn, als irgend eines, das die letzten Jahre mit sich gebracht hatten, den Tod des vorigen Herrn Pfarrers etwa ausgenommen. Das Wittwenhaus lag der Küsterei schräg gegenüber. Die Obstgärten grenzten aneinander. Das braune Hinterstübchen hatte den Blick auf den weinumrankten, vielgefürchteten Giebel. Das ganze Leben des Herrn Florian Habermus, je weniger die Außenwelt es berührte, hing mit unzähligen Gefühls- und Gewohnheitsfäden mit seiner nächsten Umgebung zusammen. Schmerzte es ihn schon, wenn im Herbst das Obst im Wittwengarten von den Bäumen geschüttelt wurde, einzig, weil diese Lese eine plötzliche Aussichtsveränderung mit sich brachte, ein wie viel größeres Stück gewohnter Behaglichkeit wurde ihm entrissen, wenn das Wittwenhaus plötzlich fremde Bewohner, nie gesehene Gesichter bekam, oder wenn man etwa Anbaue, Stützungen, Veränderungen an dem alten Giebelhause vornehmen sollte! Die Mög-

lichkeit, ein modisches Haus an die Stelle des alten treten zu sehen, mochte er gar nicht in seinen Gedanken aufkommen lassen.

Als er das Blatt mit der verhängnißvollen Anzeige wieder auf den Tisch gelegt hatte, klappte er das Bierglas zu, zog einen Groschen mit darauf geprägtem galoppirenden Pferde aus dem Tabaksbeutel und ging, ohne der Wirthin Rückkehr abzuwarten, aus dem Kruge.

Drittes Kapitel.

Aussprechen.

Bei dem Pfade, der über die Gänseweide nach dem Wittwenhause führte, stand der Küster nachdenkend still. Die Nachricht in dem Anzeigeblatt war nagelneu. Kaum ein anderer Gast mochte vor ihm im Kruge gewesen sein. Er schwankte, ob es sich für ihn zieme, der Nächstbetheiligten die Kunde zu hinterbringen. Seit des Pfarrers Tode hatte er nur in Berufsgeschäften hin und wieder das Wittwenhaus betreten; in den letzten drei Monaten gab es auch deren nicht mehr, und so schien ihm der Gang bedenklicher, als er in Wirklichkeit sein mochte. Nicht daß er das Auge der ihm etwa nachblickenden

Krugwirthin fürchtete, oder die Wachsamkeit der Seifensiederstochter gerade neben dem Spritzenhause, oder den mit Hanf in der Schürze hin- und hergehenden Seiler, der über alle Vorfälle in Hedeper Buch führte. In seiner Zurückhaltung gegen die Wittwe seines ehemaligen Vorgesetzten lag eine andere Art Scheu, theils durch den auf sie übertragenen Respect vor diesem seinem Vorgesetzten veranlaßt, theils durch eine höfliche, entfernt haltende Weise der Wittwe selbst, einen gegen ihn nie veränderten Ton, der nach und nach dem Küster ganz aus der Erinnerung brachte, daß er vor Zeiten als ältester Knabe des Meierhofs am Erlenkampe manches Mal mit der damals fünf- oder sechsjährigen Pfarrerstochter — der jetzigen Wittwe selbst — Sand und Steine in des Großvaters zerbrochener Geige spazieren gefahren hatte. Seitdem waren drei Jahrzehnte in die Vergangenheit hinabgerollt. Der Sohn des Meierhofs hatte beim Wolfenbütteler Magister den kleinen Zumpt rück- und vorwärts auswendig gelernt, um nach des Oheims Tode die lateinischen Floskeln in Tauf- und Trauscheinen richtig schreiben und auf einen etwaigen Witz des Herrn Kirchenvisitators mit der herkömmlichen grammatikalischen Phrase antworten zu können. Er hatte den Blasebalg auf dem Chor getreten, bis ihm der Oheim sein Lederkissen auf dem Orgelstuhl und zugleich das Organistenamt abtrat, das mit der Küsterstelle vererbte. Er hatte die Wachskerzen allsonntäglich am Altar angezündet und von Mariä

Heimsuchung bis Martini jeden Morgen sein: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, über das schlafende Hedeper geblasen, hatte sich an die alternde Marga und den ledigen Hahn im kaffeebraunen Hinterstübchen gewöhnt und die kurze Beklemmung vergessen, die ihn zum erstenmal im Leben beschlich, als die im alten Giebelhause aufgewachsene Pfarrerstochter, seine langjährige Nachbarin, vor zehn Jahren von seinem damaligen Vorgesetzten als Braut heimgeführt wurde. Er hatte sich an alles gewöhnt, was des Gewohntwerdens bedurfte, hatte alles vergessen, was ein Küster von St. Gertrauden, dem 1730 bis 1735 warnend im Geständniß standen, vergessen mußte, war Kind geblieben, ungeachtet die alte Marga von Jahr zu Jahr mehr Bartseife von Wolfenbüttel verschreiben mußte, war immer stiller und immer friedfertiger geworden, je mehr die Möglichkeit einer Doppelexistenz in das Reich der Jugendphantasien hinabsank, und spann sich allmälig in jenes Traumleben harmloser Naturen hinein, das in heiterer Unbedeutendheit und auf der ebenen Straße des Nichterlebens fast dasselbe Glück schon erreicht zu haben scheint, nach welchem stürmische Naturen auf gefahrdrohenden Wegen noch erst jagen.

Der Küster von St. Gertrauden wäre nicht sobald zum Entschluß gekommen, ob er nach Hause gehen oder ob er die Pfarrwittwe benachrichtigen solle, hätte sich nicht von fern auf der Landstraße ein „fechtender“ Handwerksbursche gezeigt, der ihn aus seinen Betrach-

tungen aufstörte. Sein Herankommen abzuwarten, das schien ihm ein zu großer Zeitverlust — er hätte den Werth der Zeit nimmer bedacht, wenn es nicht auf einen Andern zu warten galt; — sich davon zu machen, das sah einer durch Geiz eingegebenen Flucht gleich. Er zog seinen Tabaksbeutel und holte einen kupfernen Dreier hervor; dann fiel ihm aber ein, wie er selbst schon heute früh einen Groschen vertrunken hatte und wie unchristlich es sei, einen dürftigen Bruder nach eigener Sättigung so kärglich zu bedenken. Er nahm deshalb einen Groschen heraus, wickelte ihn in Papier und machte dem noch Entfernten durch Zeichen verständlich, daß ein Reisepfennig für ihn auf dem Chausseesteine liege.

Jetzt besann er sich nicht länger. Durch die Almosenreichung aus seiner Unentschiedenheit aufgerüttelt, faßte er sich ein Herz und ging auf das jenseits der Weidenbäume gelegene Wittwenhaus mit festen Schritten zu. Er überschaute es der ganzen Front nach. Sechs Fenster in der Breite, drei unterm Giebel, durch Weinranken versperrt und wohl seit manchem Jahre aus Besorgniß vor dem Einsturz der wetterbraunen Spitze nicht mehr geöffnet; in dem anstoßenden Stallgebäude zwei mit Blumentöpfen ausgestattete Fenster, einer Stube angehörend, welche als Ersatz für die verlassenen Giebelräume wohnbar gemacht worden war; zur Linken, in den Obstgarten vorspringend, die seit Langem nicht mehr benutzte Scheune, grün bemost, von Johanniskraut überwuchert,

ihrer großer Flügelthüren beraubt und den freiesten Einblick gestattend auf die lehmgeebnete Tenne, den Spielplatz mancher vergessenen Kindergeneration. Die Morgensonne schien voll hinein und beleuchtete die schillernden Farben der auf der Tenne behaglich sich sonnenden Hühner. Ein schöner goldstrahlender Hahn klappte mit den Flügeln, daß rings Stroh- und Futterreste umhertanzten, und ließ mit geschlossenen Augen seine Stimme erschallen. Von Weitem klang eine etwas melancholische Antwort: der Küster glaubte den schwarzen Einsiedler der Küsterei an der Stimme zu erkennen, und ihm ward in des Eingesperrten Seele gar weich zu Muthe. Auch Tauben flogen über die Tenne hin und her, einige auf beständiger Flucht, andere in unermüdlicher Verfolgung begriffen. Ein röthlich gelbes Kätzchen saß mit halb geschlossenen Augen auf der sonnigen Scheunenschwelle und nahm spielend das Köpfchen zwischen beide Vorderpfoten, wie um den stehen gebliebenen Küster anzudeuten, daß sie nichts dagegen habe, wenn er mit ihr anbinden wolle. Ein kleiner unbeholfener Hund kam kläffend zum Vorschein, blieb einen Augenblick in sicherer Ferne stehen, erschrak aber, als der Fremde die Hände in einander legte, und überschlug sich beim Davonlaufen, was neuen Schrecken und ängstliches Quiksen zur Folge hatte.

Der Küster wollte weiter gehen, aber er ließ sich immer wieder von Neuem Zeit, mit den Blicken auf der sonnigen Tenne umherzuwandern. Was ihm durchaus

nicht einfiel, war, daß er im Grunde lauter längst vergessenes Spielzeug wieder beisammen hatte, Hund, Katze, Tauben, Hühner, gute Gefährten seiner Kinderjahre, immer aufgelegt mit sich spielen zu lassen, eines Bauernkindes beste Kameraden, für die alles Nürnberger Spielzeug ein Stadtkind nur dürftig entschädigt. Wenn das Stadtkind der Blechtrompete überdrüssig wird, wenn das Schaukelpferd Mähne und Schwanz einbüßt und dadurch seine Hauptreize verliert, wenn der Hampelmann Arme und Beine schlaff hängen läßt und die Bleisoldaten nur noch zum Einschmelzen tauglich scheinen, da hat das Bauernkind sein lebendiges Spielzeug noch im besten Stande, und wo ein richtiger Hof ist, giebt's ohn' Unterlaß Neues und immer Neues: heute junge Kaninchen, morgen possirliche Frischlinge, übermorgen ein steifbeiniges Kalb und übermorgen gar ein Füllen, das wie auf Stelzen geht und weder wenn es ausschlägt, noch wenn es zu galoppiren versucht gefährlich ist. Ja, die Dorfkinder haben's gut mit ihrem fröhlichen Spielzeug, das mit ihnen aufwächst, mit dem sie selbst groß und verständig werden, und das sie nicht nach der Einsegnung über die Achsel anzusehen brauchen, im Gegentheil, dessen Werth und Nutzen sie dann erst begreifen lernen und dessen stete Nähe ihnen immer ein Stück seliger Kinderzeit vor Augen bleiben läßt. Fragt so manchen Bauern, warum er sich mit dem Viehstand plagt, statt sich zur Ruhe zu setzen und Rahm und Käse gleich den Städtern

von andern zu kaufen. Er weiß es nicht, aber er bleibt doch dabei, und wir errathen leicht, um welcher geheimen Ideenverbindung willen. Fragt den Küster von Gertrauden, warum er seinen Blick nicht von der Tenne läßt? Er weiß es nicht, oder er meint doch, weil er sich fürchte in's Giebelhaus zu treten und die Wittwe seines ehemaligen Vorgesetzten ohne Berufsgeschäfte aufzusuchen. Aber drinnen auf der Tenne hat er vor drei Jahrzehnten mit der damaligen Pfarrerstochter getanzt, und sind die Schuhe beider Tänzer auch längst vertreten und den Weg alles Leders gegangen, wenn ja die kleinen Füße beschuht waren, es trippelt doch noch etwas in der Erinnerung des Küsters herum, auf das er sich nicht besinnen kann, das ihm aber beim Anschauen der sonnigen Tenne fast wieder deutlich vor die Seele tritt und die Hauptschuld trägt, daß er sich in dem lächelnden Anschauen des alten Spielplatzes von der Wittwe selbst überraschen läßt.

Frau Pastor Anna Malter ist es in der That, die eben aus der Thür des Giebelhauses tritt und den fremd gewordenen Besucher einen Augenblick von ferne mustert, ungewiß, ob es der Nachbar aus der Küsterei oder der ihr durch ein unverständliches Gerichtsschreiben angekündigte Wolfenbütteler Amtsbote sei. Sie ist zart von Wuchs und blaß von Farbe. Die Krugwirthin würde sie zu denjenigen gezählt haben, welche schwach im Leibe werden, wenn sie einen Kessel vom Feuer heben oder

von zwei Uhr früh bis Mittag am Brunnen Zeug waschen sollen. Und mit Recht. Ihre Gesundheit hat gelitten, seit ihr plötzlich die Sorge für Unterhalt und Erziehung fünf unerwachsener Kinder allein auf die schmalen Schultern geladen worden ist, seit ihr ein Rechnungswesen zugefallen ist, von dem sie nichts begreift, und ein Rathgeber entrissen ward, dessen Unentbehrlichkeit sie jetzt erst zu ahnen beginnt. Drei Kinder sind ihre eigenen, zwei sind die der ersten Frau des seligen Herrn. Da giebt es abgesagte Gelder, vormundschaftliche Anfragen, gesteigerte Verantwortlichkeit schon um der vorausgesetzten Parteilichkeit willen, deren bloßen Schein es zu vermeiden gilt. Sie soll einen Kurator wählen und hat doch kein Vertrauen zu den ihr vorgeschlagenen. Von einem Monat zum andern hat sie ihren Entschluß verzögert und durch die Verschleppung ist die Klärung des Nachlasses nur noch schwieriger geworden; sie mag kaum noch daran denken.

„So hatte die Bedrängniß der Wittib des wohlseligen Herrn," heißt es in den Denkwürdigkeiten, „diejenige Höhe erreicht, von welcher der Prophet Elisa redet und die der König von Syrien verspottete, als er dem Weibe antwortete: hilft dir der Herr nicht, woher soll ich dir helfen? Von der Tenne oder von der Kelter?"

Der Küster hatte indessen zu jener Zeit wenig Ahnung von der Stimmung, in welcher er die Pfarrerswittwe

fand. Er brauchte sogar eine Weile Sammlung, um sich auf die Veranlassung seines Besuchs zu besinnen. Als er den Inhalt der Verkaufsanzeige endlich zusammengefunden und in möglichst amtsmäßiger Weise vorgetragen hatte, wartete er auf eine Aeußerung seiner Zuhörerin, die ihrerseits aber durch das Vernommene so sehr betroffen worden war, daß sie keine Antwort zu geben vermochte.

„Das Haus ist alt“, sagte er endlich, um nur etwas zu sagen, „und ich thue vielleicht Unrecht, wenn ich es erhalten wünsche. Nur habe ich mich seit manchem Jahr an seine Nachbarschaft gewöhnt und kann mir nicht vorstellen, wie die Küsterei drüben sich ausnehmen wird, wenn hier abgerissen und aufgeräumt werden sollte.“ Er machte Anstalten, sich zum Rückzuge vorzubereiten, immer mehr der Vermuthung Raum gebend, er habe sich eine fremde Sache zu Herzen genommen, ohne dazu berufen zu sein. Aber die Wittwe nöthigte ihn in's Haus und in die Fremdenstube. Sie habe niemanden, der ihr rathe, sagte sie, den Küster zum Sitzen einladend, und da komme Eins über das Andere — sie wisse gar nicht mehr aus noch ein. Ein Mann habe Erfahrungen mancher Art und könne sich durch Formen und Geschäfte durchhelfen. Was verstehe sie davon? Sie habe schon mehrere Male daran gedacht, ihn über die Nachlaßbesorgungen befragen zu wollen — warum es unterblieb, sagte sie nicht — er könne ihr einen großen Dienst

leisten, wenn er zu ihren Angelegenheiten schauen wolle. Es liege wie ein Alp auf ihr. Sie möchte am liebsten auf und davon gehen — setzte sie, die letzte Fassung verlierend, hinzu und bedeckte ihre Augen mit der Schürze, aufgeregt und erleichtert zugleich durch das begonnene Aufschließen ihres Innern, von welchem seit einem Jahr und wohl noch eine gute Weile länger der Riegel nicht zurückgezogen worden war.

Der Küster schlug die Augen nieder, völlig unfähig, sich in die ihm plötzlich aufgenöthigte Stellung zu finden. Nie war ihm etwas Aehnliches begegnet. Die Wittwe seines ehemaligen Vorgesetzten in Thränen, rathlos, ihm sich aufschließend, ihm, der sich vor Zeiten und noch vor einer Viertelstunde kaum getraute in ihrer Gegenwart niederzusitzen, nicht etwa weil sie hochmüthig oder herrisch gegen ihn gewesen wäre, aber um eines von ihm empfundenen Abstandes willen, über den er selbst nie ganz klar geworden war! Verlegenheit, Bedrängniß, Noth wohl gar in dem Hause derjenigen, deren goldene Hafergarben noch ungedroschen auf dem Boden der Küsterei lagen und die Mäuse über seinem Kopfe bei guter Laune erhielten! Abermals entfaltete seine Einbildungkraft ihre ungemessenen Flügel. Er sah nicht nur das Giebelhaus versteigern, auch den Hausrath, auch den Bücherschrank des seligen Herrn, seine Meerschaumpfeifen, seine drei Brillen, die goldumrahmten Confirmandenwünsche, die im Glasschrank aufgestapelten Weihnachtsstickereien seiner

ersten und seiner zweiten Gattin, die mit Geburtstags-gedichten bedruckten Atlasbänder — die eigenen darunter wußte der Küster noch auswendig — das Gypspantheon über dem Kachelofen mit lädirten Statuen der Diana, Apolls und einer namenlosen Muse, den lackirten Papier-korb, von dessen Inhalt die Heizung der Sakristei in milden Wintern bestritten wurde, die zwei Bronzeleuchter, die einzigen in Hedeper, in denen überdies noch die vor zehn Jahren während der Trauung benutzten Wachskerzen prangten, die aufgenagelten falschen Geldstücke, auf die der selige Herr bei Privatreprimanden gern bildlichen Bezug nahm, die in der Gemeinde confiscirten unge-stempelten Spielkarten, eine Sanduhr, ein Todtenkopf, ein Hahnenschweifwedel — draußen krähte der stattliche Hahn und von fern antwortete der melancholische Ein-siedler der Küsterei; Herr Habermus konnte des alten Kameraden Stimme deutlich erkennen. Er fuhr mit der Hand über die Augen, und als er fand, daß kein Traum ihn betrüge, daß die Wittwe ihm rathlos gegenüber sitze und von ihm Beistand in ihrer Verlegenheit er-warte, da nahm er zu seinem gewöhnlichen Schutzheili-gen, einem dehnbaren Bibelspruche, seine Zuflucht und schloß mit der Versicherung, daß er mit Gottes Beistand ihr über alle Noth wegzuhelfen gedenke.

Die bedrängte Frau hatte inzwischen wieder hinrei-chende Fassung gewonnen, um die Gefühlsseite dem ge-schäftlichen Theile dieses Vorgangs unterzuordnen und

die Hauptsachen, welche erledigt sein wollten, einigermaßen in Reihe und Glied zu bringen. Die Nachlaßangelegenheiten wurden erst oberflächlich berührt, dann eingehend und mit zunehmender Ausführlichkeit zusammengetragen, wobei freilich weder sie noch der in solchen Dingen völlig unbewanderte Rathgeber Abschweifungen vermieden, die zur Aufhellung der Sachlage nicht nöthig waren und der Wittwe immer wieder Thränen in die Augen brachten. Ueber allgemeinen Betrachtungen, die sich der Küster hierbei nicht versagen konnte, ging dann der eben gewonnene Ueberblick beiden von neuem verloren. Doch floß jedes solches, dem weichen Herzen des Küsters entquellende Wort wie mildes, besänftigendes Oel in die bewegte Brust der Pfarrerswittwe, und die balsamische Wirkung des Verstandenseins that ihrer Seele wohler, als wenn der geschickteste braunschweiger Notar in fünf Minuten ihr aus dem chaotischen Papier- und Zettelgewirr ihrer Buchführung eine regelrechte Bilanz mit stattlichem Ueberschuß der Einnahmenseite zusammen getragen hätte. Immer rückhaltloser that sie die Geheimfächer — nicht ihres Inneren, denn dem Küster fehlte für solche Wahrnehmungen jede Anlage, und ihm gingen daher alle naheliegenden Auslegungen verloren — wohl aber ihres Haus- und Rechnungswesens auf, und was sie in der ersten Viertelstunde ungenau angegeben hatte, wie man gern durch einzelne Verschweigungen und Unrichtigkeiten sich über zu rasche und zu weit gegangene

Mittheilungen andererseits selbst beruhigt, das berichtigte sie in der zweiten Viertelstunde, um in der dritten nochmals mit neuen Zusätzen darauf zurückzukommen. Weder sie noch Herr Habermus hatten von dem wirklichen Verhältniß der Nachlaßmasse eine Anschauung gewonnen, als die Mittagsstunde schlug und er zum verspäteten Läuten eiligst aufbrach. Aber in dem Auge der Frau Anna leuchtete es zum erstenmale wie zurückkehrende Gesundheit, nun sie zu den Kindern trat, die auf des Hauses anderer Seite im Lindenschatten mit Hanfbrechen beschäftigt worden waren. Eine Wolke, die ihre Stirne lange umflort hatte, begann langsam, langsam zu verfließen. Sie hatte einen Rathgeber gefunden, hatte ihr Herz erleichtert, hatte sich ausgeweint, und zwar mit anders nachhaltiger Wirkung, das fühlte sie, als während der ersten fünf thränenreichen Jahre ihres Ehestandes, ja als während der fünf thränenarmen, welche jenen folgten, und des langen, dumpfen Wittwenjahres, das eben zu Ende ging.

Viertes Kapitel.

Anstoß.

Kleinigkeiten sind die endlosen Ursachen von Weltereignissen. Das vermeintlich zu große Fenster in Trianon ward zur Pforte des Janustempels und spie

Brand und Verwüstung über Deutschland aus. Ein Glas Wasser, versichert Voltaire, löschte die erbittertste Kriegesfackel, welche je zwischen Frankreich und England geschwungen worden ist. Das Spottlied eines alten Tuchmachers, das derselbe unter Otto des Großen Denkmal in Magdeburg sang, blies den dortigen Bischof und seinen ganzen Anhang von ihren Sitzen und eroberte dem evangelischen Glauben eine ihrer Hauptvesten. Ein unerklärter Schuß, vor dem Pariser Ministerium des Innern abgefeuert, setzte die schon verglimmenden Kohlen der französischen Februarrevolution wieder in helle Flammen, stürzte einen Königsthron und wiederhallte so mächtig durch ganz Europa, daß seine Gehörnerven noch jetzt die Luftschwingungen des Echos zu spüren behaupten.

Kleinigkeiten sind die endlichen Ursachen von Weltereignissen. Nicht daß wir den Horizont dieses Abrisses plötzlich in's Unermeßliche zu erweitern beabsichtigten; nicht, daß wir aus dem stillen Küster von Hedeper zur Ueberraschung unserer Leserinnen einen jener trefflichen Männer zu entwickeln gedächten, deren Predigtsammlungen an regnerischen Sonntagsmorgen ihnen die Hausandacht so manchesmal erbaulich gemacht und sie vor nassen Füßen behütet haben; nicht daß wir aus der Anspruchslosigkeit einer Idylle in die schönrednerische Untrüglichkeit einer akademischen Biographie überzulenken und ein für allemal festzustellen wünschten, was bis dahin als sagenhafte

Nachricht von einem bedeutenden Charakter der weitesten Auslegung fähig war. Verschollen ist der Küster von Hedeper, und selbst seine Denkwürdigkeiten, die uns als Anhalt für diese Schilderung dienen, liegen nur in wenigen schlecht erhaltenen, wenn auch sauber geschriebenen Papierstreifen vor uns, kostbare Reste einer zu Schneidermaaßen verschnittenen Lebensskizze, in welche des seeligen Herrn Pfarrers älteste Tochter bei ihrer Verheirathung die getrockneten Blumenangebinde ihres Bräutigams wickelte und die solcher Art den Weg in die Schneiderstube der Wolfenbüttler Bürgermeisterin fanden, wo ich sie unlängst auflas, während die Frau Bürgermeisterin meinen Reisepaß visirte. Verschollen ist der friedliche Küster von Hedeper. Die Welt spricht nicht von ihm, und Weltereignisse knüpfen sich nicht an die Fußspuren, die er im Hedeper'schen Torfboden hinterlassen. Aber was waren ihm Weltereignisse? Nicht der Sturz Carls X., nicht die Entdeckung der australischen Goldlager, nicht die Erfindung der Dampfwagen, des elektrischen Telegraphen konnten ihm dafür gelten. Seine Welt begrenzten die Meilensteine der Hedeper-Chaussee, seine Weltereignisse waren Visitationen Seitens des Consistoriums, Thurmknopfvergoldungen, Kanzeldeckengeschenke, Anschaffung neuer Zifferbretter, Kirchenstuhlvermiethungen, Grabverkäufe, Nothtaufen, Armesünderbeerdigungen, und vor allem solche Vorfälle, welche geeignet schienen, die über-

lieferte Ehelosigkeit der Hedeper Küster in Gefahr zu bringen.

Und hier müssen wir zweier Kleinigkeiten Erwähnung thun, welche ein Weltereigniß solcher Art verschulden konnten: einerseits des in Papier gewickelten Groschens, andererseits des Wittwenzaun-Erkletterns, dessen sich der Küster schuldig machte, als er zum verspäteten Mittagsläuten den kürzesten Weg einzuschlagen für gerechtfertigt hielt. Der eingewickelte Groschen wurde von der ledigen ältesten Habermus entdeckt, ehe der Handwerksbursche herbeikam, führte zu Auseinandersetzungen zwischen diesem und der ältlichen Jungfrau und leitete sie auf die Spur des geistlichen Bruders, der ihrer Kurzsichtigkeit ohne diesen Wegweiser entgangen wäre. Sie beschloß sogleich in dem kaffeebraunen Hinterstübchen Posto zu fassen, und so gut die in der Küsterei aufbewahrte Brille des verstorbenen Oheims es zuließ, die Vorgänge im Giebelhause auf künstlich optischem Wege zu überwachen. Nachdem bei diesem Geschäfte ihre Geduld über die Gebühr auf die Probe gestellt worden war, erschreckte sie plötzlich der Anblick des Zaunkletterers, in dem sie anfangs einen Kirchendieb witterte, bis sie, roth vor Beschämung und Entrüstung, ihren geistlichen Bruder erkannte. Während des folgenden Läutens absolvirte sie sich von dem sonst ihr geläufigen Mittagsgebet, auf die passendste Anrede bedacht, mit der sie ihren Bruder zu empfangen habe. Als sie ihn endlich eintreten hörte, richtete sie sich mög-

lichst feierlich auf und wartete mit abgewandtem Gesicht des günstigsten Moments, in welchem sie ihn durch den Blick ihrer kleinen Augen und durch das gleichzeitige Entgegenstrecken ihrer spitzen Nase außer Fassung bringen könnte.

Kaum spürte der Küster die oft schon an ihm erprobte Wirkung, als ihm der ganze Umfang der von ihm begangenen Ungebührlichkeit auf die Seele fiel und seine gehobene Stimmung mit Gewalt niederdrückte. Was sollten die Leute sagen? Stunden lang ohne zwingendes Amtsgeschäft im Wittwenhause zu verweilen, war schon ein Verstoß gegen die Ehrbarkeit eines Hedeper Küsters. Aber nun noch das Fortschleichen auf heimlichen Wegen, das Ueberklettern des Zauns zwischen seinem und dem Wittwengarten, eines Zauns, der, wie das Apfelverbot im Paradiese, allen bisherigen Bewohnern der Küsterei für heilig gegolten haben mochte, und der nun plötzlich um seine makellose Unberührtheit gebracht worden war. Der Küster legte seinen schwarzen Filzhut geräuschlos hinter den ungeheizten Ofen und stellte sich mit dem Rücken gegen diesen, in der Verlegenheit vergessend, daß seit fünf Monaten kein Kienspahn hinein gethan worden war und daß draußen eine Augusthitze von etlichen zwanzig Grad auf den Dächern brannte.

„Du thust Recht“, begann endlich die Schwester, „nicht zu nahe an's Fenster zu treten und Deiner Schwester nicht in's Gesicht zu sehen. Die Beschimpfung

des Namens Habermus steht dort in Flammenschrift zu lesen.“

„Friederike“ . . . stammelte der Bruder und faltete rathlos die Hände.

„Du schämst Dich!“ hob sie abermals an, „bleibe nur in Deinem Hinterhalt stehen, und laß die Reue den Flecken fortbrennen, der unsern Namen von heute an beschmutzt hat.“

„Friederike!“ sagte der Küster von Neuem.

„Nenne mich nicht!“ wiederholte die Schwester, mit wachsender Heftigkeit die Brille des Oheims in die Höhe haltend. „So wahr ich jetzt in jungfräulichem Schmerz diese Reliquie Deines untadeligen Vorgängers gen Himmel hebe, so wahr wird, was ich durch sie erblicken mußte, gegen Dich zeugen und Wehe über Dich rufen, wenn Du einst dahin berufen sein wirst, wo —“ sie schloß ihre Rede mit einer Geberde, die dem Küster bedeutete, ihr versage der Athem und sie werde die Schmach nicht überleben.

Ehe indessen seine Antwort auf der Zunge war, hatte sie von neuem Kraft genug, um ihre Meinung über seine ewige Verdammniß, über das wuchernde Unheil, das er angerichtet habe, über den Fluch, den er auf alle seine Geschwister lade, über die Entweihung des kirchlichen Kleides und das Heraufbeschwören des göttlichen Zorns mit so lebhaften Farben dem Gemüthe des Bruders vorzuführen, daß er zerknirscht in seinen Lehnstuhl sank und

dem schwarzen Hahn kaum Zeit ließ, seinen Lieblingsplatz auf dem Stuhlkissen in Hast zu räumen.

Dann schlug sie heftig mit ihrem Strickbeutel auf den Tisch, verschwor sich, die Küsterei nie wieder zu betreten, ließ eine Verwünschung gegen alles Weibervolk los, das nach ledigen Mannspersonen angle, versetzte mit ihrem Schirm dem ängstlich umhertrabenden Sporn-träger einen Seitenstoß und entfernte sich mit lauteren Schritten, als die Küsterei seit manchem Jahrzehnt vernommen hatte.

Sie war schon eine Viertelstunde fort, ehe der Küster die Fassung wiederfand, um welche ihn der schwesterliche Zorn und sein eigenes Schuldgefühl gebracht hatten. Marga vervollständigte bei ihrem Erscheinen die Gedanken der grollend Fortgegangenen in einer Weise, daß eine Verabredung zwischen der letzteren und der alten Haushälterin dem Küster nur zu unzweifelhaft schien. Während des Tischdeckens versuchte er vergebens dem Redestrome durch begütigende Vorstellungen eine andere Wendung zu geben; da er indessen aus langjähriger Erfahrung wußte, daß seine Hausgenossin von Zeit zu Zeit solcher Gelegenheiten zum Austoben bedurfte, so begnügte er sich bald, über der versalzenen Bohnensuppe und dem angebrannten Rindfleisch seine Umgebung zu vergessen, so gut sich's eben thun ließ. An ein Schälchen Kaffee war heute nicht zu denken. Man hatte Tags vorher, hieß es bei solchen Gelegenheiten, den Rest gebraucht

und die neue Sendung aus Lüneburg müsse erst abgewartet werden. So schwer sich der Küster auch den gewohnten Nachmittagstrank versagte, so fand er sich doch in's Unvermeidliche und suchte im Marcus Paulus Trost für das, was ihm an häuslicher Behaglichkeit fehlte. Aber mit dem Lesen wollte es heute nicht gehen. Der Unmuth Margas donnerte noch zwischen den Töpfen und Schüsseln in der Küche; der Hahn hinkte auf einem Bein und ließ die Flügel kläglich hängen, des Oheims Brille starrte mit Argusblicken vom Fensterbrett herüber, das Kreidebild aus seiner Jugendzeit, das neben dem Pfeifenstande hing und auf das die Geberden der Schwester wie auf ein verlorenes Land der Unschuld und Paradiesesreinheit hingedeutet hatten, guckte aus dem gesteiften Knabenkragen wie ein lebendiger Vorwurf heraus und schien im fortwährenden Stirnrunzeln begriffen, das ganze kaffeebraune Stübchen schaute mürrisch und verdrießlich aus, ja die Mäuse über der Zimmerdecke verhielten sich so ungewöhnlich still, als sei ihnen der Appetit an dem goldenen Hafer vergangen, seit die Eigenthümerin derselben ihren Nachbar in's Vertrauen gezogen hatte.

Wohl eine Stunde saß der Küster unschlüssig und rathlos im Lehnstuhl, den Eindrücken seiner Umgebung sich wehrlos hingebend und seine Lage nur dann verändernd, wenn einer derselben ihm zu mächtig werden und ihn völlig um seinen Gleichmuth bringen wollte. Er

wagte nicht aus dem Fenster zu schauen, aus Furcht, er werde den Zaun und sichtbare Spuren von dessen Entweihung erblicken. Als er einmal bei einer Kopfwendung den überhängenden Giebel gewahrte, glaubte er denselben deutlich wackeln zu sehen. Er fühlte ganz klar, daß ihm ein plötzlicher Einsturz des Giebels in dieser Minute auch nicht die geringste Ueberraschung bereiten würde, obschon er sonst immer zu den Anhängern des Wolfenbüttler Zimmermanns gehört und an die Unverwüstlichkeit des Wittwenhauses geglaubt hatte.

Am Ende entschloß er sich zu einem Gange nach dem Meierhofe am Erlenkamp. Er wollte seinem Bruder vorstellen, wie die Verhältnisse im Wittwenhause beschaffen seien, wollte ihn bitten, sich der Frau anzunehmen, Kurator der Wittwe, Vormund der Kinder zu werden und wegen des Hausverkaufs diejenigen Schritte zu thun, welche etwa im Interesse der Bewohner des Giebelhauses rathsam erscheinen könnten.

Mit dem Vorsatz, sich solcher Art der eingegangenen Verpflichtungen zu entledigen und zugleich den Ruf der Wittwe, sowie seinen eigenen vor Nachreden zu wahren, holte er seinen Filzhut hinter dem Ofen hervor und machte sich auf den Weg.

Fünftes Kapitel.

Sie hat's gut!

Der Meierhof lag in behaglicher Ruhe vor dem Küster, als er, aus dem Erlenkamp biegend, an dem Teiche entlang, dem Ziele seiner Wanderung zusteuerte. Auf dem grün blühenden Wasser schwammen schnatternde Enten, und goldgelbe Entchen platschten hinterdrein, bald die Hälse untertauchend und mit den Füßen hoch oben mühsam das Gleichgewicht bewahrend, bald mit den Flügeln klappernd und sich ganz aus dem Wasser hebend. Ein Nachen voll Wasser lag noch am Strande; der Küster kannte ihn aus guter alter Zeit; bei einem Ferienaufenthalt des Wolfenbüttler Scholaren war zuletzt darin gefahren worden und seitdem diente er nur noch im Winter den Schlittschuhläufern als Platz zum Anschnallen und Ausruhen. Wie manches Mal hatte er auf diesem Teiche, wenn der Winter glatte Bahn und rothe Nasen brachte, seine ältere Schwester im Schlitten umherkutschirt, oft länger, als ihm's Freude machte, bis ihm die Hände starr und die Füße lahm waren, aber immer ihrem Willen gefügig, kaum je sich einfallen lassend, daß es anders sein könnte.

Ihm kamen neue und wieder neue Vorgänge in's Gedächtniß, die seine Schwester als herrisch befehlend

ihm vorführten. Hatte er eigentlich je einen eigenen Willen ihr gegenüber gehabt? War er je im Stande gewesen dauernd Widerstand zu leisten, wenn sie nicht seiner Meinung war? Und hielt der Grund ewig vor, den sie für seine Unterredung geltend machte, immer, immer wieder, daß sie nämlich an seiner Wiege ihre Jugendtage versäumt und seinetwegen nicht geheirathet habe? Der Küster rückte den Filzhut aus der Stirne. Wie lange in aller Welt hatte er denn in der Wiege gelegen? Es kam ihm zum erstenmal in seinem Leben der Gedanke, daß das nicht so viele Jahre gewesen sein konnte, als ein junges Mädchen zum Blühen braucht. Er dachte Anfangs, über fünf Jahre habe er doch schwerlich in dem Korbmacherbette verträumt; dann schienen ihm vier Jahre noch mehr, als aller Wahrscheinlichkeit nach seine Wiegenzeit gedauert hatte. Endlich fiel ihm ein, sein jüngstes Schwesterchen habe er selbst gewiegt und im zweiten Jahre sei es schon in's Holzbett gekommen. Er war über die Kürze der ihm als endlos vorgehaltenen Opferjahre so außer Fassung gebracht, daß er seinen Filzhut abnehmen mußte, um sich Luft und Erleichterung zu verschaffen. Aber freilich, was folgte daraus, wenn er auch die Schuld seiner Dankbarkeit gegen die Schwester um eine runde Summe verminderte? Blieb deshalb weniger wahr, daß er Küster zu Hedeper geworden, daß ein Küster zu Hedeper, seit Menschengedenken zur Ehelosigkeit verurtheilt und als ein Wesen

betrachtet war, über dessen Thun und Lassen aus diesem Grunde der ganze Ort vormundschaftliche Aufsicht zu führen hatte? Hielt er nicht selbst dafür, daß ein Christ, der zum Islam übertritt, nicht viel tiefer sinkt, als ein Küster Namens Habermus, der gegen den Brauch des Cölibats verstößt?

Er blieb sinnend stehen, denn es kam ihm vor, als halte auch dieser traditionell gewordene Vergleich nicht mehr Stich, und als sei die Zeit vorüber, wo er zu dergleichen Glaubensartikeln Amen sagte. Noch brannte in ihm das ungefährliche Feuer der Entrüstung über die fälschliche Verlängerung seiner Wiegenzeit, und er war nicht abgeneigt, alles von der Schwester Behauptete um jener einen Fälschung willen zu bekämpfen. Je näher er aber dem alten Meierhofe kam, desto mehr fiel er in die strengere Auffassung seines Standes zurück, die ihm hier seit seiner frühesten Zeit anerzogen worden war. Drüben hinter dem Wagenschuppen hatte er seinen Platz gehabt, wenn die Geschwister Kirchgang spielten. Nur er durfte dort stehen und die große Kuhglocke läuten, die vor uralten Zeiten dort zu diesem Spiele aufgehängt worden war. Das Holzdächlein über der Glocke stammte aus seiner frühesten Zeit. Er hatte nicht leiden wollen, daß Spatzen sich auf die Glocke setzten und sie zum Läuten brachten. Der Vater selbst war dem Kinde mit dem abwehrenden Dächlein zur Hand gewesen, froh darüber, daß es auf seine Privilegien halte.

Wo jetzt der Weitzenschober stand, hatte er früher auf leeren Biertonnen seinen Ehrenplatz, so oft die Geschwister Ringelreihen tanzten. Leere Tonnen waren seine Orgelpfeifen, ein alter Hammer ersetzte die Tastatur; kein anderer als er hatte das Recht droben zu sitzen und zu orgeln, und der Vater hatte es sehr übel vermerkt, als die Geschwister einmal einen Leiermann zum Aufspielen herbeigeschleppt hatten. Und war's ihm nicht auch dafür verboten gewesen, mitzutanzen, Blindekuh, Topfschlagen, Bergmann mitzuspielen? Blieb ihm nicht, eben dieser Absonderung wegen, das Abenteuer mit der Sandfuhre in der väterlichen Geige im Gedächtniß, bei welchem Abenteuer die jetzige Pfarrerswittwe einen Theil der ihm zugedachten Schläge mit auf den Weg bekam? Hatte er nicht — jetzt erst fiel's ihm wieder ein — mit ihr auf der sonnigen Tenne des Giebelhauses getanzt und, als Anna's Vater herbeikam, wohl eine Stunde lang unter einem umgeworfenen Holzkorbe verborgen gesessen, mäuschenstill, die Anna neben ihm, beide durch das Geflecht nach dem alten Pfarrherrn blinzelnd, der wegen Regenwetters seine Nachmittagspromenade auf der geschützten Tenne hielt und dabei die nächste Sonntagspredigt memorirte? Ihm ward bei dem Gedanken an diesen Jugendstreich ganz warm um's Herz und es schoß ihm durch den Sinn, als sei er noch heute nicht zu alt zur Wiederholung desselben, als sei er jung geblieben und als liege die Grenze noch fern, die er in so mancher kleinmüthigen

Stimmung schon als längst überschritten betrachtet hatte.

„Schönen Gruß, Herr Schwager!" klang ihm beim Betreten des Hofs jetzt eine helle Stimme entgegen. Die kugelrunde Gattin des Bruders saß, Rübchen schabend, auf der Steinbank vor der Thür, den Jüngstgeborenen auf dem Schooß, die zwei kleinen Töchter neben sich, beiden abwechselnd neue Rüben zureichend, so oft eine ihren Vorrath abgethan hatte. „Setzt Euch und sagt, was uns die seltene Ehre verschafft," fügte sie hinzu, indem sie einen Sitz auf der Bank frei machte.

Der Küster dankte und ließ sich mit gewohnter Würde nieder. „Wo ist mein Bruder?" fragte er nach Erledigung der näher liegenden Erkundigungen.

„Weiß nicht," versetzte die Meierin in der Arbeit fortfahrend. „'s wird wohl nicht gar lange dauern. Er hat nur den Knechten beim Heuumlegen nachschauen wollen."

Sie hatte eine Menge Wirthschaftsgedanken auf dem Herzen, die sie den Kindern nicht vorplaudern konnte und die jetzt der Schwager hören mußte. Im Korn sei dießmal noch mehr Mutterkorn als im letzten Jahr; die Katze habe sechs Junge geworfen, zwei schwarze, die anderen vier habe der Schwager wohl im Teiche schwimmen sehen? Steinobst gebe es dießmal sehr wenig, Kernobst so so. Zwischen den Tauben sei gestern der Marder gewesen; der Knecht wolle ihm mit der Flinte auflauern.

Sie gebe es aber nicht zu, ein Marderschuß habe schon manches Strohdach in Brand gesteckt. Mit dem Schleusenbau werde man's nun doch nicht länger anstehen lassen können. Die Kuhmagd habe ein Unglück gehabt. Butter koste in Wolfenbüttel sieben Groschen. Schinken gebe sie dieses Jahr nicht weg — — und was dergleichen Wirthschaftsreden mehr waren.

Der Küster nickte zustimmend, je nachdem in dem Vorgetragenen ein Ja oder Nein vorausgesetzt war. Dazwischen streichelte er wohl einem der Mädchen ein loses Haar aus dem Gesicht oder blinkte dem jüngsten zu, der mit den wasserblauen Guckern Himmel und Erde belugte und die nackten Füße unablässig bewegte, im dunklen Naturdrange des Ausarbeitens der kleinen Gliedmaßen begriffen.

„Ja, trample nur, du armer Schelm!" sagte die Meierin, als sie einen dem Säugling geltenden Blick des Schwagers auffing. „Ist's nicht hart zu denken, daß der arme Tropf in die Küsterei muß und es dermaleinst gerade so schlecht haben soll, wie Ihr es habt?"

„Das Amt hat auch seine guten Seiten," versetzte der Küster kleinlaut und wenig überzeugt von dem, was er vorbrachte. „Man lebt still und friedlich seinen Berufsgeschäften und hat wenig Gelegenheit Böses zu sehen und nachzuthun."

„Macht mir das nicht weiß!" sagte die Frau, ihre Schürze von neuem mit Rüben füllend. „Der katho-

lische Brauch, wonach der Kirchendiener ledig bleiben muß, ist nicht viel besser als die Schwierigkeit, die das dienende Volk findet, wenn sich's ehrbar zusammenthun will. Was geschehen soll, geschieht doch. Meiner Seel', lehrt mich doch die Welt nicht kennen!"

Dem Küster stieg das Blut in die Wangen. Er gedachte des heutigen Schleichwegs, des Zaunkletterns, des schwesterlichen Unwillens, und er wagte nicht auf eine Lauterkeit zu pochen, gegen die sich gerade heute so mancher Verdacht geltend machen ließ.

„Die Küsterei in Ehren!" hub sie nach abermaligem Rübenaustheilen wieder an. „Ich will nicht behaupten, was ich nicht weiß. Eure Vorgänger mögen brave Leute gewesen sein, obschon die alte Marga nicht immer so vertrocknet und verhotzelt war, wie sie es seit Eurer Amtsthätigkeit ist. Wo sie herstammt, weiß ich nicht, was andere darüber wissen wollen, geht mich nichts an. Euer Großoheim ist längst vermodert und ich will ihm nichts Böses nacherzählen."

Der Küster deutete mit ängstlichen Blicken auf die kleinen Mädchen hin, deren Anwesenheit die Mutter übrigens nach Bauernart noch niemals abgehalten hatte auszusprechen, was ihr gerade in den Mund kam, weßhalb sie auch diesmal des Schwagers Vorsicht nicht theilte.

„Aber das weiß ich," fuhr sie fort, indem sie den kleinen Küsterei-Aspiranten ein trocknes Tuch unterschob,

„daß mir immer derjenige Eurer Vorgänger der liebste gewesen ist, von dem die Chronik meldet, der Teufel habe ihn mit einem Weibe bethört."

„Der von 1730 bis 1735 im Amte gewesene?" fragte der Küster, nicht ohne Scheu.

„Derselbe," sagte die kugelrunde Schwägerin. „Wenn's der Herr Doctor Martin Luther für eine Sünde gehalten hätte ein Weib zu nehmen, da hätt' er's hübsch bleiben lassen und sein Küster nicht minder. Es ist ein dummes Geschwätz, was sie von der Schlange im Paradiese erzählen. Geben sie ihr da im Kalender ein Weibergesicht, und auf dem Sakristeibilde nicht minder! Als ob Weib und Schlange eins wären, während die Bibel doch ausdrücklich das Gegentheil sagt und der Herr ewige Feindschaft zwischen dem Weib und der Schlange setzte! Die Sache verhielt sich ganz anders. Die Kraft hatte der Herr dem Adam gegeben, die Klugheit wollte er für das Weib im Hinterhalt behalten. Deßhalb verbot er dem Adam, von dem Baum der Erkenntniß zu essen; dem Weib verbot er's nicht, sie war noch gar nicht erschaffen. Aber die Schlange kam dem Herrn in's Gehege. Sie verrieth der Eva, daß der Baum klug mache, und wußte wohl, das Weib werde seine Weisheit nicht für sich behalten, wenn's einmal gegessen habe. So bekam der Mann auch sein Theil Klugheit ab, und da nur auf Eine Portion gerechnet war, so sind sie beide nicht gescheidt davon geworden. Daß hernach der Herr sie nicht

mehr in seinem Paradies um sich haben mochte, ist mir ganz begreiflich. Der Adam war feig genug gewesen, sein Weib vorzuschieben; das verdroß den lieben Gott. Es fiel ihm ein, daß der Adam an die Arbeit müsse, und da ihm die Eva mit ihrer halben Portion Klugheit auch nicht mehr recht war, so hat er sie eben beide ausgetrieben und sich im Paradiese mit Thier- und Pflanzengesellschaft begnügt."

„Ihr gebt da eine wunderbare Bibelerklärung", versetzte der Küster, nachdem die Meierin sich wieder zu ihren Rüben gewendet und die Antwort ihres mit offenem Munde dasitzenden Zuhörers nicht abgewartet hatte. „Meine Vorgänger aber müssen anderer Meinung gewesen sein, und ich möchte den Lärm nicht erleben, wenn's in Hedeper ruchbar würde, der Küster wolle freien."

„Verlaßt Euch darauf, Schwager", sagte die Frau aufstehend, „wenn dieser hier" — sie zeigte auf ihren Kleinen — „wenn dieser hier dereinst Euer Nachfolger wird, so führe ich selbst ihm ein Weib zu. Der soll nicht ledig und elend in die Grube gehen, so wahr mir Gott helfe!" Sie legte etwas in ihre Worte, was dem Küster die Haare unter dem Filzhute auftrieb, etwa als habe sie den Zusatz: „An Euch ist freilich wenig mehr verloren", nur mühsam verschluckt. „Da kommt mein Mann", rief sie zurück, indem sie beim Gehen sich nochmals umwandte, und dem Küster schien's abermals, als habe sie

das Wort „Mann“ betont, um ihn fühlen zu lassen, er sei keiner.

Der Küster war von der letzteren Auslegung so empfindlich betroffen worden, daß er Zeit brauchte, um zu überlegen, was ihm eigentlich zu thun obliege, und ob es nicht an der Zeit sei, sich für's Eine oder das Andere mit Bestimmtheit zu erklären. Er wollte noch des Bruders Meinung erforschen, ehe er sich selbst entschied, und ging dem von fern Kommenden mit gewohnter Feierlichkeit entgegen.

„Rike hat Dir den Kopf warm gemacht“, sagte der Meier, nachdem ihm der Küster den Zweck seines Besuchs vorgetragen hatte. „Ich weiß schon Alles. Du bist ein Thor, daß Du ihr nicht das Haus verbietest. Mir sollte sie mit ihrem Strickbeutel keine Beulen auf den Tisch schlagen. Im Uebrigen mußt Du Dir selbst rathen können. Mit Kuratel- und Vormundsachen geb' ich mich nicht ab. Meine Knechte und Mägde würden's bald merken, wenn ich ihnen nicht mehr auf dem Dache säße. Um's Giebelhaus ist's kein Schade, wenn eine Aenderung geschieht. Willst Du den alten Schmaucher kaufen, so thu's in Gottes Namen. Hoch in die Hunderte wird er nicht abgehen. So viel steht wohl noch von Dir auf dem Meierhof.“

So viel stand allerdings von des Küsters Erbantheil auf dem Hof. Hätte man die Zinsen hinzugerechnet, so wäre wohl das Doppelte herausgekommen; aber Zinsen

wurden nicht gezahlt. Das war einmal bei den zur Küsterei Bestimmten nicht Sitte.

„Und Du meinst also", begann der Küster nach einigem Nachdenken, „ich solle die Geschäfte der Wittwe selbst zu ordnen suchen?"

„Da magst Du Dir selbst rathen", versetzte der Bruder, seine Schuhe ausziehend und sie durch's Fenster in's Schlafgemach schiebend. „Andern Leuten Rath geben, ist ein undankbar Geschäft. Jeder setze seinen Topf selbst auf's Feuer. Willst Du einen Trunk mit auf den Heimweg?" Und er langte nach einem Kruge, der neben seinem Bett im Schlafzimmer stand, hielt ihn dem Bruder zum Trunke hin und setzte ihn erst wieder an seine Stelle, als der darin verwahrte Mummevorrath zwischen beiden redlich getheilt worden war.

„Es ist bei ihm fixe Idee, niemandem Rath zu geben!" sagte der Küster zu sich selbst, indem er wieder am Teich entlang und auf den Erlenkamp zutrollte. „Ich hätte mir's selbst sagen können, war er doch nie anders, ging er doch immer seinen eigenen Weg, der ihn zu Glück und Segen führte, weil er nicht links noch rechts sah."

Er schlich gesenkten Kopfes am Teiche weiter und stand nur einen Augenblick nachdenkend still, als er die vier ersäuften Kätzchen entdeckte, die der Wind an den Strand getrieben hatte und bei denen sich Krähen und Elstern zu schaffen machten.

„So geht's im Leben", seufzte er, indem er weiter

schritt. „Dem einen will's wohl, den andern läßt's zu Schanden werden und böses Gezücht findet seine Atzung daran. Die vier da sind Küster geworden und verkommen wie ich, die andern sitzen auf dem Meierhof und man streichelt ihnen den glatten Pelz. Könnt' ich nur herausbringen, was mein Bruder gethan hätte, wenn er ganz in meiner Stelle gewesen wäre, da hätte ich gleich einen Wegweiser."

Er stutzte, denn der alte verwitterte Wegweiser, der beim Eingang des Erlenkamps in zwei Richtungen deutete, stand eben am Wege und reckte die Holzfinger ohne lesbare Inschrift nach entgegengesetzten Seiten, als wolle er ihm sagen: suche Deinen Weg selbst! Des Küsters Blicke schweiften in den Richtungen, wohin der hölzerne Rathgeber zeigte. Ein Strohmann, der im Kartoffelfelde seine Zeuglappen im Winde flattern ließ, schien der eine Gegenstand, worauf die Holzfinger deuteten. Die andere Holzhand wies auf die Straße nach Hedeper. In der Ferne erkannte der Küster eine vom Felde heimkehrende Bäuerin, die ihr kleines Kind in der Hucke auf dem Rücken trug und ihm dabei ein Lied vorträllerte. Eine Weile stand der Küster in Gedanken. Als er die Vogel- und Hasenscheuche nochmals ansah, meinte er sein eigenes Gesicht unter dem randlosen Filzhut des Strohmanns hervorgucken zu sehen. Ein Schauder schüttelte ihn und er machte, daß er in den Erlenkamp kam, wo ihm die singende Bäuerin noch eine Weile in der Ferne vorauf-

ging. Als sie seitwärts abbog, folgte ihr sein Blick. Sie war in eine Hütte getreten und kam nicht wieder zum Vorschein; das Fortklingen des Liedes verrieth ihm indessen, daß sie in ihrer eigenen Behausung war.

„Sie hat's gut!“ dachte der Küster und setzte seine Wanderung langsameren Schrittes fort.

Sechstes Kapitel.

Sehr bedenklich!

„Dies war der traurigste Tag meines Lebens“, heißt es in den Denkwürdigkeiten, beim Rückblick auf die eben erzählten Begebenheiten, „aber auch der zukunftsreichste.“

Im Propheten Ezechiel las ich bis tief in die Nacht und fand eine auf mich anwendbare Stelle, die mir viel zu denken gab. „Du sollst Dich auf Deine rechte Seite legen“, heißt es da, „und sollst tragen die Missethat des Hauses Juda vierzig Tage lang; denn ich Dir hier auch je einen Tag für ein Jahr gebe.“ — Mir fiel mein naher Geburtstag ein, allwelcher mein vierzigstes Prüfungsjahr beschließen und mir meine Freiheit wiedergeben sollte. Ich schnitt die schöne Stelle aus der Bibel und klebte sie auf den Wandkalender, der über meinem Bette hing, hart dem Tage zur Seite, auf welchen mein Geburtstag fiel.“

Die nächstfolgenden Aufzeichnungen sind leider unleserlich geworden; wir müssen mehr als vierzehn Tage überspringen, und holen nur noch eine abgerissene Notiz nach, welche am Rande eines Gürtelmaßes sich erhalten hat, und nach welcher der Küster an einem der folgenden Spätabende, durch das Nichtverlöschen eines Lichtes im gegenüberliegenden Giebelhause, sich verleiten ließ, noch kurz vor Mitternacht eine Latte aus dem trennenden Zaun zu heben und bis unter das erhellte Fenster hinanzuschleichen, in Sorge, wie er sagt, eine Erkrankung veranlasse das späte Brennenlassen des Lichts. Er scheint dann an dem Weinspalier bis zur Fensterhöhe hinaufgeklommen zu sein und die Wittwe, den Kopf in die Hand gestützt, am Schreibtische sitzen gesehen zu haben, vor sich ausgebreitet die sämmtlichen, von ihm, dem seligen Pfarrer verehrten, mit Gedichten bedruckten Atlasbänder. Das eine habe sie, heißt es weiter, zu wiederholten Malen ganz sonderbar angeschaut, was ihn so „consternirte", daß er den Halt am Spalier fahren ließ und mit Geräusch auf die unter dem Fenster wuchernden Küchenkräuter hinabglitt. „Die Hand des Herrn," setzt er hinzu, „wachte indessen über mir und ich kam unversehrt wieder durch den Zaun in den Schutz der Küsterei."

Es ist anzunehmen, daß die verloren gegangenen Tagebuchblätter von den weiteren Geschäftsbesprechungen zwischen dem Küster und der Wittwe Bericht geben.

Mindestens wird auf einem Kragenmuster der Endsatz: „und somit ward nach mancher Sitzung der Stand der Rechnungen in gehöriger Form festgestellt,“ nicht wohl anders zu deuten sein. Ein Aermelausschnitt erwähnt eines Nachmittags, an welchem der Küster den fünf Kindern der Frau Anna eine Düte mit Süßigkeiten überbrachte, die er sich heimlich von Wolfenbüttel verschrieben hatte, von welcher Sendung in Hedeper jedoch einiges ruchbar wurde. Die Krugwirthin wenigstens sandte eine schöne Empfehlung, und ob der Herr Küster nichts in den hohlen Zähnen behalten habe? eine Anfrage, welche den Küster zu der nicht unerfreulichen Randbemerkung veranlaßt: er habe damals erst einen einzigen hohlen Zahn und im Uebrigen ein sehr stattliches Gebiß gehabt.

Noch findet sich ein zusammengenähtes Längenmaaß, dessen nicht ganz verständliche Inschriften hier der Vollständigkeit wegen zusammengestellt werden mögen: — „.. zum Händedrucke . .“ — „derweil die Zeit noch nicht gekommen war, und somit . . .“ — „doch versagte die Zunge . . .“ — „fünf vaterlose Waisen . . .“ — „es geschehe der Wille des Himmels . . .“

Endlich lassen sich verschiedene Papierschnitzel in solcher Weise zusammenlegen, daß fünf Fasttage herauskommen, durch welche die alte Marga die im Herzen des Küsters entzündete Flamme zu löschen versuchte; daß ferner die kugelrunde Schwägerin ihm während dieser Hungerzeit alle Mittag einen Topf mit Suppe und

Fleisch durch eines ihrer kleinen Mädchen zusandte; daß die Schwester Friederike den Pfeifenstand sammt darauf verwahrten Thonpfeifen „am letzten des Monats Augusti“ zertrümmerte, den Marcus Paulus durch die regenbogenspielenden Scheiben der Küsterei in's Grüne hinausreisen ließ und das Kreidebild mit dem Steifkragen, „als zu gut für diese entweihte Stätte“, in ihrem Strickbeutel entführte; daß endlich der gelähmte Hahn, die Reiseroute des Marcus Paulus benutzend, in's Freie entkam und sich in die Scheune zu den Hühnern des goldgefiederten Nachbars begab, wo er, nach erwiesenen friedfertigen Gesinnungen, als ungefährlicher Familienbeirath geduldet wurde.

So standen die Sachen, als die Morgensonne des 10. September die Kirchthurmspitze von St. Gertrauden vergoldete und dem Küster in's schwindelhohe Schallloch schien, aus welchem er eben seine Clarinette zum Abblasen des Morgenchorals hinausstecken wollte. Unten begann das erste vereinzelte Leben des stillen Oertchens. Beim Küster öffneten sich die Läden; in der Mühle klang das Glöckchen, das zu neuem Aufschütten mahnt; der Nachfolger des diebischen Gänsehirten blies auf seiner Schallmei durch die Hauptstraße, und Gänse, deren Leiberfülle schon den nahenden Herbst verkündete, watschelten aus mancher halb geöffneten Pforte oder klemmten sich unter den Hofthüren durch, wo immer eine verschlafene Magd den Riegel noch nicht zurückgeschoben hatte. Dann kam

der Schweinehirte, der nicht musikalisch war, sich aber um so besser darauf verstand, Peitschenschnüre zu drehen und schläfrigen Betthockern die Ohren gellen zu machen; quikende Ferkel vermehrten den Lärm seines Durchzugs, grunzende Speckträger schlossen sich an. Das war kein schöner Morgengruß, und manchem Träumer führte die über- und doch auch wieder nicht übernatürliche Symphonie Wurst- und Schinkengedanken zu, um ihm dafür die Ambrosia und den Nektar des Traumlebens zu entführen. Eine Weile darauf schallte das Kuhhorn der kleinen Ochsenhüterin, die übrigens auch die Hut der Milchkühe für ein Neujahrsgeschenk mit besorgte. Der Küster hatte sie manchen Sommer lang aus dem Schallloch beobachtet. Sie wuchs nicht mehr, war, wie man in Hedeper sagte, stehen geblieben, mochte Jedem gern eins nachrufen, und zählte zu den ausrangirten Töchtern des Orts, die wohl noch manches Enkelkind dereinst beim Ochsenhüten sehen werde. Ihr Hund hatte sich's in den Kopf gesetzt, auch nicht mehr wachsen zu wollen, und vor seinen kurzen Beinen und seiner heiseren Stimme hatte kaum das jüngste Kalb Respekt.

Der Küster setzte wiederholt die Clarinette an den Mund, aber immer störte ihn noch das ferne Knallen, das verklingende Kuhhorn, das Brüllen der Kühe. Er nahm das Mundstück von Neuem aus den Lippen und blickte nach dem fern im Wiesendampf liegenden Meierhof hinüber, wo ihm über die erste Mutter der Menschen

eine so eigenthümliche Bibelauslegung geworden war. Er ließ, was er von dem andern Geschlecht kannte, an seinem innern Blick vorüberziehen und verweilte gern bei dem Gedanken an die kugelrunde Schwägerin, die ihn nicht mehr verachten werde, wenn sich sein Schicksal heute erfüllen sollte; denn heute war der Versteigerungstag. Das hingeworfene Wort des Bruders hatte Früchte getragen. Der Küster ward, wenn alles nach Wunsch ging, an diesem selbigen Tage noch eigenthümlicher Besitzer des Giebelhauses, und sein Auge schweifte nach dem alten Bau hinüber, der so manches Jahr ihm in's kaffeebraune Hinterstübchen geguckt hatte und in dessen Räumen seine Gedanken seit kurzem bei Tag und Nacht ihr Wesen trieben, — er wußte sie kaum mehr hinaus zu bringen.

In diesem Augenblick rollte ein grünwollenes Rouleau an einem der Giebelhausfenster in die Höhe; das Fenster öffnete sich und eine weibliche Gestalt, die Nachthaube noch auf den Locken, die Wangen vom Schlafe noch geröthet, wurde sichtbar. Sie sog mit langen Zügen die frische, erquickende Morgenluft ein, faltete die Hände und blieb im dankbaren Genhimmelblicken stehen. Der Küster hatte schon beim ersten Geräusch des Fensters sich in's Schallloch zurückgebogen. Als ein zweites scheues Hinabschauen ihn die Züge der Betenden erkennen ließ, da zog auch er sein Käppchen vom Kopfe und bat den Himmel um Segen und Gedeihen, wenn sein

Vorhaben preiswürdig sei, um ein warnendes Zeichen, wenn er auf dem betretenen Wege inne halten solle.

Er wartete in banger Spannung, ob nicht eine Krähe in's Schallloch hinein fliegen oder eine Eule den alten Thurm mit Geheul verlassen werde. Aber es blieb alles still. Als er zum dritten Mal hinabschaute, war das Fenster leer. Er nahm seine Clarinette zur Hand, klopfte mit seinem Kammerschlüssel das Mundstück zurecht, und stand in Gedanken, über den Choral nachsinnend, der eben dem heutigen Tage zieme. Ein altes Buch, das in der Tischschieblade des Thurmstübchens lag und Choräle aus früheren Jahrhunderten enthielt, setzte ihn durch die reiche Auswahl in Verlegenheit. Die wenigsten waren ihm heute fröhlich und festlich genug. „Verzage nicht, Du Häuflein klein", wurde ohne weiteres verworfen, so gern er's auch als den Schlachtgesang Gustav Adolphs an andern Tagen vom Thurm geblasen hatte. „Ach Gott, vom Himmel sieh darein!" paßte ihm heute eben so wenig; die Tage, wo er den alten Choral aus eigner bedrängter Brust anstimmte, waren hoffentlich für alle Zeit vorüber. Lange verweilte er bei Paul Gerhard's

„Auf, auf, mein Herz mit Freuden
Nimm wahr, was heut geschicht!
Wie kommt nach großen Leiden
Nun ein so großes Licht!"

Aber der Nachsatz:

„Mein Heiland ward gelegt
Da, wo man uns hinträgt",

wollte ihm nicht gefallen. Er hatte es nie früher bemerkt, wie viel Grabgedanken die meisten Kirchenlieder enthalten. Endlich meinte er das rechte gefunden zu haben. Riht's altes Kraftlied: „O fröhliche Stunden, o herrliche Zeit!“ war ganz seiner Stimmung gemäß. Er nahm die Clarinette zur Hand und wollte eben ansetzen, als ihm die zweite Zeile: „Nun hat überwunden der Herzog im Streit“, beschämt das Instrument wieder von den Lippen brachte.

„Der Löw hat gekrieget,
Der Löw hat gesieget,
Trotz Feinden, trotz Teufel,
Trotz Hölle und Tod.“

Das wäre Vermessenheit gewesen. Bei Leibe! Er schlug das Buch zu; für ihn stand nichts darin. Aber während er im eigenen Gedächtnißschatz umher stöberte, kam ihm das alte Liebeslied des Doctor Martin Luther in die Erinnerung. Bei Hochzeiten hatte der Küster es wohl einmal auf der Orgel zum Besten gegeben und sein eigen Theil dabei gedacht, da von der Gemeinde es kaum Einer kannte; der selige Herr Pfarrer war der einzige, der ihm je darüber etwas sagte, es aber doch als Choral gelten ließ, wenn auch nur bei hochzeitlichen Festen. Es ging nach der Melodie: „Ach Lieb mit Leid“, die über dreihundert Jahr alt war, und es lautete:

„Sie ist mir lieb, die werthe Magd,
Und kann ihr nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht man von ihr sagt,
Sie hat mein Herz besessen.

Ich bin ihr hold,
Und wenn ich sollt
Groß Unglück han,
Da liegt nicht dran,
Sie will mich deß ergötzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die sie zu mir will setzen."

Als der Küster das alte Liebeslied zu Ende geblasen und den letzten Ton lange angehalten hatte, immer, immer fort, so weit nur der Athem reichte, streckte er zum Schluß den Kopf noch einmal aus dem Schallloche und gewahrte, daß sich die Gardine des im Giebelhause geöffneten Fensters bewegte, als ob so eben erst eine andächtige Zuhörerin zurückgetreten sei. Der Gedanke, daß sie allein vielleicht in der ganzen Gemeinde den Text des Liedes kennen werde, trieb ihm das Blut in die Wangen, aber auch ein Lächeln auf die Lippen, und fröhlicher bewegt, als je in seinem Leben, schloß er das Schallloch, um aus seiner Höhe in die Küsterei hinabzusteigen. Es hatte sich zwischen dem Laden des Schalllochs und der Thurmbekleidung etwas eingeklemmt, das beim Schließen frei ward und hinab fiel. Er blickte hinterdrein, hörte indessen nur einen hellen Metallklang, veranlaßt durch das Niederfallen des Gegenstandes auf die Grabsteine unterhalb des Thurms. Beim Nachsuchen vermißte er den Kammerschlüssel, den er zum Zurechtklopfen des launenhaften Mundstücks mit auf den Thurm zu nehmen pflegte. Eine Bangigkeit beschlich ihn, dies könne das vom Schick-

sal erbetene Warnungszeichen sein. Hatte er zu früh gefrohlockt und etwas Unziemliches begangen, als er das Liebeslied vom Thurm herabbließ, daß ihm jetzt die Gräber unten Antwort sandten? Mit schwerem Herzen stieg er die knarrende Treppe hinab und las unten auf dem Kirchhof seinen platt gefallenen Kellerschlüssel auf. Wie war ihm doch mit einem Male seine ganze Hoffnungssaat so trostlos verhagelt! Er hatte kaum den Muth in die Küsterei zurückzukehren, aus Sorge, der Warnungszeichen möchten mehr werden.

Siebentes Kapitel.

Glück damit!

Inzwischen war die Versteigerungsstunde näher gerückt und Frau Dorotheen's Krug wimmelte von Gästen. Der Gerichtsauctionar hatte einen Mahagonihammer mitgebracht, der alte Schreiber eine Mappe voll Papieren und dazu eigenes Schreibgeräth; eine Stange Siegellack, so lang wie des Apothekers Thonpfeife, lag zinnoberroth auf dem seitwärts frei gemachten Tische und zog wechselweise mit der etwas erhitzten Nase drs goldbebrillten Auctionars die bewundernden Blicke der Kruggäste auf

sich. Der Schreiber erhielt Mumme, sein Vorgesetzter Bordeauxwein. Der erstere schnitt unablässig Federn und zog von Zeit zu Zeit die steife Roßhaarcravatte zurecht, deren Schleife sich's nicht nehmen ließ, alle fünf Minuten nach des Schreibers linkem Ohr hinüber zu rutschen. Da er seit funfzig Jahren als Schreiber fungirte, hatte er noch aus dem vorigen Jahrhundert Vorliebe für fließendes Papier mit herübergebracht, brach auch die Bögen in einer längst abgekommenen Weise, nach welcher der Rand genau neun Zehntheil der ganzen Bogenbreite einnehmen mußte, legte zu des Auctionars Verdruß Tabacksdose und Schnupftuch immer neben sich auf den Tisch, und brauchte mehr Streusand als hundert Schreiber heutigen Tags, so daß, wo er vom Schreiben aufstand, allemal genug Vorrath nachblieb, um bei Glatteis eine ganze Straße von der Länge Hedepers damit zu bestreuen. Auch der Auctionar hatte seine Angewohnheiten, wohin unter anderem das Sauersehen nach jedem Trunk gehörte, nicht minder das übermäßige Aufziehen der Brauen, so oft er durch seine goldene Brille sich die Umstehenden ansah, und in letzter Reihe das Räuspern vor jeder amtlichen Aeußerung, zu der er den Mund aufthat. Aber diese nämlichen Angewohnheiten hatte sein Vorgänger gehabt. Sie wurden lange mühsam nachgeahmt, endlich glücklich erlernt und als wesentliches Auctionatszubehör im Amte vererbt. Der Vorgesetzte bemerkte deßhalb nur die verdrießlichen Angewohnheiten

des alten Schreibers, von denen dieser seinerseits nie und nimmer zu lassen für die Hauptaufgabe seines Lebens und für das Einzige ihm verbliebene Selbstständigkeitsmerkmal zu halten schien.

Punkt zehn Uhr erhob sich der Auctionar, sah ein paar Mal mit hoch gehobenen Brauen durch die goldene Brille umher, räusperte sich, stieß drei, vier mal an, schob des Schreibers Schnupftuch mit dem Mahagonihammer vom Tisch herab, lächelte mit, als die Nächststehenden den Witz sehr lustig fanden, und rief endlich die Bedingungen aus, unter welchen das „baufällig gewordene" Wittwenhaus versteigert werden sollte. Es waren deren nicht viel andere als die üblichen, doch pflegten die letzteren schon unter der Zunge des Auctionars zu einer so ansehnlichen Breite verklopft zu werden, daß die für noch nöthig erachteten Zusätze dem Vortrage des Redenden kaum mehr zu Statten kamen.

Während dieser langen Vorbemerkungen thaten sich die Kauflustigen mit schlechten Reden über den „alten Rumpel" hervor. Ihrer waren nicht viele, aber hätte man ihnen glauben dürfen, so mußte, der sich daran wagte, noch Gottes Lohn verdienen. Nur zum Niederreißen tauge der Kasten; kaum die Stricke, die man dabei abnutze, würde er bezahlt machen. Wär's nicht eine Schande für den ganzen Ort, niemand würde so feige sein, sich die Finger dabei schmutzig zu machen. Thue es ja einer, der müsse schon ein guter Patriot sein und was der Reden mehr waren.

Solcher Patrioten fanden sich nach und nach drei. Anfangs sagte der eine, es sei ihm nur um das Obst im Wittwengarten zu thun, der andere, den Wein am Spalier werde er noch reif werden lassen, wenn er ja mit seinem Angebot hängen bleibe, der dritte, er habe eben nichts um die Hand und werde sich so bei Kleinem selbst an's Abdecken machen. Nach und nach wurden aber diese Liebhabereien den Reflectanten so werth, daß sie einander zu ganzen Zehnthalern in die Höhe trieben, bis der Eine, in der Hoffnung mit den anderen beiden gemeinschaftliche Sache machen zu können, um fünf Minuten Pause bat, während welcher Zeit die Reflectanten ihre Köpfe zusammensteckten, der Schreiber verlangend in sein leeres Bierglas sah, der Auctionar aber der neben ihm stehenden grünen Bordeauxflasche mit sauerem Gesichte zusprach.

Der Küster hatte sich zur rechten Zeit eingefunden, war jedoch nicht bis an den Tisch durchgedrungen und fühlte auch, daß seine Stellung eine selbstständige Betheiligung an diesem öffentlichen Verkauf sehr auffallend erscheinen lassen würde. Nicht nur waren die Kauflustigen mit Sticheleien aller Art bei der Hand, sobald sich ein Neuer mit einem Gebot vorwagte, und auch der Küster wäre als solcher nicht verschont worden, es störte ihn noch eine andere Rücksicht, diejenige auf die Krugwirthin nämlich, denn sie hatte schon bei seinem Eintritt auf die Wolfenbütteler Süßigkeiten angespielt, und es konnte nicht fehlen, daß man ihn hier öffentlich mit der Pfarrers-

wittwe in's Gerede brachte, wenn man seine Betheiligung überhaupt gewahr wurde. In seiner Noth kam ihm die Pause wie ein helfender Engel von oben. Nach vielen mißverstandenen Finger- und Augenzeichen gelang es ihm, dem Schreiber verständlich zu machen, es warte seiner ein Auftrag zum Mitgebot. Dergleichen Geschäftchen wurden ihm nicht oft, fanden auch nicht immer Gnade vor seinem Vorgesetzten, warfen aber doch so wie so eine kleine Gratification ab, um derenwillen sich schon ein nachträglicher Ausputzer hinnehmen ließ. In eine Ecke des Gastzimmers sich zurückziehend, nahm der Schreiber demnach des Küsters feierliche Anweisung entgegen und versprach, so lange Herr Habermus nicken würde, immer den übrigen um einen Thaler vorauf zu sein.

Als der Mahagonihammer dann von neuem zur Aufnahme des Meistbietens zusammenrief, mischte sich des Schreibers schnarrende Stimme unter die der anderen Käufer, Anfangs zu deren großem Verdruß, nach und nach als gleichberechtigt angesehen und nur allemal mit einem Witze aufgenommen, da der Schreiber ungleich den anderen nur thalerweise aufstieg. Unglücklicherweise stand aber vor dem fern im Gedränge steckenden Küster ein Stuhlgast auf, so daß der zeichentelegraphische Zusammenhang zwischen Küster und Schreiber unterbrochen ward, und trotz allem Halsrecken des letzteren und allem Zehenspitzen des ersteren nicht wieder hergestellt werden konnte.

Statt des Küsters trat ein anderer Käufer in der Person des Auctionars auf, und zwar sofort mit einem runden Zuschlag von hundert Thalern, welcher den übrigen Kauflustigen den Muth zum Höherbieten benahm und nach dreimaligem Rufen: „Niemand mehr?" das schließliche „Glück damit" zur Folge hatte.

Neben dem betroffen und sprachlos dastehenden Küster sagte ein Hedeper Zimmergeselle: „Für den Meister in Wolfenbüttel wird's ein gefundenes Fressen sein! Dacht mir's schon, daß er's nicht fahren ließe!"

„Für den Wolfenbüttler Zimmermeister?" fragte der Küster, noch kaum fassend, was er versäumt hatte, und daß nun alles zu spät sei.

„I freilich!" gab der Geselle zur Antwort. „Der würd' sich auch solch Geschäft aus der Nase gehen lassen; Fünf Fuhren brauchbar Holz sind in dem alten Kasten und mindestens zweimal so viel an Backsteinen. Wer's zum Abbrechen verkauft, kann sich einen neuen Rock dabei anziehen. Garten und Obstbäume hat er dann noch umsonst. Der Meister weiß aber schon, daß ein neu Haus noch mehr Grütze abwirft. Ihr sollt das blaue Wunder kriegen. Der macht eine ganze Straße daraus."

Des blauen Wunders bedurfte der Küster nicht mehr. Der Pfeifenqualm erstickte ihn fast. Ohne das spöttische Gesicht der Frau Dorothee zu bemerken, bahnte er sich den Weg in's Freie und fühlte erst ganz, mit welcher Geschäftsunerfahrenheit er sich an eine wichtige Sache

gewagt hatte, als der Giebel voll blauer Trauben ihn von fern durch die Obstbäume grüßte, als wolle er fragen: Nun, wie stehts? warst Du ein ganzer Kerl und zur rechten Stunde in der Bresche? Hundert Jahr halt' ich den Nacken noch brav, verlaß Dich darauf! Komm herein und laß die Frau Anna nicht in ungewisser Sorge.

Ja, so redete ihn der „alte Schmaucher" an und steifte sich, meinte der Küster, daß es schier aussah, als habe er sich nach langem Bücken aufgerichtet, wie jener Papstgewordene Cardinal, der die Schlüssel Petri gesucht hatte

Da lag die Tenne, die sonnige erinnerungsreiche Tenne mit der Hühnerfamilie und dem lahmen Spornträger aus der Küsterei, zu dem sich schon eine verstoßene Henne des Goldgefiederten gesellt hatte. Da spielte wieder das Kätzchen in der Sonne und der unbeholfene Hund lief klaffend den Fliegen nach, die sich auf dem warmen Lehmboden umhertrieben. Da stand das Fenster mit dem grünwollenen Rouleau offen, das nämliche Fenster, auf das er heute morgen so herzensvergnügt aus dem Schallloche hinabgeblickt, das nämliche, durch das er die nächtliche Leserin der Atlasbandgedichte belauscht; und darunter stand der schön gerundete Salat, auf den er hinabgeglitten war, der in Saat geschossene rothbeerige Spargel, der ihm schon in Vorahnung künftiger Tafelfreuden den Mund hatte wässern machen, der gewürzige Estragon, zu dessen Einthun die alte Marga nie zu bewegen gewesen war, und dessen Wohlgeruch ihm

Nachts bei jenem Falle zuerst erfrischend in die Nase gezogen war.

Das alles war zwar nichts gegen das Zertrümmern der übrigen Kartenhäuser seines neuen Glücks; aber so heftig war der Schlag gewesen, daß er den Verlust nur in seinen unbedeutendsten Atomen zu begreifen vermochte. Als er der Frau Anna selbst gedachte und des Risses, den der Hausverkauf in das ganze Gedanken- und Hoffnungsnetz der letzten Tage gebracht hatte, da gingen ihm die Augen über, und er hörte im Geiste die Stimme seiner kugelrunden Schwägerin, wie sie, den Gegensatz zu seiner Unselbstständigkeit, Halbheit, Unmännlichkeit scharf betonend, auf seinen Bruder mit den Worten deutete: „Das ist mein Mann!“

Die Worte waren's freilich nicht, die eben jetzt zu seinem Ohre klangen, aber die nämliche Stimme war's. Als der Küster aufschaute, kam die Meierin keuchend heran, die Wangen geröthet und die Stirn voll Schweißperlen.

„Lauft Ihr doch wie ein Faßbinder!“ rief sie, „und habt die Ohren unter dem Filzhut, daß man sich die Lunge nach Euch ausschreien möchte! Was habt Ihr nicht gewartet, bis der Käufer genannt wurde? Botet Ihr denn nicht mit, oder that's der Zimmergeselle neben Euch!“

„Fragt nicht, Schwägerin!“ sagte der Küster, seine Bewegung mühsam meisternd. „Der Wolfenbüttler Meister hat mich überboten. Alles ist zu Ende.“

„Ihr verdient's nicht besser!“ versetzte die Meierin, ihr Oberkleid aufnehmend und sich auf einen Stein am Wege setzend. „Vom Thurm blasen und zur Predigt orgeln, das könnt Ihr; aber was Ihr weiter könnt, das hab' ich noch nicht herausgebracht. Ihr seid, weiß Gott, ein abschreckend Exempel für jeden, der, wie Ihr, mit einem alten Weibe neben sich und einer kärglichen Versorgung vor sich, zu versauern in Gefahr ist. Meiner Seel', ich weiß nicht, was ich zu thun fähig wär', käm's darauf an, ein Kind von mir vor solchem Elend zu bewahren!“

Diesmal hatte der Küster nicht den Muth, die guten Seiten seines Amts hervorzuheben. Er antwortete nichts. Was lag ihm noch an den Vorwürfen der Schwägerin? Das Giebelhaus, das jedes Wort vernehmen konnte, blickte ihm ganz andere Vorwürfe in's Gesicht.

„Ich hab' vorgestern den Knecht fortjagen müssen, der mit der Kühmagd zusammen hielt“, hob die Meierin wieder an, „denn ich darf dergleichen auf meinem Hof nicht einreißen lassen. Aber da steckt doch Uebermuth dahinter, und wo Uebermuth ist, giebt's meist auch Kraft. Am rechten Fleck kommt schon was Rechts heraus, besteht's auch Anfangs aus ein paar Topfscherben. Aber Ihr — —!“ Sie schüttelte den Kopf und der Küster sah zum Glück nicht die Miene, welche die unwillige Geberde begleitete.

„Geht jetzt heim“, begann die Meierin von Neuem,

„geht heim und hütet Euch, je wieder anderer Leute Geschäft in die Hand zu nehmen. Die Frau Anna wird's früh genug erfahren, daß ihr das Dach über'm Kopfe abgedeckt werden soll. Versöhnt Euch mit Eurem Drachen in der Küsterei und schlagt Euch Freiergedanken aus dem Kopf, wenn Ihr überhaupt jemals solche hattet; denn aus Euch, Schwager, werde ein anderer klug!"

„Ihr seid rechtschaffen hart mit mir in die Schule gegangen", versetzte der Küster, durch die letzte Anspielung der Schwägerin zu einer Erwiderung gereizt, „und ich hab' mir's gefallen lassen, weil ich weiß, daß Ihr aus gutem Herzen so bös redet. Aber mit nachträglichem Vorhalten macht Ihr keine Dummheit ungeschehen. Ich bin von Kindheit an nur für die Küsterei erzogen worden, hab' an die fünfundzwanzig Jahre unter dem alten Strohdach gesessen und mein Lebtag kein Haus gekauft, noch nach einem Mädchen zum Freien ausgeschaut. Jetzt soll ich mit einem Mal Beides fertig bringen, und nun ich Lehrgeld zahlen muß, macht Ihr Euch noch einen Festtag, um mich mit meiner Unerfahrenheit ausspotten zu können."

„Geht", sagte die Meierin halb begütigend, „Ihr wißt schon, wie ich's meine."

„Euer Mann hätte mir nicht den Heimtrunk aufnöthigen sollen", fuhr der Küster sich erwärmend fort, „da ich ihn um Rath bat. Aber er redet auch lieber hinterdrein, als wenn's Zeit ist. Hernach ist's ein Leichtes

meistern, wenn man den Gesellen wirthschaften ließ, wie er's eben verstand."

„Schwager", sagte die Meierin, „Ihr sprecht wie ein aufsätzig Kind. Gegen meinen Mann laß' ich nun schon nichts aufkommen, es sei denn, er hör's mit eigenen Ohren. Habt Ihr ihn um Rath gefragt, ob Ihr freien sollt?"

„Das nicht", versetzte der Küster, ungewiß, wie er das wiederholte Berühren dieses empfindlichen Punkts aufnehmen solle, und ob die Schwägerin sich nicht unberufen in seine Sachen mische.

„Und ich wette", sagte die Schwägerin, ihre Arme in die Seiten stemmend, „Ihr wißt noch heute nicht, ob Ihr freien wollt oder nicht!"

„Laßt das", bat der Küster, sich verlegen nach dem Giebelhause umsehend.

„Ihr meint, das gehe mich nichts an", fuhr die Meierin fort; „aber ich hätte mir den Weg vom Erlenkamp wahrlich nicht zugemuthet, wär' nicht anderes in Hedeper auszurichten gewesen, als hier vor Euch auf dem Stein zu sitzen und Euch Predigten zu halten. Ihr sollt schon erfahren, warum ich Euch nachgekeucht bin. Doch erst muß ich reinen Wein kosten. Wollt Ihr freien, ja oder nein?"

„He", sagte der Küster, „so hat mich noch Keiner gefragt. Zum Freien gehören zwei."

„Ihr sollt nur für Euch sprechen."

„Ihr redet, mit Verlaub, wie man von einem Jahrmarkthandel redet“, versetzte der Küster, dem bei der nüchternen Gradheit der Schwägerin der ganze poetische Duft seiner Ehestandsbilder zu zerfließen begann. „Wenn ich jemanden glücklich machen könnte, so glaub' ich schon die Leute schwatzen lassen zu sollen.“

„So gefallt Ihr mir schon besser“, erwiderte die Meierin; „aber Ihr seid mir noch nicht wild genug, wenn Ihr von Eurem jetzigen Elend sprecht. Seht Ihr denn nicht ein, daß Ihr eigentlich gar nicht lebet, wie Euch so ein Jahr nach dem andern hinschleicht? Wem könnt Ihr nützlich sein? wem frommt's, wenn Ihr ein fröhlich Gesicht macht, wenn Ihr bei Tisch derb einhaut, wenn Ihr einen gescheidten Einfall habt? Da ist's doch ein ander Ding, wenn die eigene Frau am Herd steht und beim Sieden und Pretzeln denkt: Heut' wird's ihm aber schmecken! Von eigenen Kindern will ich noch gar nicht einmal reden — da giebt's im Leben schon nichts, was dagegen Stich hält, und Ihr seid doch noch kein alter Abraham — aber sitzt denn nicht manche brave Wittwe da, ohne Versorger und männlichen Rathgeber, und die armen Kinder sind ihre Noth und Angst, statt ihre Lust und Freude sein zu können, wenn sich ein rechtschaffenes Mannsbild ihrer annähme? Wozu ist denn der Mann in allen Dingen des Erwerbs und Verkehrs gegen das Weib im Vortheil? warum lernt er mehr und stößt sich im Leben herum, als weil die Welt-

ordnung darauf Rechnung macht, er werde dem schwächern Theile mit durchhelfen?"

Der Küster faltete die Hände und nickte unwillkürlich zustimmend.

„Ein lediger Mann", fuhr die Meierin fort, „ist ein elender Mann. Geht's ehrbar bei ihm zu, so schrumpft er allmälig ein, wird alt und kalt, und schaufeln sie ihn ein, da ist er vergessen. Geht's nicht ehrbar bei ihm zu, so wird er ein Taugenichts, der noch obendrein dem Teufel in die Hände arbeitet. Kein Baum im Walde ist sicher, daß er nicht dereinst an solch einem Wüstling zum Galgen werde."

„Wißt Ihr doch trotz dem Herrn Pfarrer zu reden", sagte der Küster, sich den Schweiß von der Stirne trocknend. „Gott bewahre einen Jeden vor solch einem Armsünderende."

„So nehmt Euer Herz in die Hand", versetzte die Meierin, „und sagt der Wittwe drinnen, wie Ihr vom Freien denkt. Mir habt Ihr's nicht sagen wollen, und das machtet Ihr recht. Sie wird's aber wissen wollen, denn ich will nicht gesund nach dem Meierhof heimkommen, wenn ihr's nicht schon mit der Vorrede zu lange dauert."

„Aber ihr vergeßt das Haus", sagte der Küster, zwischen Freude und Angst schwankend und die Hauptsache nicht mehr von der Nebensache unterscheidend.

„Davon reden wir nachher", erwiderte die Meierin,

von Neuem niedersitzend. „Jetzt geht hinein, denn es rückt stark auf Mittag und ich möcht' heim sein, eh' der Mann nach der Suppe fragt. Geht!" sagte sie, ihn fortschiebend, „geht und laßt mich nicht lange sitzen."

Der Küster zog seinen Rock zurecht, steckte sein Taschentuch, das im Filzhute lag, in die Rocktasche und entfernte sich zögernd in der Richtung des Wittwenhauses. Nahe vor dem Gitter des Gartens pflückte er eine Hand voll wilder Nelken, die er anfangs in's Knopfloch steckte, dann aber, um seinen Worten mehr Feierlichkeit zu geben, als zu überreichendes Angebinde in die Hand nahm.

Nachdem er die verfallene Steintreppe erstiegen, pochte er an die Thüre des Fremdenzimmers. Niemand antwortete. In der Küche warf die Magd eben einen Eierkuchen in die Höhe und ließ ihn, durch des Küsters Eintritt gestört, in die Asche fallen. Daß ihm trotzdem eine höfliche Antwort ward, diese Selbstbezähmung hätte ein minder argloses Gemüth als dasjenige des Küsters auf gewisse Aeußerungen der Hausfrau schließen lassen, durch welche diese ihre Umgebung auf den dem Küster schuldigen Respekt vorbereitet hatte. Als er sich nach der Rückseite des Hauses wandte, wo die schattige Linde stand, sah er die Pfarrwittwe beschäftigt, mit Hülfe der Kinder ein großes Netz auszubessern, das um die Zeit des Traubenreifens zum Schutze gegen die Spatzen über das Spalier gehängt zu werden pflegte. Der ganzen Länge nach war's

auf dem Rasen ausgebreitet; die drei ältesten Kinder saßen lachend drunter und banden Spagatfäden über die schadhaften Stellen, die zwei jüngsten mußten für's Straffhalten sorgen. Frau Anna überwachte die Arbeit und half nach. Als sie des Küsters Schritt vernahm, wandte sie sich nach ihm um, die Wangen vom Bücken geröthet, und stand auf, um ihm den Hut aus der Hand zu nehmen.

Die feuerrothen Nelken hatten seinen Worten mehr Feierlichkeit geben sollen; die Worte fanden sich aber nicht gleich und so mußten die Nelken allein die Einleitung machen. Die Röthe der Frau Anna wurde dadurch nicht vermindert; dem Küster fiel das heutige Thurmlied ein und seine Vermuthung über die Textkenntniß seiner wahrscheinlichen Zuhörerin. Er fühlte seine gehobene Morgenstimmung wiederkehren und führte die Hand der Wittwe an seine Lippen.

Nie in seinem Leben war ihm das begegnet. Wie es kam, wußte er selbst nicht, sie nicht viel mehr, doch ließ sie's geschehen und wandte sich nur mit einem Blicke seitwärts, der Kinder gedenkend, die ohne Ahnung der bedeutungsvollen Minute an ihren Spagatfäden fortknüpften.

Was auf seinen Lippen schwebte und doch nicht zu Worte kam, verstand sie mit dem liebegeschärften Blick eines weiblichen Auges. Ihr war, als fahre ein thränenfeuchter Schwamm über die Schicksalstafeln ihrer letzten

zehn Jahre, als sei sie noch einmal jung und dürfe diesmal ihr Herz frei verschenken, ohne eine Binde um die Augen zu haben. Sie warf einen flüchtigen Blick in des Jugendgespielen Auge und schlug es dann nieder. Nicht mehr der Worte bedurft' es; wie sie zu ihm stand, wie er zu ihr, war beiden in diesem Einen Blicke deutlicher geworden, als alle Reden der Welt ihnen es hätten deutlich machen können. Klangen ja Worte durch ihre Seelen, so waren's die des alten Liebesliedes:

„Und wenn ich sollt groß Unglück han,
Da liegt nicht dran!"

Da liegt nicht dran, da liegt nicht dran! klang's fort und immer fort; denn woran ist in Gottes weiter Welt noch etwas gelegen, wenn zwei Herzen zum ersten Mal inne werden, sie wollen zu einander halten?

Aber ist die Seele zu bewegt gewesen, als daß der Mund reden konnte, so fühlt die Brust doch endlich das doppelt dringende Bedürfniß, in Worten aufzuathmen, und das Ohr will auch sein Theil haben, nachdem Aug' und Hand den Bund schlossen. Ist es nicht mehr das Ungestüm des Jugendblutes, das im Herzen pocht, so ist es die ewige verjüngende Kraft der Liebe, die nach Ausdruck ringt, sei auch das Gefäß noch so armselig, aus dem sie ihre Opferdüfte gen Himmel steigen läßt. Die Meierin auf ihrem Steinsitz vernahm es nicht und die Kinder hörten's nicht, und auch die Magd mit dem Eierkuchen in der Asche hat's nicht vernommen; aber der

Garten des alten Wittwenhauses, die Rosenbüsche und das Geisblatt rechts und links, der Kiesweg und der Fliederbusch an dem verhängnißvollen Zaune — sie alle haben belauscht, was die Auf- und Abwandelnden einander zu sagen hatten, Dinge, die ihnen zum Theil erst heute ganz in's Bewußtsein gekommen waren und deren Wurzeln sich nach allen Seiten hin verfolgen ließen, nach den ersten Morgenliedern, die vom Thurm herab in's Ohr der Pfarrertochter klangen, nach dem ersten und einzigen Blick, den sie vor langen Jahren in die einsame Küsterei that, nach den späteren kurzen Begegnungen, die ihr das Blut in die Wangen und die Kälte auf die Lippen trieben, nach den beklemmenden Empfindungen, die sie beschlichen, als von der Orgel der Choral:

„Meine Liebe hängt am Kreuz ..."

an ihrer Hochzeit ihr in's halb betäubte Ohr klang.

Und auch er — besann auch er sich nicht auf jene nämliche bange Stunde, über die er damals nicht nachzudenken wagte? Kamen ihm nicht kalte Dezembermorgen ins Gedächtniß, an denen er lange in Gedanken am Fenster stand, hinüberblickend nach dem Giebelhause, wo die Pfarrerstochter nicht mehr zu sehen war, und von dem Gefühl seiner Einsamkeit ergriffen, wie es nur im trostlosen Winter ganz so heftig möglich ist? Erinnerte er sich nicht der Februarpredigten, die er einen Monat lang an des seligen Pfarrers Stelle abgelesen hatte, weil diesem die Kälte zu arg gewesen war, und der regel-

mäßigen Zuhörerin im Pfarrbelstuhl, die ohne Feuertöpfchen von Anfang bis Ende andächtig aushielt? Waren denn die Weihnachtskuchen zu vergessen, welche am heiligen Abend die einsame Küsterei mit Duft erfüllten und die seine Vorgänger noch nicht gekannt hatten, die erst des polternden Herrn Pfarrers junge Gattin einführte? Hatte es nicht zu Pfingsten, wenn Kanzel, Orgel und Altar bekränzt wurden, auch allemal für die Küsterei einen Kranz gegeben, der bis Martini über dem Kreidebilde hängen blieb und dem kaffeebraunen Hinterstübchen einen Festanstrich verlieh? Verschüttete der Küster nicht an einem Charfreitag einmal vom heiligen Wein, als er dem Herrn Pfarrer secundiren mußte und unerwartet hinterm Altar hervor die Frau Pfarrerin unter den Communicanten ihm zu Gesicht kam?

Alles das und noch vieles andere hatte von Zeit zu Zeit den Schleier zu lüften versucht, der zwischen beiden Seelen trennend und verhüllend hing. Aber es war nur ein vorübergehender Lufthauch gewesen. Der Schleier hatte Stand gehalten, beider Blicke umflorend, beiden verbergend, was im eigenen Grunde des Herzens nur des Bei-Namen-Rufens wartete, um aus dem Schlummer zu erwachen. Jetzt war es bei Namen gerufen worden und stand mit hellwachen Augen da.

„Und wenn ich sollt groß Unglück han,
Da liegt nicht dran!“ — —

Noch schritt der stille Küster an der Seite der

Pfarrerswittwe den sauberen Kiesweg auf und ab, als die kugelrunde Meierin, des langen Wartens müde, sich von ihrem Steinsitze erhob. Was ihr im Sitzen wegen des Zauns entgangen war, sah sie jetzt beim Aufrechtstehen: die zwei im Garten Lustwandelnden, Hand in Hand, bald Worte, bald Blicke wechselnd, und beide, so schien's, mit ihren Gedanken weit ab von der geduldigen Wächterin draußen.

„Da hätte ich bis zum Abend warten können“, sagte sie halb mürrisch vor sich hin und war im Begriff sich gekränkt zu fühlen. Aber es kam nicht dazu, die Gutmüthigkeit überwog. Sie dachte ihres Säuglings daheim und wie ihm der heutige Tag eine Gewähr mehr sein werde gegen die durch kein Gesetz vorgeschriebene und doch als alten Brauch vererbte Ehelosigkeit der Küster zu Hedeper. „Um meines Toni Willen“, sprach sie, ihre Hände faltend, „mög's ihnen gut gehen, hier und in Ewigkeit, Amen!“

Sie wollte sich eben, um nicht zu stören und auch den Mann nicht mit der Suppe warten zu lassen, auf den Heimweg nach dem Erlenkamp begeben, als eine Wendung der im Wittwengarten Wandelnden die Schwägerin dem Auge des Küsters verrieth. Er hob die Hand seiner Begleiterin vielbedeutend in die Höhe und rief die Meierin herbei, indem er ihr die künftige Frau Küsterin entgegenführte.

„Gottes Segen!“ sagte die Meierin, näher kommend

und mit Thränen in den Augen der neuen Schwägerin die Hand schüttelnd. „Es lohnte sich schon, in Geduld zu warten, nun alles zu fröhlichem Bunde gediehen.“ Sie meinte das Warten auf dem Steinsitz, aber die Wittwe verstand ihre Worte anders und konnte vor Bewegung keine Antwort geben. Nur die Hand der Meierin hielt sie fest und drückte sie, daß selbst die arbeitgehärtete Haut den Druck durch und durch spürte.

Um nicht gleich von dem geschäftlichen Theile ihres Verweilens zu reden, besann die Meierin sich in der Geschwindigkeit auf ein paar taugliche Bibelsprüche, zu denen der Küster aus eigenem reichen Gedächtnißschatze beisteuerte, während die Wittwe mit Kopfnicken und Amensagen die Pausen ausfüllte. Als aber das Pulver der Meierin verschossen war, glaubte sie die Frage wegen des künftigen Hauses nicht länger unbesprochen lassen zu müssen. Sie erwähnte des Hausverkaufs und ließ dem Küster Zeit, diesen allem Anscheine nach ihm fast entfallenen Gegenstand von dem rathlosen Standpunkte aus zu beleuchten, den er ihr gegenüber zuletzt eingenommen hatte. Sie verrechnete sich indessen. Der Bräutigam war noch so voll des süßen Weines, so ganz von dem Glücke erfüllt, welches ihm plötzlich aufgegangen war, daß ihm für alles Andere der Maßstab verloren gegangen schien. Die Küsterei wuchs in seiner Einbildung in's Ungemessene. Für dreimal so viele finde sich noch Platz darin; des leicht ausweitbaren Kornbodens nicht einmal zu ge-

denken, lasse sich das Hinterstübchen durch Hinausschaffen überflüssiger Stühle und Tische jeden Augenblick nach Belieben vergrößern; auf die Kammern vorn hinaus wolle er gar nicht Rücksicht nehmen. Die Wittwe nickte zustimmend, von dem Gefühle beherrscht, daß auch in engem Raum Glück und Zufriedenheit Platz finden. Aber die Meierin verneinte rundweg die Möglichkeit, daß die Küsterei bei Ausdehnung des Haushalts ausreichen könne. Auch hielt sie es nicht für passend, daß eine Pfarrerwittwe sich in die Küsterei hinab begebe. Man werde schon genug Verstandes brauchen, um gegen Nachbarn und böse Leute den Kopf oben zu behalten. Man dürfe sich nicht noch Blößen geben, statt gleich Trumpf anzusagen und zu zeigen, welches Blatt man in der Hand habe.

Da sie nur mit Einwänden, nicht mit Auskunftsmitteln herausrückte, gewann die Rathlosigkeit endlich die Ueberhand und der Küster fühlte ein Nachwehen des bedrückenden Gefühls, mit dem er dem Tabaksqualm des Krugs entflohen war. Selbst der warnende Kammerschlüssel fiel ihm ein und er wendete den Kopf mechanisch dem Thurme zu, nicht ohne eine gewisse Sorge, ihm werde aus dem Schallloche noch ein weiteres Warnungszeichen werden.

Aber die Schwägerin konnte es nicht über's Herz bringen, die Freude länger als vorübergehend zu dämpfen. „Vielleicht ließ sich Rath finden“, sagte sie, das eine Auge pfiffig zukneifend und abwechselnd den Küster und die Wittwe anblickend, als gäbe es was zu errathen.

„Der Schwager hat einen Bock geschossen, das ist wahr, und mit dem Giebelhause ist ein anderer durchgegangen. Aber hinterdrein ist er ein besserer Schütze gewesen. Euch, Frau Anna, hat er in's Herz geschossen, und das thut ihm so leicht kein anderer nach. Nun, da scheint mir's, darf ihm der Fehlschuß nicht so schlimm nachgetragen werden. Zur guten Stunde stand ich hinter dem Auctionar, und als der Schreiber nicht mehr am Bot war, zupfte ich den Auctionar am Aermel. So hab' ich den alten Schmaucher unversehens am Hals behalten: Ihr könnt ihn von mir kaufen, Schwager, wollt Ihr ihn? Schlagt ein! Für den Kaufpreis ist er Euch feil. Der Zimmermeister aus Wolfenbüttel kam fünf Minuten zu spät. Ihm war ein Wagenrad gebrochen."

„Schwägerin", sagte der Küster, mit feierlicher Miene in die ihm hingehaltene Hand schlagend, „ich hab' Euch immer für eine Frau gehalten, die auch ohne Hammer einen Nagel einzuschlagen versteht; aber heute habt Ihr Euch selbst übertroffen." Er sah sich nach dem Giebelhause um, das er schon gering zu schätzen versucht worden war und das ihn dennoch keinen Augenblick ganz aus seinem Behaglichkeitsbann losgelassen hatte. „Alter Freund", fuhr er fort, sein neues Eigenthum überblickend, „alter Kopfhänger, stehe noch lange fest, wie Du mir's heute versprochen hast! Es soll auch ferner ein still ehrbar Leben unter deinem schützenden Dache geführt werden. Wir wollen fest zu einander halten! Falle nicht aus dem Text!" Und zu der künftigen Frau

Küsterin gewendet, sagte er: „Der Zaun, der die Küster von Hedeper so lange gefangen hielt, ist eingerissen; auch der Zaun zwischen den zwei Gärten wird jetzt verschwinden. Im alten Giebelhause soll gewohnt, in der alten Küsterei geamtet werden. Führt uns zu Euren Kindern, Frau Anna. Mir wird so weich um's Herz, ich muß die Kinder küssen."

Die Wittwe hatte schon das nämliche Verlangen auf den Lippen gehabt. Sie ging dem Küster und der Meierin vorauf, zupfte den Kindern in Hast die verschobenen Kleider zurecht und flüsterte ihnen etwas zu, das keines ganz verstand, das sie indessen gehorsam in Reih und Glied brachte und dem herankommenden Küster die Mühe ersparte, sie einzeln aus den Netzmaschen hervorzuholen. Während er ihnen einem nach dem anderen feierlich den ersten Versorgerkuß gab, wischte die Meierin wiederholt mit der Schürze über die Augen und sagte zuletzt, mit einem Blick auf die saubere Kinderreihe: „Ihr seid eine brave Mutter. Gott segne Euch!" —

„Und Euch!" antwortete die Wittwe. „Ich werd' noch oft Euren Rath brauchen. Seid mir eine treue Schwester!"

Wie sich dergleichen sagen, hören, ansehen ließe, ohne endlich vom Händedrücken zum Kusse zu führen, ist nicht wohl abzusehen, und so kam denn auch richtig dieses beste Bundessiegel zu Stande. Daß auch der Küster seine Schwägerin küßte, versteht sich am Rande; sie reichte ihm selbst den Mund hin, vielleicht um der Frau

Anna einen Gefälligkeitsdienst zu leisten, denn jetzt erst erhielt auch sie den feierlichen Weihekuß. Dieß waren des Küsters erste Wagnisse, und wir haben keinen Grund, ihm zu mißtrauen, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten versichert, daß er erst am Hochzeittage den zweiten Kuß erbat und erhielt.

Was ihm über das Warnungszeichen hinweg half, ist nur andeutungsweise ausgesprochen. Es scheint, daß er noch an jenem Verlobungstage, als die Schwägerin endlich nicht mehr bleiben zu können erklärte, sich an den Kammerschlüssel erinnerte und ihre Meinung über die Bedeutung dieses Warnungszeichens erfragte, worauf die Meierin, auf die künftige Frau Küsterin deutend, erwiderte, die werde ihm schon sagen, was es künftig mit dem Kammerschlüssel auf sich habe.

Und so mögen denn die Manen des stillen Küsters von Hedeper nicht zürnen, wenn der wichtigste Wendepunkt seines Lebens ohne Arg und Spott, einfältig, wie Herr Florian Habermus im Bibelsinne selbst war, und ohne künstlichen Redeaufwand hier nacherzählt worden, „zu Nutz und Frommen“ — um mit den letzten Worten seiner Denkwürdigkeiten zu schließen — „zu Nutz und Frommen jeglichem, der sich noch in der eilften Stunde des alten, wahren Paradieseswortes erinnern will:

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

In's Kloster!

Erstes Kapitel.

Sehr dicke Luft.

Wir sind in der Stadt, in welcher Anna von Oesterreich und Philipp II. die Sonne Spaniens zuerst begrüßten, in Valladolid, dem Sterbeorte des Entdeckers von Amerika.

Juana, Carl des Fünften Tochter, hält in dem mit grünenden Gartenanlagen umgebenen Palaste ihren Hofstaat; sie ist Spaniens Regentin. Seit wenigen Jahren verwittwet, von ihrem in Portugal verbliebenen Sohne getrennt, beweint sie noch immer den Tod ihres Gatten, Juans von Brasilien, den sie schon im dreizehnten Monat ihrer Ehe verlor.

Fern von Valladolid im Kloster Yuste, dem Regierungssitze entflohen: aber nicht allen Sorgen der Regierenden überhoben, nicht allen Geschmacks an ihnen verlustig gegangen, fern von Valladolid im Felsenneste Yuste betet, politisirt und stirbt langsam dahin Kaiser Carl V. Heute ärgert er sich über seine Nachbarn, die Dorfbewohner von Quacos, deren Kirschen er baumweise

kauft, und die ihm, nach Vorausbezahlung, kaum einen Kirschkern auf den Zweigen lassen; morgen entsetzt er sich über die verlorene Schlacht bei St. Quentin, und will den Boten, der die Hiobspost bringt, nicht bis zu Ende ausreden lassen. Den Krieg der Regierung mit den Kaufleuten von Sevilla, die ihr Silber nicht in den räuberischen Staatsschatz zahlen wollen, theilt er durch persönliches Parteinehmen gegen die unloyalen Unterthanen. Den Dorfschönen, die das Klosterthor unter allerlei Vorwänden belagern, läßt er eine runde Summe Peitschenhiebe zusichern, falls eine von ihnen wieder auf Büchsenschußnähe sich der Clausura zu nähern wagen sollte. Seinen Schwestern verweigert er die zum Behufe eines kurzen Aufenthalts in seiner Nähe nachgesuchte Gastlichkeit. Nur die Frau seines treuen Quixada, Donna Magdalena, darf sich in seinem kaiserlichen Lächeln sonnen und ihm den kleinen Juan d'Austria, den künftigen Sieger von Lepanto, zuführen, der vor den Augen der Welt ihr Sohn genannt wird, ihr selbst aber fremder ist als dem kaiserlichen Mönch — warum? Das ist sein und Quixados Geheimniß. Zwischen diesen familiären und politischen Bezügen schlingt sich ein endloser Faden gastronomischer Leiden und Freuden. Kaum hat eine reichliche Schüssel mit Rahm, nach dieser eine gewürzte Pastete und, als Vortrab des Nachtisches, ein Gericht aus fettem Schweinefleisch von Estremadura — wenn auch von weit zarterer Beschaffenheit, als diese Bezeichnung

seiner Herkunft anzudeuten scheint — kaum hat solch kleine Ausschweifung dem kaiserlichen Feinschmecker neue Podagraanfälle zugezogen, so ist auch schon Doctor Mathys mit Sassaparilla und Lakritzensaft bei der Hand. Die aus Valladolid als ein Geschenk der Infantin eingetroffenen Melonen und Ananas müssen zurückgestellt werden, und selbst das Bier, dem der Patient sonst hold ist, wird für einen halben Tag in die Acht erklärt. Diese stoffliche Seite des ehemaligen Weltbeherrschers und die krankhafte Eßlust, die ihn seinem raschen Dahinsiechen immer hülfloser preisgiebt, hindert ihn nicht, der feinste Diplomat seiner Zeit zu sein und zu bleiben.

Aber Carl steht in der Komödie, die uns beschäftigt, nur im fernen Hintergrunde. Juana ist Regentin; auf ihren jugendlichen Schultern lasten die Regierungssorgen, seit ihr Vater, um ihres schönen kastanienbraunen Haares willen, ihr untersagt hat, den Klosterschleier zu nehmen. Ihr liegt es ob, Geld für den leeren Staatsschatz zusammen zu treiben, Ehrenämter und Adelsbriefe verkäuflich zu machen, neue Einnahmequellen zu ersinnen — und ihre Pfiffigkeit ersinnt in der That neue, z. B. die Abgaben der Priester, welche ihre Kinder aus dem Zustande staatlicher Rechtslosigkeit frei kaufen wollen. Auch verfällt sie auf das gewöhnliche Auskunftsmittel beschränkter Staats-Oekonomen: sie vertheuert das Salz. Dazwischen aber muß sie dem geizigen und grausamen Großinquisitor die Waffen entwinden. Er soll die einbalsa-

mirte Mutter des Kaisers von Tordesillas nach Granada begleiten und weigert sich die weichen Kissen seines Inquisitor-Stuhls zu verlassen. Dann wieder beschäftigen sie Dinge, in denen die Ansichten Beider mehr zusammentreffen. — Ketzerverfolgungen und was dahin gehört.

Und mit dem Ketzerwesen oder Unwesen verhält es sich denn etwa wie folgt:

Die Franziskaner Bettelmönche sind den Observanten, d. h. den streng nach ihren Ordensregeln lebenden Franziskanern zu einer Zeit gewichen, als die Reformation noch nichts weiter im Auge hatte, als die verloren gegangene Zucht zu Ehren der Mutter Kirche wieder herzustellen. Seitdem hat man die Bibel übersetzt und ganze Maulthierladungen ketzerischer Schriften aus dem hugenottischen Bearn eingeschwärzt. Dadurch hat sich die Haltung des Inquisitionsgerichts von den Juden und Mauren ab- und den „Neuerern" zugewendet. Karl schreibt Briefe über Briefe aus Yuste, um den schon regen Eifer der Regentin noch mehr zu spornen. Domingo de Rosas, ein Sohn des Marquis Posa, wird eingezogen, Costantius Ponce de la Fuente, des Kaisers ehemaliger Prediger und Almosenvertheiler, und viele andere folgen ihm in's Gefängniß. Im Mai 1559 werden vierzehn Ketzer, unter ihnen der berühmte Dr. Cazalla, in dem Schloßhof zu Valladolid vor Juana's Augen verbrannt. Den armen Doctor, der sich zum Widerrufe verstanden und seine Glaubensmeinungen aus Feigheit abgeschworen

hat, läßt sie, aus Rücksicht hierauf, allergnädigst erdrosseln und dann erst verbrennen, während die anderen dem Flammentode lebendig entgegen gehen.

Aber zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, steht das Holz zu diesen Scheiterhaufen noch im Walde. Noch ist kein Opfer gefallen. Wohl eine Vorahnung von kommenden Grausamkeiten liegt schon in der Luft Valladolid's, doch die Verfolgungen haben erst eben begonnen. Man fürchtet sich, man verlernt die sorglose Lustigkeit, vor Allem am Hof, vor Allem unter den Augen der weltfeindlichen, starren Juana, vor Allem in den Betstühlen der armen eingeschüchterten Hoffräulein, die so gern während der Messe über's Buch zur Seite schielen und denen jetzt kein Blick, kein Flüstern mehr ungestraft hingeht.

Denn selbst Moreto's Donna Diana kann nicht wegwerfender von den Gefühlen eines liebekranken Herzens reden, als es Juana's Art ist. Nach ihrer Meinung soll eine schwarzäugige Tochter Hispaniens so früh wie möglich den Schleier nehmen; eine blauäugige aber taugt vollends ganz und gar nicht für die Welt; hat doch der Himmel schon in ihrer Geburtsstunde mit der Augenfarbe ihr ein deutliches Zeichen ihrer himmlischen Bestimmung gegeben. Juana selbst theilt die Sehnsucht ihrer Vorfahren nach Klosterfrieden. Ihre Erholungen sind Gebet und Geißelungen in dem Kloster Ambrojo, dessen düstere Lage und dessen ernste Fichtenwaldungen zu ihrer freude-

feindlichen Philosophie besser als das glänzende Valladolid taugen. Kommt sie zur Fastenzeit nach Ambrojo, so beugt sie ihren fürstlichen Rücken nicht minder unter die Ruthe, als Karl in Yuste es zu thun pflegte. Noch aber darf sie sich den Regierungsgeschäften nicht dauernd entziehen. Das königliche Nonnenkloster zu Unserer Frau der Tröstерin, in welchem sie, ohne den Schleier zu nehmen, ihr Leben beschließen soll, entbehrt noch des Glanzes, den ihre dortige Zurückgezogenheit ihm dereinst verleihen wird.

So also ist die Sinnesart derjenigen, deren Wink die armen Hoffräulein sich fügen müssen. Es begreift sich leicht, daß mehr als ein schalkhaftes Auge den Blick senkt, wenn die strenge Herrin vorüberschreitet, daß Briefchen auf farbigem Papier und mit bunten Schleifen verschlossen Dinge gefährlicher Art geworden sind, nicht minder unheilsfähig als das harmlose Stück Erz, aus dem nach und nach sich Gefängnißketten schmieden lassen, ja daß zu den Bitten des Paternosters sich auf mancher furchtsamen Lippe der Wunsch gesellt: Behüte uns vor Serenaden, denn sie könnten uns gar leicht in's Kloster bringen.

Auf der andern Seite hat der Uebermuth der jungen Cavaliere in dem Maaße zugenommen, wie die Gefahr, bei Worte gehalten zu werden, sich vermindert. Es fällt manche Huldigung wie ein Funken in die Herzen der armen Hoffräulein. Zu jeder anderen Zeit wäre der

Pulverthurm in die Luft gegangen; aber wie die Sachen stehen, sind längst alle Löschapparate für solche Fälle in Bereitschaft. Das Wasser der kühlen Besinnung wird darauf gegossen, und ehe die Flamme zum Ausbruch kommen konnte, ist das natürlichste Gefühl der Welt unter dem Mantel entsagender Zurückhaltung erstickt. Juana übrigens hat zu viel Witterungsgabe, um den Ton nicht zu bemerken, der nach und nach unter dem jungen Adel beider Geschlechter um die Stufen ihres Thrones zur Gewohnheit zu werden beginnt. Mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit überwacht sie Blicke, Mienen und Worte, ohne doch die Cavaliere auf den Weg zum Mönchthum bringen zu können. Hin und wieder greift sie eigenmächtig ein. Dem Barfüßlerinnenkloster Santa Clara in Gandia wird ein erstes und bald ein zweites Fräulein zugetheilt, denen kein verwandtschaftlicher Beistand vermittelnd zu Hülfe kommt. Eine Weile ist's dann wieder mäuschenstill in den Vorsälen, wo der Atlas rauscht und die Perlen aneinander klingen. Man hört nur Geflüster, höchstens leises Kichern, und die Cavaliere führen aus reiner Langenweile den Schnurrbart mit den „dräuenden Spitzen" ein, um doch wenigstens den Händen etwas zu thun zu geben. Der berühmte Spitzenschnurrbart des unglücklichen Karl des Ersten von England hat es nie den Bärten zuvorgethan, welche um jene Zeit zwischen den Ufern des Pisuerga und dem stattlichen Campo grande auf und ab stolzirten, und

die von der Messe heimkommenden Kirchgängerinnen um all ihre Sammlung brachten.

Zweites Kapitel.

Eingefädelt!

„Gebt mir eine Kastanie,“ sagte Antuca de Zuniga zu dem Hofnarren Perico de Sant Erbas, der in einem der Vorzimmer Juana's am Kamine saß und in der heißen Asche Kastanien röstete.

„Für wen?“

„Für mich, Tagedieb!“

„Ein andermal!“ gab Perico zurück. „Sie erhitzen das Blut zu sehr.“

Antuca hatte ihren Platz auf dem Balkon nicht verlassen, und während der Hofnarr, auf dem Schemel sitzend, eines seiner zahlreichen Spottlieder zwischen den Zähnen summte, vergaß sie ihn und seine Kastanien im nämlichen Augenblick über dem bunten Treiben, auf das sie hinablickte. Es war nicht lebendiger als an andern Tagen; aber um diese Stunde gesellte sich mancher unbeschäftigte Gaffer zu den Verkäufern, Maulthiertreibern, Mönchen, Hackenschützen und Beamten, die ihr Beruf unter den Schloßfenstern vorüberführte. Auch viele Weiber mit ihren Kindern hatten sich in der Nähe des Auffahrtsthors gelagert, die Spindel in den rührigen Hän-

den, und hier und da klimperte eine Mandoline, trommelte ein Tambourin, zu Tanz und Lustbarkeit mahnend, denn Juana's Strenge hatte die Töchter Valladolid's noch nicht sämmtlich zu Büßerinnen zu machen vermocht.

„Schon wieder ein Handkuß! Diesmal sah ich's, bei San Juan!“ sprach Antuca für sich und lehnte sich über den Balkon hinaus, um einen jungen Cavalier nicht aus den Augen zu verlieren, auf den sich ihr Selbstgespräch bezog. Die Schöne aber, welche den Handkuß empfangen hatte, war in eine Seitengasse eingebogen, und der Cavalier kehrte gemächlichen Ganges, die Finger an den Schnurrbartspitzen, auf die dem Schlosse nächstliegende Seite der Promenade zurück.

Perico wühlte noch in der Asche. „Was geht Dich Don Hernandez an?“ sagte er, ohne sich umzuwenden. „Laß ihm doch sein Vergnügen. Immer vernünftiger noch, daß er mit dem Handkusse nicht wartet, bis die Finger der Donna Ximena einschrumpfen, wie die der Donna de Ambrojo.“

Antuca gab keine Antwort. Der Spitzname auf die Regentin war etwas abgenutzt, wie der Schalk selbst, dem der Witz ausgegangen schien, seit Carl ihn beim Abschied von Valladolid durch die Schlagfertigkeit einer Antwort außer Fassung gebracht hatte. „Warum lüftet Ihr den Hut vor mir?“ war damals Perico's naseweise Frage gewesen. „Etwa weil ihr nicht mehr Kaiser seid?“ — „Mit Nichten, guter Freund!“ hatte Carl

geantwortet; „ich nehme den Hut ab vor Dir, weil ich Dich künftig mit keiner besseren Münze mehr zahlen kann.“ In der That, die bessere Münze war seitdem in Pericos Ledersäckel knapp geworden. Juana liebte die Grobheiten nicht, mit denen Perico ihre wenigst günstigen Spiegel noch zu überbieten wußte. Der Narr trieb sich im Schlosse wie ein unnütz gewordenes Geräth umher, das keinen Augenblick sicher ist, nicht auf die Straße geworfen zu werden.

Inzwischen war Don Hernandez näher herangekommen, von weitem schon durch Blick und Lächeln das Hoffräulein auf eine jener Artigkeiten vorbereitend, mit denen er bis zur Spottähnlichkeit verschwenderisch war.

„Ich möchte ihn in's Kloster bringen!“ murmelte Antuca vor sich hin. „Bei San Juan! Wüßte ich nur den Zorn der Regentin auf ihn zu lenken! Bei San Juan!“ Und sie biß sich auf die Unterlippe, um nicht mehr herauszuplaudern, als ihr für einen Anschlag auf sein Weltbürgerthum rathsam schien.

„Du gönnst ihn keiner Andern, Perlhuhn,“ lachte Perico, indem er eine Kastanie nach der draußen Stehenden warf. „Hier! Aber verbrenne Dir nicht die Rosenfinger!“

„Er ist eine Wetterfahne,“ sagte Antuca. „Ich würde mich zweimal besinnen, ehe ich meinen Handschuh um seinetwillen auszöge. Wüßt ich's anzufangen, um ihn nach den canarischen Inseln zurückzuschicken, ich thät's lieber heute als morgen.“

Perico antwortete nichts.

„Weil er's den Andern vormacht," fuhr Antuca, nicht ohne Heftigkeit, fort, „meinen die Cavaliere jetzt mit uns spielen zu können, wie die Katze mit der Maus. Aber gelingt's nur Einer, ihn einmal vor Zeugen sich fest reden zu lassen, da wollen wir Juana schon bedeuten, daß es hohe Zeit ist, ihm die Tonsur zu scheeren. Bei San Juan! er müßte unter die Barfüßler!"

Perico summte sein Lied fort. „Einem Befehlshaber auf den canarischen Inseln zieht man die Saffianstiefeln nicht so leicht aus," warf er dazwischen. „Er weiß schon, was er thut, wenn er Euch mit seinen Leimruthen neckt. Was hat Dein mütterlicher Großvater getrieben! Sporen und Kettlein mag er in seinem Tiegel vergoldet haben, denn ein Pfuscher von Goldschmied soll er ja gewesen sein; aber Don Hernandez Großvater —"

„Schweig, Du Schmutzregister!" rief Antuca zornig und war nahe daran, ihm den Fächer an den Kopf zu werfen, der sie gegen Hernandez Blicke schützte.

Eine komische Geberde des letzteren erinnerte sie daran, daß sie im Begriffe war aus der Rolle zu fallen. Der Cavalier durfte nicht merken, daß ihr auch ein Stachel gegeben war, der zu rascher Sühne bereit war. In Gedanken überflog sie die bisher mit Hernandez gehabten Begegnungen; sie hatte sich zweimal linkisch genug benommen, daß er ihr zutrauen durfte, das einfältigste unter Juanas Hoffräulein zu sein, wie sie für diejenige

am ganzen Hofe galt, deren Reize am meisten für die Dürftigkeit ihres in der That mehr als mystischen Stammbaums eintreten mußten. Sie beschloß, aus ihrer Lage Vortheil zu ziehen und das Netz zu schließen, sobald er sich ihr einmal so nahe wagte, wie er's bei den andern Damen des Hofes schon häufig gethan hatte.

„Armer Don Hernandez!“ rief sie lachend vom Balkon hinab. „Ihr kommt wahrhaftig aus der Mode!“

„Weil Ihr es wollt?“ gab der Angerufene lächelnd zurück. „Seid barmherzig und werft mich noch nicht in die Rumpelkammer!“

„Weil Ihr nicht viel mehr, als der Narr hier, bei Hofe selbst vermißt werdet. Man sagt, die Handschuhe der Donna Ximena seien mit Gift parfümirt und haben Euch den Verstand umnebelt. Seht Euch vor, man hat Euch keine Einladung zur heutigen Audienz geschickt. Ihr kommt wahrhaftig aus der Mode! Seht Euch vor!“

Antuca lehnte sich zurück und es gelang ihr vollkommen, sich den Anschein zu geben, als habe sie nach Art der schlechten Schützen ihr Pulver verschossen, ehe sich eigentlich ihr Wild in Schußnähe wußte. Der Cavalier trat einen Schritt zurück, um sie nicht aus den Augen zu lassen und die ungefährliche Neckerei mit einem Blick zu erwidern, der etwa sagte: „Schau, schau! wird das Närrchen keck, da es unbewacht zu sein glaubt!“

Ihr seid bei guter Laune,“ sprach er weiter; „darf ich zu Euch hinauf kommen?“ —

„Um mir in's Kloster zu verhelfen?“ erwiderte Antuca. „Schönen Dank! Die Prinzessin hat ihre Augen weit offen, wenn die Gesandten auch glauben sollen, sie stecken immer unter'm Schleiertuche.“

„Ihr sprechet von der Audienz,“ versetzte der Cavalier. „Wann ist sie?“

„In einer Stunde.“

„Ich werde zugegen sein. Füllt Euern Köcher wieder und habt Acht auf die Tüchtigkeit Eurer Bogensehne. Es lüstet mich nach einem Scharmützel mit Euch.“

Antuca streifte ihren meergrünen Handschuh von den Fingern und warf ihn dem Untenstehenden hinab. „Damit Ihr Wort haltet,“ rief sie und sprang in's Zimmer zurück. Sie klatschte in die Hände. „Eingefädelt! Jetzt nur den Faden gewichst, daß er nicht abreißt!“

Perico war vor dem Kamin eingenickt. „Verbrenne Dir nicht die Rosenfinger, Perlhuhn!“ sagte er, als ihn das Händeklatschen halb erweckte. „Man zahlt hier zu Lande in wunderlicher Münze, seit der Señor de Todo*) im Sattel sitzt.“

*) Der Herr von allen Dingen, Spitzname für den Erben Carls V.

Drittes Kapitel.

Er soll es büßen!

Der meergrüne Handschuh war dem Befehlshaber der canarischen Inseln gerade auf die Achseln gefallen, wo er ihn nicht eher entdeckte, bis ein vorübergehender Wasserträger ihm zu demselben verhalf. Dadurch machte dieses ungewöhnliche Anknüpfungszeichen mehr Aufsehen, als sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. „Linkisch wie ein Maurenmädchen!“ murmelte Don Hernandez, von dannen gehend, indem er den Handschuh unter seinem violetten Sammtwamms verbarg. „Aber dreist wie eine Nachtigall! Ein kleiner Anlauf und wir bringen sie auf den Weg nach Gandia, gerade so sicher wie die zwei andern, die sich bereits der Santa Clara weihen mußten.“

Er blieb hinter einem Mauervorsprung des Universitätsgebäudes stehen, das er im Weiterschlendern erreicht hatte. Da ihm niemand gefolgt war, holte er den Handschuh hervor und betrachtete ihn eine Weile mit dem Auge eines halb des Besitzes sich Freuenden, halb über die Folgen dieser Gabe in Zweifel Befangenen. Hatte Juana das Schloß zu einem Kloster umgewandelt, so sagte die böse Welt von den Barfüßlerinnen des Klosters zu Gandia, sie wüßten das Kloster zum Schlosse zu machen, und das Gitter im Sprechsaal habe einige Stäbe,

die den Eingeweihten nicht immer Widerstand leisteten. Dem Cavalier gingen ein halbes Dutzend leichtfertiger Einfälle durch den Kopf, deren vorzüglichster — nämlich auf Kosten des Schlosses dem Kloster immer mehr neue Bräute zuzuführen, ihn am längsten beschäftigte und zuletzt laut auflachen machte. Ein vorüberwackelnder Bettelmönch, der sich angerufen glaubte, zog seinen Zinnbehälter mit Nasenkraut — einem spanischen Mönche auf S. Domingo verdanken wir ja die erste Kunde von diesem Wunderkraute — und nahm es durchaus nicht übel, als Don Hernandez die angebotene Priese mit den Zeichen völliger Unwissenheit über Sinn und Zweck dieser Gabe ablehnte.

Inzwischen hatte Juana von dem Vorfall unter dem Schloßbalkon dienstfertige Kunde erhalten. Antuca war nicht ohne Betheiligung an dieser Botschaft. Ihr sei, hieß es, ein Handschuh entfallen; Don Hernandez weigere sich, ihn zurückzugeben, um mit der zufälligen Beute wie mit einem Pfande prahlen zu können, das die Leichtfertigkeit der Umgebung der Prinzessin, zur Schmach für die strenge Herrin, bekunde. Diese an sich ganz unbedeutende Angelegenheit schien die Regentin endlich veranlassen zu wollen, ihre gegen die Hoffräulein angenommene Haltung auch den Höflingen gegenüber deutlicher hervorzukehren. Ehe noch die Audienzstunde schlug, saß Juana in Berathung mit ihrem Beichtvater, um ein Mittel ausfindig zu machen, das den Uebermuth der jungen Cavaliere endlich erfolgreich bräche. Es gingen allerlei

Plane zwischen ihr und dem geistlichen Herrn hin und her. Der Vater in Yuste sollte um seine Meinung befragt und einstweilen die Wachsamkeit verdoppelt werden.

Die Audienz galt dem Marquis von Astorga. Juana hatte aus besonderen Etiquetterücksichten Bedenken getragen, ihn anders zu empfangen, als dies mit auswärtigen Gesandten geschah, nämlich den Kopf bis zu den Füßen verschleiert. So verhüllt sollte er sie heute sehen. Es pflegte aber für eine Pflicht der Galanterie zu gelten, daß der mit der Audienz Beehrte am Schlusse derselben die Bitte vortrug, auf einen Augenblick die erhabenen Züge der bleichen Büßerin unverschleiert bewundern zu dürfen. Der Bittsteller wurde dann zu den Stufen des Thrones geführt, Juana zog das feine Brüsseler Gewebe zurück, und die Blicke des Neugierigen musterten ungestört das Antlitz der frühwelken Mutter des Prinzen Sebastian vielbesungenen Andenkens.

Der strahlende Audienzsaal des Schlosses zu Valladolid lag am Ende einer langen Reihe von Zimmern. Schon am Morgen hatte Gomez, der wohlbeleibte Ordner solcher Festlichkeiten, auf hoher Doppelleiter stehend, an den Wänden die Brabanter Tapeten befestigt, welche von der Königin Eleonore aus Flandern mitgebracht worden waren. Er hatte viel gekeucht und sich, im Gefühle seiner Tageswürde, gegen die jüngeren Hoffräulein, die neckend seine Leiter umstanden, sehr unehrerbietig betragen; der Popanz Nonnenschleier war auch auf seinen

Lippen gewesen, wie er das Stichwort für alle Bewohner des Schlosses geworden schien, und eben der Verdruß über unberufene Drohungen dieser Art hatte unter den Hoffräulein das gegen Don Hernandez zielende Complott zur Reife gebracht; die ersten Minen desselben begannen bereits zu spielen.

Zuvörderst wußten die Verschworenen von dem Dienst in unmittelbarster Nähe der Regentin sich frei zu machen. Antuca, sonst bei der Entschleierung mitwirkend, hatte einen triftigen Vorwand gefunden, um sich in einem der Vorsäle aufhalten zu dürfen. Sie mußte ja ihren Handschuh auszulösen bemüht sein. Juana fand dieses Geschäft dringend genug und ihren Eifer löblich.

Während sich demnach der Audienzsaal mit den Begleitern des Marquis von Astorga füllte und im Toilettenkabinet Juana ihre etwas magere Gestalt unter den Schutz des mystischen Schleiertuchs stellte, bald hier, bald da mit höchst eigenen Händen nachhelfend und den schwach gezeichneten Brauen künstlich jene Dunkelheit und Bogenreinheit gebend, welche eine Spanierin lautern Blutes zu ihren Hauptreizen zählt, — während dessen versammelten sich die jüngeren Hoffräulein in demjenigen der Vorgemächer, wo die weite Entfernung von der Regentin größtmögliche Freiheit der Unterhaltung gab, und wo der Brauch der spöttisch überschwänglichen Huldigungen seinen Hauptummelplatz hatte.

Schon fanden sich viele der jungen Cavaliere ein.

Man stand in den Fensternischen gruppenweise umher, streifte auch wohl mit einer verbindlichen Begrüßung die geschmückten Damen, die sich das Ansehen gaben, als sei das stärkere Geschlecht eine der überflüssigsten Erfindungen, welche in der Schöpfungsgeschichte verzeichnet stehen. Perico schob seine Taschenausgabe von Gestalt mürrisch durch die Reihen der Herren und Damen, auf ihre neckenden Anreden von Zeit zu Zeit mit einer Derbheit antwortend, die den Hoffräulein das Blut bis über den Nacken trieb.

Es verstrich ein großer Theil der zur Audienz gewöhnlich bewilligten Zeit, ehe Don Hernandez sich zeigte. Endlich sah Antuca ihn die Marmortreppe, welche zu den Sälen führte, ersteigen. Sie sonderte sich von ihren Begleiterinnen ab und ging ihm, wie durch Zufall, bis in den nächsten leeren Vorsaal entgegen.

„Hat das Narrenfest schon begonnen?“ fragte er, mit gravitätischer Verbeugung sie begrüßend und den meergrünen Handschuh mit einer Busennadel auf sein Sammtwamms heftend. „Ihr seht, Señorita, ich bin pünktlich im Liebesdienst. Man sagt mir, in Gandia werde eine Zelle für Euch bereitet. Gönnt mir einen Theil der kurzen Freiheit, über die Euer Herz noch verfügt.“

Antuca heftete ihre Blicke auf den Parquetboden. „Hier haben wir leichtes Spiel!“ sagte Hernandez zu sich selbst; „sie giebt eine vortreffliche Nonne ab!“ Er hatte Antuca's Hand erfaßt und sein Blick streifte ihr licht-

braunes Haar, die dunkleren Wimpern, das zierliche Näschen — streifte die ganze Erscheinung mit jener fröhlichen Leichtfertigkeit, welche nicht strenge mustert, weil nur ein Spiel im Werke ist, und die doch eines flüchtigen Zaubers, der auf sie geübt wird, sich undeutlich bewußt ist. „Wenn uns einer so beisammen sieht," sagte er wieder zu sich selbst, „so hat die Regentin schon vor Ave Maria Kunde davon, und ich wette Kette und Sporen, am nächsten Morgen ist die graue Maulthiersänfte auf dem Wege nach Gandia. Bei San Velasquez! ich will das ganze Schloß entvölkern!"

Antuca hatte andere, aber verwandte Gedanken. „Ich schaffe ihm eine Tonsur, bei San Juan!" sagte sie zu sich selbst. „Juana hat gedroht, jetzt gehe es an's Mönche machen. Er hat uns lange genug gehänselt; mag er sehen, wie das Rosenkranzbeten schmeckt. Bringe ich ihn nur ein paar Schritt weiter, so ziehe ich das Netz zu. — Was wollt Ihr mit meiner Hand?" sagte sie, ohne sich loszumachen. „Ihr seid ein arger Spötter. Gebt mir meinen Handschuh zurück. Die Mönche gehen ohne Handschuhe."

Hernandez lachte laut auf. „Ich merke, wo Ihr hinaus wollt. Ihr meint, ich solle mich scheeren lassen, um in Santa Clara Beichtvater zu werden. Das hat noch etwas Zeit. Einstweilen helft mir Leben und Lustigkeit in diese langweiligen Gruppen bringen. Ein halbes Stündchen dauert das Ceremoniell noch; nützen wir die Zeit."

Und mit feierlichster Haltung das sich schüchtern sträubende Hoffräulein in den gefüllten Wartsaal führend, von wo aus schon aufmerksame Blicke den Vorgang belauschten, stellte er Antuca den heiter Grüßenden als die Dame seines Herzens vor, bog ein Knie und hielt im Geschmack der Maskenscherze eine jener Antragsreden an sie, die niemandem überschwenglicher von den Lippen flossen als ihm.

Antuca hatte durch halbes Widerstreben und dann wieder durch williges Nachgeben sich mit gutem Erfolg das Ansehen gegeben, als spiele sie nur eine verabredete Rolle in dieser Antichambrefarce, zu der sich ein Kreis von Zuschauern bildete, sobald Hernandez sein Spiel begonnen hatte. Als er aber zum förmlichen Antrag gelangte, änderte sie ihren Ton und die Hand des Cavaliers wurde in einer Weise acceptirt, wie es nur in der Voraussetzung vollkommenen Ernstes geschehen konnte. Scheinbar dann von ihren Gefühlen überwältigt, griff sie nach dem Arme einer der ihr zunächst stehenden Hofdamen und sank mit dem besten Anstande von der Welt in Ohnmacht.

In diesem Augenblick verkündeten Fanfaren den Schluß der Audienz. Nach der einen Seite entfernte sich der vorgelassene Marquis mit seinen Begleitern, nach der andern rauschte das schwarze Atlasgewand der Regentin, deren Schleppe von Pagen getragen wurde. Ihr Weg führte durch den Vorsaal, wo das durch Hernandez versuchte Narrenfest auf so eigenthümliche Art zu unerwar-

tetem Ende gediehen war. Antuca de Zuniga ruhte noch, scheinbar ohne Bewußtsein, in einem sammtgepolsterten Sessel; um sie waren die mitverschworenen Fräulein. Don Hernandez hielt sich in der Nähe, zweifelhaft noch, wie er sich zu benehmen habe. Dieselben Zweifel verrieth die Haltung der übrigen Cavaliere. Perico, der Hofnarr, stand mitten im Wege und wich nicht aus, als die Regentin vorüberschritt, ohne durch ihren Schleier wahrzunehmen, welche Scene sie umgab.

„Mütterchen," sagte er, „nicht so eilig! Hier giebt's ein Wunder, das man nicht alle Tage innerhalb Deiner vier Mauern sieht — ein Brautpaar. Antuca hat den Canarienvogel gefangen. — Du gratulirst nicht einmal?" Er setzte die letzten Worte, sich nach ihr umwendend, hinzu, als die Regentin, ohne die Zudringlichkeit des Narren zu beachten, durch den Saal von dannen rauschte.

Sie gratulirte in der That nicht. Juanas Brust hob sich vor zorniger Erregung. „Er treibt die Posse weit," dachte sie und zerknitterte das feine Spitzentuch aus Lion, das sie in der Hand hielt. „Er soll es büßen!"

Viertes Kapitel.

Auf fröhliche Honigmonde!

Perico hatte Recht gehabt, als er des Standesunterschiedes zwischen der Enkelin des Goldschmieds und dem Enkel Francisco de Navagiero's gedachte. Hernandez Vorfahren hatten schon unter den Fahnen des Cid ihre Lorbeeren erstritten, und er selbst trug sein Haupt stolz genug, um, wenn es sein mußte, der Regentin gegenüber auf die Reinheit seines Stammbaums zu pochen und sich nicht schlechter zu dünken als sie selbst. Wie wäre es ihm in den Sinn gekommen, anders als im Scherze um die Gunst einer kaum dem Bürgerstande entwachsenen Niedlichkeit zu werben, um eine Antuca de Zunigà, gut genug für ein Spiel der Laune, schmuck genug, um, in die Romantik des Klosterbanns verwoben, der wünschenswerthe Preis eines tollen Streichs zu sein, aber doch von viel zu gewöhnlicher Abstammung, um einem altcastilischen Geschlechtsregister nicht für eine unwürdige Genossin zu gelten!

Und Antuca selbst? War es Lust an der Intrigue, was sie in diese Verwicklung hineintrieb? War es Eifersucht auf den Handkuß, welchen der parfümirte Handschuh der Doña Ximena erbeutet? War es, wie sie sich einredete, Haß gegen den Spötter, den Befehlshaber

der canarischen Inseln, der von der sichern Höhe seiner Oberherrlichkeit sich eben weit genug mit den jüngeren Hoffräulein einließ, um sie empfinden zu lassen, daß ein gewisser Rangunterschied alle Mißverständnisse über Aeußerungen selbst der zutraulichsten Art ausschließe? Ob sich nicht noch ein anderes Gefühl als das des beleidigten Stolzes zu diesen Empfindungen gesellte, als ihr beim Aufstehen aus dem Polstersessel Thränen über die Wangen rollten?

Etwa um Schlafenszeit wurde das Hoffräulein in das Gemach der Regentin beschieden. Juana lag auf einer Zobelottomane. Vier goldene Armleuchter mit Kerzen brannten an den Wänden. Die anstoßende Kapelle stand offen. Eine milchweiße Ampel beschien gespenstisch das Elfenbeincrucifix von sauberer Nürnberger Schnitzerei, das auf dem Hausaltar Juanas stand. Der Eintretenden Blick fiel zuerst auf diesen. „Nonne!“ klang es in ihr und eine bange Ahnung, als sei ihr junges Leben dem Kloster verfallen, preßte ihr die Brust zusammen.

„Tritt hieher!“ winkte die Regentin, ohne ihre Lage zu verändern. Antuca gehorchte. — „Glaubst Du,“ fuhr Juana fort, „daß Don Hernandez im guten Ernst Dich zu seinem Weibe machen will?“

Das Hoffräulein schwieg, aber die Röthe ihrer Wangen verrieth der Regentin, daß sie die wundeste Stelle der Befragten berührt hatte.

„Es sind mir,“ begann sie wieder, „Klagen über

Hernandez Uebermuth wiederholt zu Ohren gekommen. Er ist sich seines hohen Ranges bewußt, und ich selbst habe von der Art zu leiden gehabt, mit der er dieses Bewußtsein zur Schau trägt. Er hat mit Dir zu spielen gemeint und Du bist kindisch genug gewesen, Scherz für Ernst zu nehmen. Ist es nicht so?"

Antuca vermochte keine Antwort vorzubringen; Furcht vor dem Kloster, Bangigkeit vor einem zwingenden Eingreifen der Regentin in Dinge, die dem Herzen Antuca's selbst unverständlich waren, Besorgniß endlich, zum Gegenstand der Verspottung zu werden, wenn die Regentin dem Bewerber um ihre Hand das beabsichtigte Spiel hingehen ließ — diese Gefühle wechselten in ihrer Brust. „Ich bin noch nicht zum Nachdenken gekommen," sagte sie endlich, mit Gewalt sich zur Rede zwingend.

„So laß Dir Don Hernandez's eigene Worte hinterbringen," sprach Juana, indem sie das Hoffräulein scharf ansah. „Vor zwei Minuten verließ er dieses Zimmer. Sein Stand verbiete ihm, hat er mir erklärt, an eine Verbindung mit Dir zu denken. Er habe nur gescherzt und denke nicht daran, sich für gebunden zu halten."

Einen Augenblick zuckte es um den schönen Mund der Enkelin des Goldschmieds. „Ich würde mich für entehrt halten," rief sie mit Leidenschaft, „wenn ich je einwilligte, sein Weib zu werden. Ihn für seine Selbstüberschätzung zu züchtigen, das war's, was mein Benehmen gegen ihn bestimmte. Es fließt kein unedles Blut in

den Adern der Tochter Eugenia's de Zuniga." Sie legte die Hand mit Heftigkeit auf das vor der Regentin aufgeschlagen liegende Gebetbuch und setzte mit zitternder Stimme hinzu: „So wahr es ist, daß meine Hand dieses heilige Buch berührt, so bereit bin ich mein Haupt scheeren zu lassen und dem schönen Valladolid zu entsagen, wenn Ihr meinen Beleidiger in's Kloster sperrt."

Juana war nicht Spanierin genug, um das Gefühl zu begreifen, das in dieser Erklärung sich Luft machte, den Gedanken, der über den Rachedurst die eigene Freiheit vergißt und sie um den Preis erlangter Sühne auf's Spiel setzt. Die Worte des Hoffräuleins klangen ihr wie Verstellung. Sie wußte, wie ihre Umgebung den Schleier fürchtete. Sie beschloß, Antuca beim Worte zu halten; war ihr doch jeder Zuwachs erwünscht, den sie dem Kloster in Gandia verschaffte; versicherte ihr Beichtvater doch, die Leiter zu ihrer dereinstigen Erhöhung werde von Nonnen gehalten werden, die sie dem Klosterleben gewinne.

„Geh' jetzt schlafen," sagte sie kurz abbrechend. „Morgen hörst Du, was ich über Don Hernandez verhängen werde. Bete zur heiligen Clara, daß Du ihres Dienstes würdig erachtet werdest." Sie zog die Klingel und die diensthabende Duenna führte Antuca in den anderen Theil des Schlosses, wo ihr Schlafgemach lag.

Perico saß bei einem Weinkruge auf der oberen Stufe der Marmortreppe, an welcher sie vorüber gingen. Er

füllte das plumpe Crystallkelchglas, das er dem Geschirrschranke des gewesenen Kaisers vor Zeiten entfremdet hatte. Er hielt es der Vorübergehenden hin. „Auf fröhliche Honigmonde, Perlhuhn!“ rief er und setzte es zum langen Zuge an die Lippen. „Das Glas hat sich auch gegen das Kloster gewehrt, und ist beim Narren geblieben.

Der Kaiser beim Fasten, der Narr beim Wein —
Wer mag von Beiden der Närrischste sein?

„Ach!“ seufzte Antuca und verschwand mit der Begleiterin in dem schlecht erhellten Gange, der nach ihrem Gemache führte.

Fünftes Kapitel.

Immer weiter.

In der nämlichen Nacht erwachte Don Hernandez de Navagiero durch einen lauten Wortwechsel, welcher vor seiner Kammerthür entbrannt war. Er hatte sich kaum von seinem Lager aufgerichtet, als Sbirren mit langen Hellebarden sich zu ihm den Weg bahnten und seinem Bette gegenüber Posto faßten. Im ersten Augenblicke glaubte er die gefürchteten Werkzeuge der heiligen Hermandad vor sich zu sehen.

„Was wollt Ihr?“ rief er. „Ich habe nichts mit dogmatischem Gezänk zu schaffen. Scheert Euch des Wegs, oder — “ — er suchte nach seinem Degen — „Ihr sollt erfahren, wie Don Hernandez nächtliche Einbrecher zn empfangen pflegt.“

Aber ein Papier, das ihm der Führer der nächtlichen Runde entgegenhielt, zeigte Juana's noch frische Unterschrift und erinnerte ihn, daß ihm die Regentin vor wenigen Stunden nachgerufen hatte: „Ihr sollt von mir hören!“

„Wohin führt Ihr mich?“ fragte er, seine Kleider anlegend und sich dem Machtbefehle der hohen Frau fügend.

„Nach dem Thurm von Medina del Campo.“

„Ich folge.“ Und die ernste Wendung überdenkend, welche das improvisirte Narrenfest vom Abend vorher zu nehmen schien, ließ er sich durch die schlafende Stadt dem Gefängnisse zuführen.

Orangedüfte, von den Schloßgärten und den Alleen der Pisuerga-Ufer herüberwehend, schwammen in der lauen Nachtluft. Eine Nachtigall klagte unmittelbar unter den Fenstern des alten Medinathurmes im Rosengebüsch des Gefängnißgartens. „Dreist wie eine Nachtigall!“ hörte er in sich eine Stimme sagen. Und er versuchte, sich die Züge der Dame, um deren beleidigter Ehre willen er diese Nachtwanderung unternehmen mußte, in's Gedächtniß zurückzurufen, das lichtbraune Haar, die dunk-

leren Wimpern, das zierliche Näschen. „Absonderlich genug!“ sagte er zu sich selbst, indem er die Thurmtreppe erstieg. „Was wird Doña Ximena zu meinem Abenteuer sagen?“ Seine Hand streifte den noch auf seiner Brust befestigten Handschuh Antucas. Er wollte ihn unwillig herunterreißen, aber als die Busennadel nicht gleich nachgab, ließ er ihn an seinem Platze. „Eine Herausforderung in bester Form war's,“ sagte er lachend. „Sehen wir, wer Sieger bleibt. Juana soll erfahren, daß nicht allein der Löwe im Wappen der Navagiero's Zähne im Rachen hat.“

Um dieselbe Stunde etwa saß Juana im Gespräch mit ihrem Beichtvater. Die Kerzen waren tief herabgebrannt und ihr blasses Gesicht sah noch geisterartiger als gewöhnlich aus; die milchweiße Ampel der Kapelle raubte ihren Wangen die letzte Spur von warmer Lebensfarbe.

„Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt,“ sagte sie, die Hände im Schooße faltend und auf sie niederblickend, wie um dem Auge des Paters nicht zu begegnen. „Ihr wißt der Marquis von Astorga ist den Navagiero's verwandt. Ihr wißt auch, daß er heute in feierlicher Audienz empfangen wurde. Er hatte um sie nachgesucht.“ — Sie stockte einen Augenblick und der Beichtvater ergänzte, er habe von der Unehrerbietigkeit, die sich der Marquis habe zu Schulden kommen lassen, bereits Kunde erhalten.

„Ich danke Euch,“ versetzte die Regentin. „Ihr erleichtert mir das Aussprechen eines peinlichen Gefühls. Es hat mich, als er die Audienz plötzlich schloß, ohne um die übliche Entschleierung zu bitten, ich gestehe es Euch, es hat mich ein Verdruß beschlichen, über dessen Ursprung ich nicht ganz einig bin. Ich mag nicht glauben, daß ein Rest jener irdischen Eitelkeit mir das Blut in die Wangen trieb, jener Gefallsucht, die ich in Büßungen und Gebet bis auf die letzte Wurzel aus dem Herzen gerissen zu haben meinte. Sagt, darf ich ruhig sein, daß es nur die Beleidigung meiner königlichen Würde war, was ich empfand, daß die Weltlust keinen Antheil an meiner Aufwallung hatte?“

„Strafet Euch,“ erwiederte der Pater, „für den Gedanken an die bloße Möglichkeit solchen Rückfalls. Strafet Euch dadurch, daß Ihr Eurem Herzen nicht gestattet bei der Verwicklung, die uns beschäftigt, allzulaut mitzusprechen. Geht den eingeschlagenen Weg unbeirrt weiter. Während der Untersuchung werden sich Mittel und Wege finden lassen, dem Prozeß eine andere Richtung zu geben — — Ihr versteht mich. Vielleicht läßt sich Antuca de Zuniga als Zeugin gegen seine Strenggläubigkeit benutzen. Ohne eine solche Wendung der Sache habt Ihr schwerlich die Macht, die Verhaftung gegen den Staatsrath aufrecht zu halten.“

Juana stützte den Kopf auf die Hand. „Man wird morgen Lärmen schlagen,“ sagte sie, „aber ich bin ent=

schlossen, meiner Würde nichts zu vergeben. Er wird bei seiner Weigerung, das Fräulein zu heirathen, beharren. Thut er's, so ziehen wir die Haft in die Länge, und mittlerweile entwerft Ihr den Plan zu einer tiefer greifenden Untersuchung, in die sich vielleicht der stolze Marquis von Astorga selbst — — Aber glaubt Ihr wirklich, daß nicht beleidigte Eitelkeit bei meinem Grolle gegen ihn im Hintergrunde lauert?"

Der Beichtvater schüttelte verneinend den Kopf. „Laßt Euch nicht durch diese Sorge abhalten, der Strenge ihren Lauf zu lassen. Der Himmel bedient sich der Werkzeuge, die ihm tauglich scheinen, und es ist nicht unsere Sache zu ergründen, ob nicht auch ein verwerflicher Trieb einmal in seinem Dienst zu gutem Zwecke nutzbar gemacht wird. Thut, was die Kirche verlangt, und fraget nicht, ob Eure Willenskraft sich aus einem Brunnen stärkt, den Ihr verschüttet zu haben wähnet. Bei der gefährlichen Neuerungssucht, die sich im Lande rührt, fällt jede Verletzung Eurer Hoheitsrechte doppelt schwer in's Gewicht. Führt ein scharfes Schwert, und man wird vor ihm auf seiner Hut sein, führt eins von Holz und man bindet Euch die Hände."

Bei diesen Worten erhob er sich von seinem Sitze, sprach seine lateinische Abschiedsbegrüßung, verneigte sich und ging durch die geheime Thüre von dannen, durch welche ihm der Zutritt zu der Regentin Spaniens zu jeder Stunde gestattet war.

Juana holte eine goldene Feder hervor und schrieb an ihren Vater in Yuste.

Als die Ampeln im Schloßgarten schon die Frische der Morgenluft spürten und durch die offenen Fenster des Medinathurms der nämliche Bergwind drang, welcher die fiebernden Schläfen Antuca's frösteln machte, saß die Tochter Carls noch über ihrer Epistel, die der leiseste Liebesbezug zwischen zwei durch Stolz getrennte Herzen um allen Inhalt bringen konnte. Wird dieser Liebesbezug zum Durchbruch kommen? — Wir sind in Spanien, dem Lande der Grandezza, der Convenienz, der Etiquette, und Antucas Großvater — war ein Goldschmied.

Sechstes Kapitel.

Eine Vision.

Juana hatte den bevorstehenden Sturm richtig vorausgesehen. Die Wache vor Hernandez Gefängniß war erst zum fünften Mal gewechselt worden, als der Marquis von Astorga bereits den Staatsrath in Bewegung brachte, um von der Regentin Rechenschaft über des Edelmanns Verhaftung zu fordern. Eine eilige Sitzung wurde gehalten. „Hat die Prinzessin unbeschränkte Will-

für über einen Edelmann von hohem Range zu üben?" Jeder Betheiligte hatte Ursache die Frage zu verneinen und in der nächtlichen Einziehung einen Uebergriff in geheiligte Rechte zu erblicken, welchem man sich widersetzen müsse. Eine sofortige Botschaft an die Regentin sprach die Bitte aus, Veranlassung und nähere Umstände des Vorfalls mitgetheilt zu erhalten, und die Bestätigung der bisher ergriffenen Maßregeln von des Staatsraths Entscheidung abhängig gemacht zu sehen.

Die Tochter Carls hatte Ansprüche verwandter Art öfter schon zu bekämpfen gehabt. Eifersüchtig auf Prärogative, pflegte sie gern von Zeit zu Zeit, wo sich eben die Aussichten ihr günstig zeigten, eine Meinungsverschiedenheit dieser Art herbeizuführen; hatte man genugsam hin und wieder verhandelt, so blieb zuletzt der Auskunftsweg offen, die Entscheidung dem Kaiser anheim zu stellen, und dieser gab nur dann der Regentin Unrecht, wenn keine Hoffnung vorhanden war, einem andern Beschlusse Gehorsam auszuwirken.

Im vorliegenden Falle verbat Juana sich kurzweg jede Einmischung des Staatsraths. Sie habe eine Ungebührlichkeit zu sühnen, die in ihrem Schlosse, fast unter ihren Augen, vorgefallen sei. Vor einer Menge Zeugen habe Don Hernandez um die Gunst eines Hoffräuleins geworben, habe ihre Hand zugesagt erhalten und versuche jetzt sich einseitig seinen eingegangenen Pflichten zu entziehen. Die Regentin verschwieg klüglich die

Strafe, auf welche sie sann und welche in nichts Geringerem bestand als darin, die widerstrebenden Pläne beider Betheiligten: dem Gegner nämlich in's Kloster zu verhelfen, zur Erfüllung gedeihen zu lassen. Antuca sollte nach Gandia; über Hernandez Kloster mochte der Kaiser verfügen. Aber reichten auch ihre Pläne so weit, so wäre es doch unpolitisch gewesen, für jetzt mehr als dasjenige zu verlangen, worauf der stolze Edelmann am wenigsten einzugehen geneigt sein mochte: Worthalten dem Hoffräulein gegenüber. Hierauf allein bestand die Regentin. Sie wußte, wie sehr sie einem spanischen Staatsrath gegenüber im Vortheil war, wenn sie den Ehrenpunkt betonte. Und in der That entwand sie durch diese Politik ihren Gegnern die bereits gegen sie in Bereitschaft gehaltenen Waffen, oder brachte doch wenigstens Zwiespalt in den Schooß der ihr feindlichen Körperschaft.

Während der Bote Juanas in kurzen Tagereisen langsam auf seinem Maulthiere gen Yuste trabte und sich, in der Vera angelangt, Zeit ließ, die mitgeschickten und von ihm unterwegs verzehrten feinen Früchte durch minder auserlesene Sorten wieder zu ersetzen; während die Stimmung des Gefangenen durch die verlängerte Haft und die ihm gestellte Freilassungsbedingung gegen Antuca de Zuniga von Tag zu Tag bitterer wurde und durch gefällige Einflüsterungen Seitens eines Vertrauten des Beichtvaters der Regentin nur noch einen gehässigern Charakter annehmen mußte; während dessen verzehrte sich die unvorsichtige

Urheberin dieser Verwickelung in den widerstreitendsten Gefühlen, bald durch beleidigten Stolz, bald durch Furcht vor den möglichen Folgen, bald durch einen Widerschein jener innern Gluth eingegeben, die sie für Haß und Rachedurst hielt — und die nur eines Vorwandes harrte, um in das Gegentheil umzuschlagen.

Heute erwachte sie auf naßgeweintem Kissen und bat alle Heiligen, ein Unglück von dem Haupte des Gefangenen abzuwenden; morgen trieb ein ihr hinterbrachtes Spottwort Hernandez allen Zorn in ihre Adern zurück; sie glaubte eine Stimme zu hören, die sie für diejenige ihres Vaters hielt, und das war genug, um ihren Stolz wieder vollgültig aufzurichten, denn übertriebene Meinung von der hohen Stellung dieses Unbekannten hob ihre Brust. Was war selbst ein Navagiero im Vergleich zu ihm, dessen geheimnißvolles Dunkel der Phantasie den unbegrenztesten Spielraum ließ? Sie hatte ihn nie gesehen, nie seinen Namen vernommen. Zuniga hieß ihr mütterlicher Großvater und Zuniga wurde sie selbst genannt. Wie hieß ihr väterlicher Großvater? Niemand wußte es. All ihr Forschen und Fragen nach ihm hatte nur zu beschämenden Vermuthungen geführt, beschämend im Sinne der Antwortenden, nicht in ihrem Sinne, denn ihr Vater mußte ein größerer Mann sein, als alle diejenigen, welche über ihre Geburt die Achsel zuckten, eine innere Stimme sagte es ihr, und sie war um dieses Widerspruchs willen doppelt reizbar in ihrem Stolze.

Aber in ihrer gegenwärtigen Erregung zerstreuten sich ihre Gedanken nach den weitest auseinanderliegenden Richtungen. Wieder fiel ihr Doña Ximena ein, die Schöne mit dem giftparfümirten Handschuh. Eifersucht loderte mächtig auf, ihre Hand zuckte. Sie dachte an den Stiletto, den sie im Strumpfband eines andalusischen Landmädchens gesehen hatte, und sie verwünschte den städtischen Brauch, welcher nur Männern das Tragen von Waffen gestattete.

Inzwischen gingen die Verhandlungen zwischen Regentin und Staatsrath ihren Gang. Die Thätigkeit des Marquis von Astorga war durch ein Mandat des Inquisitionsgerichts gelähmt worden: er sollte sich über seine Beziehungen zu dem der Ketzerei beschuldigten Doctor Cazalla rechtfertigen. Der Angeklagte war ihm kaum dem Namen nach bekannt; aber schon galt es für bedenklich, selbst unschuldig in irgend ein Inquisitionsverfahren verwickelt zu werden, und der Marquis verstand die versteckt in jener Vorladung enthaltene Weisung: der Regentin in ihrem Streite mit Don Hernandez freies Spiel zu lassen.

Sobald die Gegnerschaft des Marquis beseitigt war, trat Juana mit ihrem Plan hinsichtlich des Gefangenen deutlicher hervor. Ihre Sprache nahm einen mehr kirchlichen Ton an und sie ließ die Absicht nicht undeutlich durchscheinen, an dem widerspenstigen Störer ihrer zur Frömmigkeit neigenden Umgebung ein Exempel zu sta-

tuiren, das seit des Kaisers Uebertritt in's Kloster nicht mehr unerhört genannt werden durfte. Um indessen jene Mäßigung nicht verkennen zu lassen, die einem Machtspruche dieser Art das Ansehen der Leidenschaftlichkeit nehmen müsse, stellte sie dem Edelmann einen Termin, bis wohin ihm die Wahl zwischen Worthalten oder Bestrafung freistehe. In der Zwischenzeit setzte der Beichtvater Juana's alle Mittel in Bewegung, welche ein Nachgeben von Seiten des Gefangenen diesem schimpflich erscheinen lassen mußten.

Um mit doppelter Zügelsicherheit zu fahren, versuchte der Beichtvater den früher bereits hingeworfenen Plan wieder aufzunehmen, demgemäß Antuca selbst bewogen werden sollte, Aussagen zu machen, welche eine Einmischung des Inquisitionsgerichts rechtfertigen könnten. Er fand aber mehr Widerstand, als er erwartet hatte.

Antuca war, durch schlimme Träume geängstigt, später als gewöhnlich erwacht, und zwar erst, als der überall Zutritt habende Beichtvater der Regentin sich bei dem Hoffräulein melden ließ. Sie warf ein schwarzes Dominogewand über, das noch von der letzten Carnevalsfestlichkeit in erreichbarer Nähe hing, stellte sich an's Fenster und erwartete den Besucher, der in den letzten Tagen sie öfter von den Schicksalen des Gefangenen unterhalten hatte.

„Morgen läuft die Bedenkzeit ab,“ sagte er, zu Antuca tretend. „Es kann zu Aufschlüssen, die Euch vor Allen erwünscht sein müssen, führen, wenn wir Don

Hernandez in ein inquisitorisches Verfahren verwickeln. Er hat über Euch und den geheimnißvollen Punkt Eures Stammregisters Worte fallen lassen, die mich vermuthen lassen, daß er mehr weiß, als Ihr und irgend einer von uns andern. Es kommt darauf an, ihn in eine Lage zu bringen, in welcher bisher noch wenige geschwiegen haben."

Er stockte einen Augenblick, um die Wirkung der leicht errathbaren Andeutung abzuwarten.

„Ihr braucht nur eine Aussage zu Papier zu geben, — ohne Unterschrift," fügte er beruhigend hinzu, „welche zweierlei Auslegung zuläßt, und man wird Don Hernandez über seine Beziehungen zu Ponce de la Fuente und andern Ketzern —"

„Redet nicht davon, heiliger Vater!" unterbrach ihn Antuca, vor deren Augen die Blutgerüste auftauchten, die im Traume sie geängstigt hatten. „Ich würde keine ruhige Stunde wieder haben!"

„Es liegen schon andere Aussagen vor," sagte der Pater, indem er Antuca's Beitritt zu denselben als völlig unbedenklich erscheinen zu lassen bemüht war. „Ob Ihr sie vermehrt oder nicht, ist gleichgültig. Aber durch Eure Einmischung wird es möglich, zu den Fragen, denen er ohnehin nicht entgeht, solche zu gesellen, welche Eure Abstammung in helleres Licht setzen und — wer weiß — auf einen Adel zurückführen werden, vor welchem der übermächtige Befehlshaber der canarischen Inseln sein Knie beugen muß."

Einen Augenblick hielt Antuca den Athem an. Ihr Herz schlug in unstetem Tacte, sie schwankte. Stolz regte sich in ihrem Busen, und die angethane Beleidigung stand ihr wieder deutlich vor der Seele; aber in der nächsten Minute fiel ihr von Neuem ein, was sie geträumt hatte. Sie sah einen Kerker, dunkel und feucht, tiefer als die Spiegelfläche des Guadalquivir, und eine Kette, in deren Ring eine hagere Hand mit fieberndem Pulse sichtbar wurde, nichts weiter, denn die Dunkelheit war zu groß. Die Hand in der Kerkerkette war kein Bild der Phantasie, war die eines Märtyrers der neuen Lehre, von dem ein finsterer Geschichtsschreiber jener Zeit berichtet, er habe sich freimüthig zu der verbotenen Lehre bekannt, seine Schüler aber zu nennen verweigert, demzufolge an seinen Gebeinen die Flamme Vergeltung geübt habe, nachdem die Ruhr ihn im Kerker dem über ihn verhängten Todesurtheile entzogen. Eines seiner Bücher schmückte des Kaisers Bücherbrett in Yuste. „Wenn Constantino ein Ketzer ist, wird er sich als ein großer ausweisen," hatte Carl V. gesagt, als er vernahm, sein früherer Prediger, der Chorherr zu Sevilla, sei im Schlosse eingekerkert. Die Hand in der Kette war kein Bild der Phantasie, es war die Hand Constantins Ponce de la Fuente, und sie hatte einst auf dem Säugling geruht, der jetzt zur Jungfrau herangereift, von jener hageren Hand träumte. Aber Antuca wußte nicht von Ponce de la Fuente. Sie glaubte, der fiebernde Puls gehöre dem Edelmann, der

sie verachtete, der ihretwegen Gefangenschaft litt, und den sie auf die Folter bringen sollte, um zu vernehmen — was? — die Hand in der Kette schloß sich krampfhaft und Antuca stieß einen Schrei aus, der den Beichtvater der Regentin bewog, das Gemach in Hast zu verlassen.

Siebentes Kapitel.

Armer la Fuente!

Der Thurm von Medina del Campo hatte nicht immer dem düsteren Zwecke gedient, dem er im Alter verfallen war. Es gab eine Zeit, wo schelmische Augen aus seinen jetzt vergitterten Fenstern auf liebeskranke Nachtwandler herabblickten, die aus Verzweiflung über die Unersteigbarkeit der Mauern zu Serenaden und musikalischen Solofeufzern ihre Zuflucht nahmen. Die Gärten standen seit jener besseren Zeit noch in Flor. Man hatte die Taxushecken nicht mehr gestutzt, die Citronenbäume nicht durch neues Reiß veredelt, die Aloe nicht beachtet, wenn sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihren haushohen Blüthenstamm aus dem Blättergezacke emportrieb. Rosenbüsche versperrten wuchernd die einst betretenen Pfade. Venus, Juno und Diana verschwanden

mit jedem Jahre mehr unter dem üppig rankenden Geisblatt, das die Reize der Marmorschönen nicht minder zu verbergen strebte, als es beflissen schien, die Unbilden zu verstecken, welche Zeit und Unwetter nach und nach an ihnen verübt hatten. Er war ein Urwald geworden, dieser Garten, und die Vögel hatten ihn zum Nisten auserſehen, wie kaum einen anderen Flecken auf hundert Leguas im Umkreise Valladolids. Nur diejenigen Gänge, welche den Gefangenen zu bestimmten Tagesstunden geöffnet waren, erfuhren von Zeit zu Zeit die säubernde Pflege des Gärtners. Am letzten Ende dieser Gänge streifte ein Bächlein auf seinem Wege nach der Pisuerga noch die üppige Wildniß, und verrieth durch seine Klarheit an zwei oder drei Stellen die hin und her schnellenden Forellen dem Angler, der am Ufer saß. Manch goldgetiegertes Fischlein ward hier für die Fasttage der Regentin überlistet, und selbst nach Yuste war immer einmal im Monat derselbe Fischkasten mit schmackhaftem Inhalte unterwegs, der sonst in Pericos Kammer zwischen dem Bilde des Kaisers, des Señor de Todo, und demjenigen des Gekreuzigten zu hängen pflegte, eine Auffassung der Dreifaltigkeit, auf welche der Narr sich nicht wenig zu gute that.

Hernandez Gefangenschaft war eine auf Ehrenwort. Er durfte mehr als andere Inwohner des massiven Medinathurmes im Freien athmen, wenn schon ihm nicht gestattet war, das Gitter des Gartens zu überschreiten.

Heute mit dem Marquis von Astorga in einem der gebahnten Gänge lustwandelnd, berieth er sich mit dem Freunde und Verwandten über die gegen Juana's Drohungen etwa noch möglichen Maaßregeln. Beide trugen den Kopf weniger hoch, als dies noch vor Kurzem der Fall gewesen. Nachrichten von Ketzerverfolgungen liefen um, die Kerker der Inquisition füllten sich. Wer einen Feind hatte, mußte vor einer Denunciation zittern, mochte der auf solche Weise Verdächtige unschuldig oder schuldig sein. Wer bereits in einer Untersuchung sich befand, durfte mit Recht besorgen, daß die Ursache derselben während der Verhandlung zur Nebensache werden und einer inquisitorischen Forschung nach der religiösen Seite hin Platz machen würde. Der Marquis fürchtete diese Wandlung der Rechtsfrage für seinen Freund. Nicht daß Don Hernandez zu den Neuerern gehörte; was waren dem übermüthigen Cavalier theologische oder philosophische Streitfragen? Aber er war ein Verwandter des Marquis selbst, der um seiner Gesinnungen willen in Verfolgung verwickelt werden konnte, welche dann auf Hernandez Lage erschwerend einwirken mußten. Eine heute unter dem Fittig einer Taube aus Sevilla eingetroffene Nachricht schien geeignet, die Gefahr abzuwenden; doch hüllte sich das, was sie über la Fuente's Kerkertod brachte, in so unbestimmtes Dunkel, daß der Marquis noch nicht wußte, durfte er des verehrten Mannes ohne eine Sorge für die eigene Sicherheit gedenken. La Fuente

hatte, so hieß es, keinen seiner Anhänger genannt. Er war erlegen, ohne noch einmal auf die Folter gebracht worden zu sein. „Armer la Fuente!“ rief der Marquis, so oft der Gedanke an den Entschlafenen wieder das Zwiegespräch der Freunde unterbrach; „armer la Fuente! da ist er im Elend einsam und verlassen hinüber gegangen, und nicht einmal die Tochter hat ihm die Augen zudrücken dürfen!“

„Du sprachst schon gestern von der Tochter,“ sagte Hernandez, „aber Du schienst Deiner Sache nicht gewiß.“

„So gewiß wie heute,“ antwortete der Marquis; „doch hielt ich, so lange la Fuente lebte, mich nicht für berechtigt, von dem Geheimniß zu reden. Als solches gelangte die Kunde zu meinen Ohren. Nun er todt ist, begehe ich keinen Verrath an ihm, wenn ich ausspreche, was mir als unzweifelhafte Gewißheit hinterbracht worden. Carl allein weiß davon; er mag in die eigene Brust gegriffen und um Juan d'Austrias willen Nachsicht geübt haben, als er das Kind der schönen Goldschmiedstochter von Sevilla adeln ließ und unter Juana's Schutz stellte.“

Hernandez hatte bei der gestrigen Erwähnung dieses Geheimnisses hoch auf gehorcht. Heute war die Sache ihm nicht mehr neu genug, um seine Aufmerksamkeit mehr als vorübergehend zu fesseln. Was war ihm Antuca? Sie und ihr Stammregister hatten in der That wenig genug für ihn zu bedeuten. Es handelte sich um ein Tournier, dessen Ablauf entweder den Stolz

der Navagieros beugen oder die Haltung der Regentin demüthigen mußte. Daß der Gegenstand dieses Streits zufällig auf niedriger Rangstufe stand, kam weniger in erster Reihe in Betracht, als daß Juana sich einfallen lassen wollte, einen Edelmann von reinstem Blute zum Traualtar oder in die Clausura zu schicken. Dies Recht galt es zu bestreiten, und alle weiteren Berathungen zwischen den Freunden liefen auf nichts anderes hinaus, als auf das Zusammensuchen von Bundesgenossen, die sich gegen die Regentin in's Feuer führen lassen möchten. Selbst Astorga, ein langjähriger Anhänger la Fuente's, hatte keinen anderen Gesichtspunkt für Beurtheilung der Sachlage; seinem Verwandten eine Verbindung mit der Tochter des Reformators anzurathen, kam ihm auch dann nicht in den Sinn, wenn er mit dem Ausruf: „Armer la Fuente!“ sich an die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit des trefflichen Vorstreiters erinnerte. Der Marquis hätte mit Muth das Schaffot bestiegen und seine Meinung bis zum letzten Athemzuge aufrecht erhalten; aber der Gedanke an die rein menschlichen Bezüge, welche die Hochachtung vor dem Vater ihm der Tochter gegenüber auferlegten, lag so ganz außerhalb der Sinneswelt, in welcher er auferzogen war, daß ihm dieser Gedanke auch nicht die leisesten Bedenken gegen Hernandez stolze Selbstüberhebung eingab. Hernandez stand jener Auffassung noch ferner. Er war jünger als der Marquis, von religiösen Parteifragen unberührt,

und la Fuente hatte für ihn kaum weiteres Interesse, als daß er das Ritterliche in seinem standhaften Unterliegen etwa in solcher Weise würdigte, wie er den Matador schätzte, der im Stiergefechte fremde Hülfe ablehnt und den verhängnißvollen Stoß als Alleinstreiter empfängt.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als die Freunde schieden, der Anhänger la Fuente's, um in Valladolid die letzten Hebel gegen den Machtspruch Juana's in Bewegung zu setzen, der Gefangene, um durch zu langes Verweilen im Freien nicht die Wiederholung dieser Vergünstigung in Gefahr zu bringen.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, lagen alle Karten in dem Spiele, das die Regentin gewagt hatte, zu ihren Gunsten. Nur drei Stunden noch und die dem Cavalier gewährte Bedenkzeit lief ab. Ihr Wort, das sie schon bereut hatte, band sie dann nicht länger; das schweigende Verhalten des Staatsraths schien für diesen Fall jede ihrer angedeuteten Maßnahmen zu billigen. Juana saß mit ihrem Beichtvater in Berathung. Sie mußte sich aussprechen können, denn die letzten Stunden schienen ihr nicht enden zu wollen. Der Pater suchte ihr durch das Vorlesen von Legenden die Zeit zu verkürzen. Die Vorgänge der Erzählungen waren erbaulich genug, aber Juana lauschte nur mit halbem Ohr. Ihr Geist umflatterte den Medinathurm, unstet wie die zirpende Fledermaus, die eben jetzt ihren Flug um das alte Gemäuer begann.

Achtes Kapitel.

Mit Pfeil und Bogen.

Die Sonne war golden untergegangen. Ihre letzten Strahlen hatten in Antuca's Zimmer blutrothe Streifen über die Wand geworfen und ihr eine Bangigkeit im Herzen hinterlassen, die ihr nicht länger Ruhe im geschlossenen Raume gönnte. Sie stieg die Marmortreppe hinab, um im Schloßgarten Luft zu schöpfen. Aber unten angekommen, ergriff sie von neuem ein unklares Angstgefühl und trieb sie in Perico's Zelle, um nur einem lebenden Wesen nahe zu sein.

„Was giebt's, Perlhuhn?“ fragte der Narr, eben im Begriff, die Fischreuse auf die Schulter zu laden, welche er Abends im Schilf des Baches unweit des Medinathurms zu verbergen pflegte. „Wie steht's mit der Hochzeit? Hast mich immer noch nicht zum Trauzeugen geladen.“

Antuca gab keine Antwort.

„Bleib auf meinem Schemel sitzen, bis ich heimkomme,“ hob er wieder an, indem er seinen Mantel vom Nagel nahm und sich mit komischer Geberde hinein drapirte. „Gomez wird mit den Sardellenpastetchen vorüber kommen, die der Pater heute Abend beim Mütterchen speisen soll. Laß ihn ein halbes Dutzend bei mir ablegen, hörst Du? aber keine verbrannte. Er soll morgen dafür Forellen erhalten.“

Mit diesen Worten ging er von dannen. Er war aber noch nicht aus dem Schloßthor hinaus, als Antuca ihm nacheilte. „Borge mir Mantel und Reusen," sagte sie, indem sie ihm beide abzunehmen suchte. „Ich will Dir's mit guter Münze danken; aber rasch!" —

„Halt da!" rief der Narr, indem er sich zur Wehre setzte. „Halt da! hast Du endlich Feuer gefangen und willst, bevor Du in's Kloster gehst, noch Valladolids Nachtschwärmer kennen lernen? Flieg' unter anderen Federn aus, als unter den meinen! Sie könnten draußen schmutzig werden, und schau, auf ein paar Schmutzflecke am eigenen Kleide kommt Dir's morgen ohnehin nicht mehr an, wenn Du heute aus dem Gehäge brichst. Geh nur, Perlhuhn, geh nur! aber sei nicht so ängstlich um ein Tüpfchen mehr oder weniger. Haben sie Dich einmal draußen, so brauchst Du für's Rupfen keinen Maravedi mehr zu bezahlen."

„Laß mir Mantel und Reusen!" bat Antuca, die Hände nicht von dem Zeuge lassend. „Ich muß Don Hernandez sprechen, koste es, was es wolle!"

Perico pfiff auf dem Daumen. „Steht es so?" sagte er gedehnt. „Schlage mir in's Gesicht, wenn ich Dir einen Schritt vorwärts zu dem aufgeblasenen Taugenichts verhelfe!" Und er hielt sich mit beiden Händen an dem Treppengeländer fest, um der ihn überlegenen Kraft Antuca's Widerstand bieten zu können. Aber diese, glühend vor innerer Erregung, zog mit so heftigem Ruck am

Mantel, daß der Narr in der Halsumschnürung zu ersticken glaubte. Er ließ den Mantel los, Antuca hüllte sich rasch in das faltige Gewand, verbarg ihre lichtbraunen Locken unter den Reusen und schritt mit eilendem Fuße durch die äußeren Bogengänge des Schlosses ihrem Ziele zu.

Die Tochter la Fuente's hatte bald das Gartenthor erreicht, durch welches der Weg in die den Medinathurm umgebende Blumenwildniß führte. Ein Hakenschütze hielt Wache. Er ließ den vermeintlichen Hofnarren ungehindert passiren und richtete sich in seinem blanken Brustharnisch nur um so stolzer auf, je gebückter die Haltung Antucas war.

Nie hatte sie diesen Park betreten. Zu ihrer Rechten wie zu ihrer Linken wucherten Oleander und Granaten in üppiger Fülle; Rosen erkletterten die wenigen noch nicht von Epheu umsponnenen Statuen und Vasen. Ein kleiner Amor stand, bis an die Hüften mit Passionsblumen umhüllt, am Eingange des einzig gebahnten Seitenganges, desselben, in welchem die Freunde vor wenigen Stunden gelustwandelt waren, ohne ein Auge für den gefährlich bewaffneten Freund der Psyche zu haben.

Antuca stand einen Augenblick vor dem kleinen Schützen still, doch waren ihre Gedanken, während sie seinen halbleeren Köcher zu betrachten schien, nicht bei dem Liebesgotte. Sie lauschte nach Tritten, ängstlich und doch verlangend zugleich, um einen Vermittler zu

erspähen, der sich durch Bestechung zu ihren Zwecken gewinnen ließe. Da alles still blieb, wagte sie sich in die Nähe des Thurmes zurück, wo sie endlich ein Licht in einem Gemache zur ebenen Erde gewahrte. Sie schlich heran und sah durch die Ladenspalte in ein behagliches Zimmer, das die Wohnung des Gefängnißschließers zu sein schien. Ein schwarzhaariges Mädchen von vierzehn bis funfzehn Jahren saß spinnend; neben ihr lag ein Schlüsselbund auf dem Tische.

Antuca besann sich nur einen Augenblick. Die halb offenstehende Thüre leise zurückdrückend, trat sie lautlos ein, mit auf den Mund gehaltenem Finger dem Mädchen bedeutend, sie möge sich ruhig verhalten. Dann nahm sie eine Perlenschnur vom Hals, an welcher ein Demantkreuz blitzte, legte beides in des Mädchens Hand und sagte ihr, sie müsse ohne Verzug mit Hernandez de Navagieros sprechen.

Eine Weile schwankte die Angeredete, in Zweifel was sie thun solle. Als sie aber auf die Perlen und das Kreuz blickte, nahm sie schweigend den Schlüsselbund und verließ das Zimmer. Sie wußte, daß der Gefangene auf Ehrenwort sich frei im Garten bewegen konnte. Vielleicht hätte sie Antuca auch zu ihm führen dürfen; sie dachte daran, als sie eben aus dem Zimmer getreten war; aber ihren fünfzehnjährigen Kopf schüttelnd, ließ sie den Gedanken wieder fallen und stieg die steile Thurmtreppe hinauf.

Antuca konnte ihren Tritt noch vernehmen. „Er lebt!“ rief sie und ging ihr ein paar Schritte nach. „Ich erwarte Don Hernandez im Seitengange draußen,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme. Das Mädchen gab keine Antwort, Antuca hüllte sich von neuem in Pericos Mantel und eilte aus dem Bereich des finsteren Thurmes, um im Freien erst wieder Athem zu schöpfen.

Sie war noch nicht bis an's Ende des Ganges gelangt, als sie hinter sich Schritte vernahm und Hernandez schlanke Gestalt im Dämmerlicht herankommen sah. Sie wollte ihm entgegen gehen, aber es wirbelte ihr vor den Augen und sie konnte nicht von der Stelle.

„Antuca de Zuniga!“ sagte Hernandez mit dem Ausdruck stark betonten Erstaunens. Er setzte nichts hinzu und ließ Antuca im Kampfe mit den widerstreitendsten Gefühlen, welche die Eigenthümlichkeit ihrer Lage in diesem Augenblick in ihrer Brust wach rief.

„Laßt mich Sammlung finden,“ begann sie endlich, unfähig, das rechte Wort auszusprechen, das ihr Erleichterung bringen konnte. „Die Angst treibt mich zu Euch. Seid gut mit mir! Es fließt kein vergifteter Tropfen Bluts in meinen Adern — helft mir — ich kann's ja nicht zusammenbringen, was ich Euch sagen wollte.“

Sie stützte sich gegen den Stamm einer uralten Myrthe, welche vergessen worden war, als nach der Hochzeit Franz des Ersten und der Schwester des Kaisers die

andern alten Myrthenbäume des Medinaparks nach Paris wandern mußten.

Hernandez stand stumm ihr gegenüber, der Wendung wartend, welche die Urheberin seiner Gefangenschaft dieser selbst herbeigeführten Unterredung geben würde. Seine Kälte gab ihr die Fassung wieder, deren sie bedurfte.

„Ich habe Stunden bitterer Reue verlebt," begann sie endlich, „seit ich den Zorn der Regentin auf Euch gelenkt. Mir ist, was ich bisher nur mir selbst aus Eurem Benehmen herleitete, mit dürren Worten gesagt worden, daß ich nämlich zu gering sei, um Huldigungen von Euch für Anderes als verächtlichen Spott halten zu dürfen. Als solchen sind sie mir erschienen, ehe die Regentin mir Eure Worte hinterbrachte Ich fühlte die Beleidigung und mich dürstete nach Rache, Eure Gefangenschaft krönte meine Rachepläne. Noch in derselben Nacht habe ich die Regentin bei Allem, was mir heilig ist, beschworen, mich in's Kloster zu schicken, wenn auch Ihr die mir angethane Schmach im Kloster büßen würdet. Ich komme nicht mit anderen Gesinnungen zu Euch. Wir lieben uns nicht — vielleicht hasse ich Euch, Ihr mich, und was die Regentin von Euch heischt, ist etwas, was mir abscheulicher deucht, als zehnfacher Tod." Sie mußte Athem schöpfen. Ihr Busen hob sich in ungestümen Wogen. Hernandez blickte sie starr und kalt an, ohne ein Glied zu bewegen.

„Das mußte ich Euch sagen," begann sie endlich

wieder, „um meinem Stolz Befriedigung zu verschaffen, um gewiß zu sein, Ihr kennet ihn und wisset, wohin ein Sieg der Regentin Euch und mich führen würde." Sie hob ihre Wimpern und Hernandez Blick begegnete einem Auge, so unheilverheißend, daß es ihm war, als zuckte schon der Dolch nach seiner Brust, und als werde seine Hand zu Eis werden, wenn er je wagen sollte, sie nach ihren Reizen auszustrecken.

„Aber es hängt ein Schwert über Euch," hob sie von neuem an, „das Ihr nicht seht, das ich schärfen helfen sollte und das auf Euch niederfallen wird, wenn Ihr die Regentin nicht bei Worte haltet. Man will Euch in eine inquisitorische Untersuchung verwickeln. Aussagen gegen Eure Strenggläubigkeit sind gemacht worden. Ihr verlaßt diesen Kerker nur, um der Inquisition in die Hände zu fallen, wenn Ihr nicht Juana versöhnt. Und sie bereut es, glaubt mir's, Euch das Mittel dazu an die Hand gegeben zu haben."

Sie schwieg und wartete auf ein Wort, das ein Verständniß für die Aufregung, in der sie sich befand, bekunden würde.

„Und warum, wenn Ihr mich hasset, warum diese Sorge um mich?" Hernandez hielt inne. Der Klang seiner Stimme war unfreundlich wie vorher.

Antuca's Wangen loderten wieder. Hatte er sie verstanden? zweifelte er an ihrem Groll gegen ihn? oder glaubte er sie liebeskrank, während sie nur von der Angst vor

den Folgen einer Unvorsichtigkeit beherrscht war — sich beherrscht wähnte? Ein Zweifel an der Wahrheit des Gefühls, in dessen Namen sie redete, durchzuckte sie. Um nicht die letzte Fassung einzubüßen, rief sie sich alles zurück, was je in ihrer Brust an Zorn und Unmuth gegen ihn sich aufgelehnt hatte.

„Nicht um Euret-, um meiner selbst willen habe ich diesen Gang unternommen," sprach sie mit mühsam gewonnener Fassung. „Ein böser Traum schreckte mich: Blutgerüste bedeckten das ganze Campo grande. Ich sah in einen Kerker, einen dumpfen, tiefen Kerker, tief unter der Erde, und erkannte eine Hand, die ich für die Eure hielt. Ein Kettenring umschloß sie, ihr Puls fieberte. Als mich der Pater überreden wollte, gegen Euch zu zeugen, kam mir der nämliche Traum zurück, und seitdem verfolgt mich eine Angst, die mir im Schlosse nicht Ruhe ließ. Als sei es heute früh mit Euch zu Ende gegangen, so ist mir fortwährend zu Muthe gewesen. Ich habe erst frei aufathmen können, als das Mädchen drinnen bei meiner Frage nach Euch so ruhig blieb. Ich glaubte gewiß, die Hand in der Kette habe sich heute früh im Todeskampf geschlossen. So deutlich glaubt' ich's zu fühlen, daß ich laut aufschreien mußte."

Das war la Fuente's Hand gewesen. Hernandez sagte sich's. Ihm fielen die Worte des Freundes ein. Ein flüchtiges Mitleiden mischte sich in seinen Ton, als er der Tochter des Dahingeschiedenen für ihre Sorge um

sein Leben dankte. Aber der traurige Umstand, daß das Mädchen unbewußt mit dem Schicksal la Fuente's so eng verflochten war, wog nicht schwer in der Wagschale des Edelmanns. Seine Person, seine freie Wahl, seinen eigenen Willen — sie alle sollte er, der stolze Erbe der Navagieros, preisgeben, um einer Gefahr zu entgehen, die eingebildet sein konnte, der sich im schlimmsten Falle mit dem Muthe der Unschuld begegnen ließ? Und die ihm zuredete, jenen Preis zu zahlen, wer war sie? Diejenige, die ihn überlistet, die ihn in diese Verwickelungen gestürzt, die mit überfeiner Geschicklichkeit jetzt das Netz so zurecht gestellt hatte, daß er ihm kaum mehr entgehen konnte! Er schüttelte sich, als gelte es, sich der Umgarnung zu erwehren, denn schon mischte sich in seinen Groll eine bittende, einschmeichelnde Stimme in ihm, die durch Aug' und Ohr ihre Kräfte verstärkte und aus dem Zauber der Schönheit den Wohllaut borgte, mit dem sie den Groll zu verdrängen strebte. War denn die Jugend nicht die Zeit leichten Verzeihens, unbesorgten Genusses, fröhlichen Ergreifens des Dargebotenen? War denn Hernandez Herz nicht jung, und war nicht greisenhaft, was sein Kopf dem Herzen zumuthete: Standeshoheit über angeborenen Liebreiz zu stellen, Befriedigung des Rachegefühls über die süßere der Neigung, Mißtrauen über Vertrauen, Gewähr und Bürgschaft über liebende Hingebung, kalten Groll über glühendes Entbrennen? So schmeichelte die Stimme und Hernandez Auge

ruhte erstaunt auf Antuca's Zügen, als ein erster Strahl des aufgehenden Mondes ihm Schätze von Lieblichkeit und Anmuth in ihnen entdeckte, die seinem unsteten Blick bis dahin nie in ihrem vollen Zauber aufgegangen waren.

„Die Zeit eilt," begann Antuca, von dem Zitterlicht des durch die Blätter zu ihr dringenden Strahls getroffen. „Ihr habt mich nicht verstanden, ich fühl's, und die Madonna hat mich nicht erhört. Ihr werdet dem Schicksal verfallen, von dem mir die Ahnung sprach, und ich werde meinen Leichtsinn mit ewigen Gewissensbissen büßen. Ihr seid zu stolz, der Regentin nachzugeben, zu stolz, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, zu stolz —" sie stockte — „das Opfer von mir anzunehmen, von dem ich Euch —"

„Sprach? Von welchem Opfer spracht Ihr mir?" unterbrach sie Hernandez, ungewiß, ob er, ob sie die Herrschaft über die Klarheit ihrer Beider Gedanken mehr einzubüßen in Gefahr sei.

„Von dem Opfer meiner Freiheit," versetzte Antuca zögernd und jetzt erst gewahrend, daß sie die Hauptglieder ihres Befreiungsplanes zu nennen vergessen. „Ihr sollt — das war mein Rath — Euren Willen unter den der Regentin beugen, mich vor der Welt eine kurze Stunde Eure Gattin nennen und mich dann dahin gehen lassen, wo ich Eure Pfade nicht mehr durchkreuzen werde — in's Kloster."

Das war der Gedanke, der sie mit Windeseile her-

getrieben und ihr den Muth gegeben hatte, ihr eigener Brautwerber zu sein. Hernandez Kälte war seitdem erstarrend auf sie zurückgefallen. Sie hatte gezögert, das Opfer zu nennen, auf das sie vorbereitet gewesen war, das sie noch bringen wollte, wenn er die Höhe desselben nicht unterschätzte, das ihre Zunge nicht ausgesprochen, weil sie sich geschämt hatte, der starren Abweisung gegenüber sich der Opferwilligkeit zu zeihen. Sie wäre stumm und unverstanden von dannen gegangen, durch Trotz zum Trotz zurückgezwungen, wäre ihr nicht jener Blick voll schmelzenden Erstaunens begegnet, der sich im Schein des ersten Mondesstrahls am Born ihrer unbewußten Schönheit vollgesogen hatte und vor dessen milder Innigkeit ihre Wimper sich senkte.

Noch war das letzte Wort, das sie zu ihm gesprochen, nicht verklungen und noch hatte Hernandez die Arme, die ihr entgegen strebten, nicht um sie schließen können, als Schritte vernehmbar wurden und von dem Medinathurme herüber Fackelträger sich dem Seitengange näherten.

„Es ist zu spät!“ klang es bange in Antucas Brust. Ihr war's, als vernehme sie die eherne Glockenzunge der Kirche zu S. Pablo, und als laufe mit dem letzten Glockenschlage die Zeit ab, welche noch der freien Selbstbestimmung des Gefangenen gehörte. Aber die Ungeduld der Regentin hatte dieser nicht gestattet, die letzte Minute der bewilligten Frist verrinnen zu lassen, und noch

immer säumte der Hammer von S. Pablo, den entscheidenden Schlag zu thun, als der Beichtvater schon, begleitet von zwei Stadtnotaren, dem Edelmann entgegentrat, um seine Unterwerfung oder Weigerung zu Protokoll zu nehmen.

Es folgte eine lange Pause. Der Beichtvater stand mit zur Seite geneigtem Haupte, als wolle er die erwünschte Abweisung mit aller Schärfe seines Gehörs erlauschen. Die Notare hielten die Federn in der Hand und tupften wiederholt in die an ihrem Gürtel bereit gehaltenen Dintenhörner, um im selben Athemzuge niederschreiben zu können, was ihr Ohr zu hören bekäme. Es war eine lange Pause voll Spannung und wunderbarer Beklemmung, als solle der verhängnißvolle Glockenschlag von S. Pablo erst die Lippen des Gefangenen öffnen.

Endlich wendete Hernandez sich zu der zitternd neben ihm Stehenden. Mit feierlichem Anstande beugte er vor ihr sein Knie und zog ihre Hand an seine Lippen.

Sie wollte sie ihm entziehen. Ihre Kraft versagte. Als halte ein Zauber alle Zungen im Bann, lastete das ununterbrochene Schweigen auch auf dieser bangen Minute, in welcher die widerstrebendsten Gefühle nach Ausgleichung rangen, ohne den harmonischen Klang des Zusammentönens finden zu können.

Aber ihre Hand hatte sich ihm gefangen gegeben und über ihre von innerer Erregung blassen Wangen zogen

freudige Lichter, bis alle Gluth ihrem Auge wiederkam und sie ihm auch die andere Hand hinüberreichte, wie im Gefühle des völligen beglückenden Aufgehens in ihn und seinen Willen.

„Hier meine Antwort!" rief Hernandez indem er sich erhob und den Notaren zuwinkte, niederzuschreiben: „Antuca de Zuniga willigt ein, die Gattin Hernandez de Navagiero zu werden, aus freier Wahl, nicht aus knechtischem Gehorsam. Geht! Saget der Regentin, was Ihr gesehen! Ehe Ihr die Schwelle des Palastes erreicht, hat der Stamm der Navagieros ein neues Reiß erhalten, das ihn stolzer machen soll, als er je gewesen; denn immerdar wird dieses Reiß ihn mahnen, daß die pfropfende Hand der königlichen Frau, als sie wider Willen Segen schuf, in den Staub demüthigen wollte."

Und Antuca an der Hand führend, schritt der seiner Haft Entlassene dem schweigend folgenden Pater und den Notaren durch den gebahnten Gang des Medinagartens voraus, rechts und links von Fackelträgern begleitet, die, obschon ohne Kenntniß von dem Vorgefallenen, doch mit dem raschen Instinkt der Dienenden herausfühlten, wie sich das Blatt gewendet hatte.

Als das unstete Licht den kleinen Amor in seiner Umhüllung von Passionsblumen streifte, begegnete Antucas Blick demjenigen des Hernandez. Kein Wort wurde gewechselt, aber sie hatten einander doch ver-

standen, und Antuca fühlte erst jetzt mit völliger Gewißheit, daß der dem alten Myrtenbaum vorhin entrissene Zweig ihre Hand nicht nur zum Schein schmücke, daß die Liebe als vollglänzendes Gestirn den Himmel Beider mit seiner goldenen Gluth erfülle und daß kein Schatten mehr ihm die Herrschaft streitig mache.

Bei Pio Nono.

An einem heißen August-Nachmittage saß ein Gersauer Bauer mit seiner Tochter in der schmutzigen Trattoria „i tre ladroni“, welche in einem Seitengäßchen des Corso, unweit des Palazzo Sciarra liegt. Es war eine der besseren Trattorien der Siebenhügelstadt, ob sie gleich die Unsauberkeit der übrigen römischen Erholungsorte dieser Art theilte. Der Schweizer hatte sie als eine der äußerlich unscheinbarsten Wirthschaften, und weil dem Quirinal so ziemlich am nächsten gelegen, mit Vorbedacht ausgewählt. Seit er in Rom verweilte — fast eine Woche mochte es sein — beschränkte sich sein Reisegenuß auf Wanderungen zwischen diesem kühlen Schlupfwinkel und dem Quirinalhügel.

Was ihn dort oben anzog, war übrigens nicht das Dioscuren-Paar, so oft er auch, ohne es zu wissen, die Stelle betrat, auf welcher seit Jahrhunderten so manche Kunstverehrer den marmornen Pferdebändigern gegenüber standen. Auch von Guido's Aurora im Gartensaale des nahen Palazzo Rospigliosi hatte er nie gehört, und wäre ihm das große Deckenbild gezeigt worden, er hätte sich

nicht einreden lassen, die Morgenröthe sei ein Weib, das mit Blumen in den Händen einem Jüngling hoch zu Wagen, von sieben leicht geschürzten Schönen umtanzt, voraufsliege; — schon daß dem Vierspann weder Zügel noch Gebiß angelegt sind, diese Versäumniß hätte ihm den Maler in einem sehr ungünstigen Licht erscheinen lassen, denn Päpstli's Schlappi fuhr daheim, wenn's nach Brunnen ging, auch mit Vieren und er wußte, wie die Hengste im Gebiß lagen. „Was versteht solch ein Hungerleider von Vierspann!" hätte der Schlappi gesagt, wenn er in den Gartensaal gerathen wäre. Aber dem Fürsten Rospigliosi wurde dieser Verdruß erspart.

Was denn führte den Gersauer Bauer mit seiner Joppe über'm Arm und seiner goldbraunen Bäbi hinterdrein tagtäglich zwei- bis dreimal auf den Monte Cavallo? Es mußte etwas Absonderliches sein. Denn auch die Bäder des Constantin in ihren kaum kenntlichen Ueberresten hätten ihm nur ein mitleidiges Lächeln abgewonnen; sah er doch schon mit Verachtung auf die gelbe Tiber hinab, die ihm zu seinem Vierwaldstädter See etwa in einem Verhältniß zu stehen schien, wie zum heimischen Viertelcentner-Käse der winzige Gorgonzola der Ladroni-Trattoria! Selbst für die historischen Andeutungen eines Fremdenführers, der dem vergebens mit dem Ellbogen abwehrenden Schweizer am ersten Tage seiner Hügelwallfahrt von dem hier gegangenen Raub „der Sa-

binerinnen italienische Brocken zugeworfen hatte, war der Schlappi vollkommen taub gewesen.

Er befand sich in fortwährendem Vertheidigungskriege gegen Alles, was ihn umgab, und da er weder die Sprache noch die Geberden, noch selbst die Münzen, mit denen er zu schaffen bekam, verstand, so hatte er schon hundert und einige zwanzigmale den Hochmuthsteufel verwünscht, der ihn von seinem bequemen Sitz unter dem stattlichen Holzdache in Gersau aufgetrieben und über die Alpen gehänselt hatte. Kam er ja erfolglos zurück, nun, Ausreden gab's schon, Lügen wachsen auch, wo's nicht regnet. Aber dieser ihm sonst geläufige Trost hielt diesmal doch nur halb Stich. Sollt's denn nach wie vor auf den Schwyzer Gerichtsbögen „Corporations-Allmeinds-Verwaltung" heißen, und nicht, wie vor Anno 98, „Freier und wohlfester Rath von Gersau?" Ihm waren die Schwyzer Gerichtsbögen verhaßt wie der böse Feind, und mehr als ein solch Formular hatte er schon in Anwandlungen von Gersauer Vaterlandszorn als Fidibus den Flammen geweiht, wenn er nach Tisch unter der Holzgallerie seine Schale juchtenbraune Cichorien trank, und die Bäbi den Honig hineinzuthun vergessen hatte. „Potz Elend!" rief er dann wohl. Aber die Bäbi bekam's nicht. Sie war sein Herzblatt. Die Schwyzer Gerichtsbögen mußten's entgelten, vor Allem, seit der neue Centimes-Stempel darauf stand. Was

wußte man in Gersau vor Anno 98 von Stempelpapier, geschweige denn von Corporatians-Allmeinde-Verwaltung?

Mit Gersau hatte es nämlich seine eigene Bewandniß. Dies Pfarrdorf mit seinen anderthalbtausend Seelen, kaum eine Quadratstunde im Umfang, hatte sich gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts mit manchem Schilling von seinen Herren, den Edlen von Moos in Luzern, losgekauft. Als s. g. zugewandter Ort stand es seitdem mit der Eidgenossenschaft in selbstständigem Bündniß und nannte sich mit Stolz die kleinste Republik der ganzen Welt. Was konnte San Marino auf seine Unabhängigkeit pochen, San Marino, das nahe an achttausend Seelen zählte, die auf 1¼ Quadratmeile umherspazierten! „Acht Tausend können ihre Freiheit schon wahren," hatte des Schlappi's Großätti wegwerfend gesagt, so oft der Gersauer Pfarrer seine geographisch-historischen Kenntnisse durch Hervorhebung San Marino's in's Licht setzen wollte „Aber anderthalb Tausend! da liegt der Schlüssel zum Maulkorb!" Als gar Anno 97 in den Zeitungen stand, der Bonaparte habe der kleinen italienischen Republik den Freundschaftsgruß der großen französischen Republik gesandt und ihr Kanonen, Getreide und Gebietszuwachs angeboten, sie habe auch Kriegs- und Mundvorrath angenommen, Gebietsvergrößerung aber abgelehnt, da hatte des Schlappi's Großätti erst recht angefangen, auf den noch kleinern Umfang der Gersauer Republik stolz zu sein und er

hatte schon für einen ähnlichen Antrag des Bonaparte eine ganz ähnlich stilisirte Antwort in Vorbereitung gehabt. Denn der Großätti war Landammann, und kein Hahn in der Republik Gersau durfte krähen, ehe der Landammann ihn in seine „Regierungstabellen“ eingetragen hatte. Aber! aber! Anno 98 kam und mit ihm wirklich ein Gruß des Bonaparte. Er hatte einen Rothstift zur Hand genommen und die Schweiz damit in die helvetische Republik umgewandelt. Auf der von Paris nach Luzern gelangten Centralkarte, die sich der Großätti im „braunen Trompeter“ mit seiner Brille eine Stunde lang ansah, stand kein Gersau mehr. Ein rother Strich machte sich auf dem ganzen Seegebiet breit, und „Canton Vierwaldstätten“ war in dem rothrändrigen Viereck zu lesen. „Wo ist Gersau geblieben?“ hatte der Großätti erstaunt ausgerufen, als ihm endlich die Hand von dem Halten der schweren Leinwandkarte zu zittern anfing. — „Ja, Gersau! — fragt einmal wieder vor!“ und damit hatte ihm der Schoppenwirth zum Luzerner braunen Trompeter die Thüre zum Nachhausegehen geöffnet. Was brauchte es noch vieler Kratzfüße mit dem Gersauer Ex-Ammann!

Das war der Untergang der Taschenrepublik Gersau. Seitdem hatte des Schlappi's Großätti das Zeitliche gesegnet. Es ward kein besserer Katholik auf manche Meile weit im Umkreise zur Grube getragen, und daß er noch auf dem Sterbebett auf den einzigen Helfer in

der Noth, auf den „heiligen Herrgott in Rom," wie er ihn nannte, verwies, das hing nicht bloß mit den damaligen confessionellen Wirren zusammen; — seit er sein Pater noster an einem vom Papst selbst geweihten Rosenkranze betete, hatte der heilige Vater in Rom nie aufgehört, ihm als die oberste Instanz in allen weltlichen wie kirchlichen Händeln zu erscheinen.

Dann war des Schlappi's Vater in die Stelle des Großätti gerückt. Er baute das unmittelbar der Kirche gegenüberliegende Haus weiter aus, ließ eine neue vieldurchbrochene Borte von Holz um Gallerie und Dach des Hauses setzen und über die Hauptthür die Worte malen:

„Wenn's nur der Papst erfahren möcht'
Der hülf' uns schon zu unserm Recht!"

Das verschaffte ihm den Beinamen Päpstli, der bald seinen Familiennamen ganz verdrängte und ihm auch nicht verloren ging, als der päpstlich gesegnete Rosenkranz ihm bei einem schweren Sturm von der rudernden Hand ab, und in's Wasser des Waldstädter See's glitt, wo ihn seitdem kein Fischernetz wieder ausfindig machte.

Auch des Schlappi's Aetti aber starb, ohne daß der „heilige Vater" in Rom der Republik Gersau wieder auf die Beine geholfen hätte. Sie kam an Schwyz, und was den Vorfahren des Schlappi an Verdruß erspart worden war — die Stempelbögen mit der „Corporations-Allmeinds-Verwaltung", ihm hingen sie vor Augen, so

oft er die Thonpfeife hinterm Ofen hervorholte, denn die Familie Päpstli war noch immer die aristokratisch erste in ganz Gersau, und so bekleidete der Schlappi den höchsten Posten, welchen die Allmeinds-Verwaltung noch dem geprüften Lande übrig gelassen hatte.

Schon der Vater selig hatte oft den Plan, nach Rom zu wallfahrten, laut werden lassen. Da aber des Schlappi Mutter, so lange der Vater lebte, immer Jahr ein Jahr aus ihre richtig gezählten sechs Wochen unpaß zu sein pflegte, so verschob der Vater die Reise von einem Maitag auf den anderen, bis ihm zuletzt die Lebenszeit darüber verstrichen war. Wie eine Art Vermächtniß war des Vaters Sehnsucht nach Rom auf den Sohn übergegangen. Bauern aber können, auch wenn sie nicht die Abhaltungen des Aetti haben, nicht so ohne Weiteres die Wanderschuhe anlegen und Stadt und Feld und Almwirthschaft fremden oder unerfahrenen Händen überlassen. Einige sechszehn bis achtzehn Jahre nach seiner Verheirathung ließ der Schlappi daher vorüber gehen; es werde, hoffte er, schon noch außer der goldbraunen Bäbi etwas eintreffen, dem auch er sterbend die Römerfahrt als testamentarischen Nachlaß vermachen könne. Aber ein Sohn ward ihm nicht geboren. Die Bäbi blieb allein, und weil's bei rechtschaffener Arbeit sich von einem Geschlecht zum anderen in der Geldkiste der Päpstli's hübsch gemehrt hatte, galt sie für die beste Parthie am ganzen

Seeufer, — die Beckenrieder Wirthstochter vielleicht allein ausgenommen.

Nun ereignete sich's, daß, je hübscher und runder die goldbraune Bäbi wurde, desto mehr Heirathslustige in dem Wirthshause zu den drei Kronen verkehrten, dem besten Gersauer Wirthshause, von wo aus zum Päpstli nicht gar weit war. Manche kamen von der Beckenrieder Seite. Der sie über den See führte, war ein armer Tropf, Christen geheißen, schlank genug von Gestalt und auch kein Raufer und Saufer, wie es deren unter den Freiern nicht wenige gab, — aber nach des Schlappi's Ausdrucksweise doch ein armer Tropf, knapp im Beutel nämlich und wirklich nichts als ein ehrlicher Ferge, der sich, meinte der Schlappi, nur von Rüben in anderer Leute Aeckern nähren könne, wenn ihm einmal sein Kahn „verföhnt" werde, d. h. im Sturm verloren gehe.

Die Bäbi dachte freilich anders über den Christen. Sie hatte ihr Lebtag kein Huhn nach Luzern zu Markte getragen und hatte nicht beim Feilschen und Drücken die Freude am Batzen kennen gelernt, die dem mühsam Erwerbenden allmälig von selbst kommt. Ihr galt der Beckenrieder als ein sauberer Geselle, der beim Vogelschießen dreimal schon König worden war; der auf der Kirchweih mit seinem himmelblauen Halstuch und scharlachrothen Fürtuch viel frischer aufstampfte, als selbst der Brunner Doctorssohn; der im Stanzer Gesangverein den Tenor besser als der Stanzer Schulmeister sang,

und bei großen Festen den Beckenrieder Organisten im Stiche ließ, um in Gersau die Bauernmesse mitzusingen, sicher, wie er war, des Schlappi's Bäbi dort als erste Sopranistin zu finden.

Da das Kilt-Gehen am See weniger gebräuchlich ist, als im Oberland, so brachte der Sonnabend zwischen der Bäbi und dem von ihr als saubern Gesellen Beobachteten keine Annäherung hervor. Es fand sich indessen eine Gelegenheit, wo die reiche Erbin dem Fergen ein freundlich Gesicht zeigen und ihm dadurch bedeuten konnte, daß sie bei Leibe nicht so schlimm sei, wie die Leute wohl sagen mochten. Diese Gelegenheit kam mit dem Gersauer Bettelfest. Noch vor wenigen Jahren versammelten sich dort kurz nach der Gersauer Kirchweih alle Gauner, Landstreicher und Bettelleute, die den Weg nach Gersau nicht zu weit fanden, und hielten auf dem Boden der alten Taschenrepublik einen sogenannten Landtag. Drei Tage waren ihnen dazu gestattet. An diesen Tagen wurden die zusammengeschnurrten Batzen verjubelt, vertrunken und vertanzt; dann ging's wieder auf den alten Erwerb aus. Schäden wurden von Neuem wieder künstlich hervorgezaubert, Lähmungen nachgeahmt, Arme verschwanden auf Brust oder Rücken und Hedestumpfe traten an ihre Stelle, Augen wurden verbunden: der regelmäßige Carneval des Bettelthums hob abermals an.

Schon mehrere Male waren Versuche Seitens der

Behörden gemacht worden, diese Gersauer Gerechtsame aufzuheben. Als letzte Ueberbleibsel aber aus einer Zeit der Unabhängigkeit hielten die Gersauer fest an ihren alten Ehaften. Endlich unterlagen sie dennoch. Es wurde ihnen eröffnet, daß noch einmal und dann nicht wieder der Bettellandtag gehalten werden solle.

Um ihn mit Prunk und Ehren zu bestatten, bot man nun Alles zur Verherrlichung dieses letzten Landtages des gesunkenen Freistaats auf. Des Päpstli Schlappi selbst führte des Sonnenwirths geputzte Ehehälfte zum Tanz, und die Bäbi, mit nichts als Peter Stamm's (d. h. gelben Alpenprimeln) und Edelweiß im Haar, sprang noch immer nach dem Tact des Baß=Toni's, als schon die Morgenlerche über dem leinenen Tanzzelt trilerirte. Eine halbe Stunde dieser lustigen Bettelmannsnacht hatte ihre Wett=Tänzerin, die kurze Fischmann's Gritli, das Regiment im Tanzzelt geführt, denn volle dreißig Minuten war keine Bäbi auf den Dielen zu sehen gewesen. Sie werde sich wohl verschnaufen, meinte der eine Tänzer und zwinkte dabei bedeutsam mit den Augen; sie thu's der Gritli zu Gefallen, sagte ein Anderer; ihr blute die Nase, wollte ein Dritter wissen, der sich etwas darauf einbildete, von der Bäbi mehr als die Uebrigen zu wissen und sich damit breit machen zu dürfen.

Aber ihr blutete die Nase nicht. Sie saß mit dem Christen unterm Zwetschenbaum, dicht hinter'm Kirchhof,

wo das Gersauer Beinhaus liegt, hatte beide Arme in die weißleinene Tanzschürze gewickelt, und den rothen Lumpen (das Kopftuch) um den Hals und Köller gezogen, denn sie war vom Tanz mit dem Christen brühheiß geworden, und nun er ihr den Mund geküßt hatte, brannten ihr die Wangen, daß sie ein Pulverfaß damit in Brand stecken zu können meinte. Es war ihr übrigens nur um den Vater bange, da sie den „saubern Gesellen“ sonst gern aller Welt als ihren Schatz gezeigt hätte, und daß sie nach diesem Plauderstündchen unter'm Zwetschenbaum lustiger als zuvor mit dem Christen tanzte, das verschuldete eben dieser heimliche Wunsch, Allen zu zeigen, sie habe ihn gern; — daß der Vater schon ein Räuschchen hatte, kam hinzu, um ihre Angst vor ihm zu zerstreuen.

Wie's nachher mit den zwei Ehecandidaten ward, das war freilich weniger lustiger Art. Der Schlappi bekam schon am nächsten Tage Wind von der Sache. Der Küster neben dem Beinhause hatte Alles gesehen und gehört, und als er dem Schlappi am Tage darauf — er kam diesmal zwei Tage früher als sonst gewöhnlich — den Schlüssel zum Gotteshause ablieferte, da brannte während der nächsten Viertelstunde vor dem Geiste des reichen Bauern ein höchst fatales Licht, — das hatte ihm der Sigrist beim Weggehen angesteckt.

Als wieder Sonntagmorgen war und der Organist sich nach seinen Sängern umsah, fehlte die Bäbi auf dem

Chor. Sie saß unten neben dem Vater im vormaligen Ammanns-Gestühl, und die kurze Grietli meinte: daß die Bäbi so rothe Augen habe, könne nicht allein vom Widerschein des rothen Lumpen kommen, es werde sonst wohl nicht Alles richtig sein. Dem Tenor aber steckte ein Kribbel in der Kehle. Er ging noch während der Messe in's Freie, und da ihn statt eines Blickes der Bäbi nur ein zorniges Augenrollen des Schlappi hinaussegnete, machte er, daß er den See zwischen sich und den unzugänglichen Schwiegervater brachte.

Die nächsten Wochen ließ er das Ruder im Sande liegen. Ausländer waren im Beckenrieder Mond eingekehrt. Sie brauchten einen Führer über den Brüning. Christen ließ sich um ein paar Francs billiger finden als die andern ständigen Führer, und mit ihrem Geleitwunsch: er möge ohne Schick und Gnick wieder heimkommen, machte er sich aus der gefährlichen Nähe seines Gersauer Gegenübers. Unterwegs hörte er, daß für Rom und Neapel Reißläufer gesucht wurden, daß sich in Aarau ein Werber herum treibe, daß der Brunner Doctorssohn und des Schlappi's Tochter Knall und Fall zusammen gegeben worden seien. Er verschwor Gersau sammt Bettellandtag, Zwetschenbaum, Beinhaus und Orchelchor, ließ sich in Aarau anwerben und war über die Alpen, ehe Bäbi noch die Troddelmütze fertig gestrickt hatte, die am silbernen Hochzeitstage des Wittwers Schlappi denselben wieder versöhnen und wegen

des Brunner Doctorsohnes auf andere Gedanken bringen sollte. Die Versöhnung ward auch wirklich zu Stande gebracht. Aber der Christen trieb keinen Nachen mehr von Beckenried herüber, Niemand wußte, wohin er gekommen war, am wenigsten des Päpstli's Schlappi, denn er wollte eben nichts über den Fergen erfahren.

Nach einem vollen Jahre erst gab's wieder eine Woche lang Gerede über den Ausgewanderten. Es kam ein Brief nach Beckenried an den Zimmerer, der links auf der Straße nach Seelisberg wohnt. Drei Franken siebzehn Centimes Porto stand darauf, und außerdem ein halbes Schock blauer, rother und schwarzer Oelstempel. Ancona brachte der Postmeister aus dem einen der Stempel heraus; ein anderer konnte Roma heißen, doch ließ sich's nicht mit Gewißheit sagen. Der Brief schien ein Geldstück zu enthalten, das in Papier gewickelt war, doch besann sich der Zimmerer vorsichtig, ob er gut thue, 3 Francs 17 Centimes für den Schuß nach einem so unbekannten Vogel zu wagen. Die Neugierde überwog endlich, und als er den Brief sich erkauft hatte, fand er einen kleinen römischen Gold-Scudo darin, den er im Wirthshause zum Mond für etwas mehr als fünf Franken umwechselte. Einer der Feldwebel der päpstlichen Leibwache hatte im Namen des nicht schreibgelehrten Christen dem Zimmerer einen Gruß dazu geschrieben, und ob die Forderung des Zimmerers für vorjährige Ausbesserung des Fergenbootes auch durch das Porto

jetzt fast verdoppelt worden war, so löschte er doch die Schuld des früheren Dorfgenossen in seinem Gedächtnisse aus.

Des Päpstli Schlappi trug, wie es der Aetti und der Groß-Aetti gethan hatten, einen vollen Bart. Das war die Ursache, warum er von dem Beckenrieder Briefereigniß nichts hörte. Wem der Gersauer Barbier in's Haus kam, dem ward die Zeitung berichtet, und so gelangte der Vorfall zur Kenntniß Bäbi's, die eben beim Seeschuster zum Maßnehmen den bestrümpften Fuß in die Luft hielt, als der Bartkünstler mit schäumendem Seifenbecken und noch schäumenderem Neuigkeitssprudel in die Werkstatt trat.

Arme Schlappi's Bäbi! Sie wäre vor Freude oder Schreck fast umgefallen. War zufällig die kurze Gritli zur Stelle, sie hätte wieder von dem Widerschein gesprochen, den diesmal die rothen Strümpfe auf Bäbi's volle Wangen warfen. Aber die Gritli saß längst im „Wälschen“, d. h. in der französischen Schweiz, wohin die deutschen Schweizerinnen gern gehen, um hernach in Schweizer-Hotels unterzukommen, d. h. herunterzukommen.

Seit die Bäbi wußte, wo der Ferge geblieben war, suchte sie wieder mit des Schulmeisters Tochter anzubinden — warum? — weil eine große Wandkarte im Schulzimmer hing, auf der sich vielleicht herausbringen ließ, ob's über Brunnen oder Luzern nach Rom gehe. Denn von Rom sprach der Schlappi wie von einem

Stammgut, zu dem die Päpstli's aus alter Familientradition in sehr engem Bezug standen; und weil das viele Gerede von Rom in dem Gersauer Nachwuchs selbst schon eine unklare Vorstellung über diesen Zusammenhang hervorgerufen hatte, so unterließ der Ammans-Bote nicht, von Zeit zu Zeit durch Berührung des uralten Wallfahrts-Planes diese Vorstellung zu befestigen.

Nachdem die Bäbi Monate lang auf endliche Ausführung dieses Planes von Weitem hingedeutet hatte, ward der Schlappi endlich überredet — oder besser eigentlich nicht überredet, denn er redete sich selbst ein: der „heilige Herrgott" in Rom werde Gersau wieder zu seiner Selbstständigkeit verhelfen und ihn, den Schlappi, mit wer weiß welchem Titel als oberstes Haupt des wiedererstandenen Freistaats beschenken.

Er hatte daher ganz Recht, als er in Rom binnen acht Tagen hundert und einige zwanzig Male den Hochmuthsteufel anklagte: der habe ihn über die Alpen gehänselt. Die Bäbi war nur Schuld gewesen, daß der Hochmuthsteufel zu Worte kam; herüber gehänselt hatte ihn dieser selbst.

Die römische Augusthitze und das fremde Kauderwelsch der italienischen Zunge hätte er nun zur Noth verwunden; auch daß ihm im Corso das Naslitüchli binnen zwei Tagen dreimal geschnipft worden war, verschmerzte er um der Befriedigung willen, mit der er die römischen

Taschenleerer vergebens nach seinen metallischen Adern spüren sah. Er trug nämlich sein Gold im Lederstrumpf, dort, wo sich Wade und Fersensehne begrüßen, und dahin schien sich der italienische Witz nicht zu verirren. Aber was ihn bereuen ließ nach Rom gegangen zu sein, war die Schwierigkeit zum heiligen Vater zu gelangen. Wie immer während der heißesten drei Monate, hatte der Papst sich im hochgelegenen Quirinal einquartiert, wohin die Tiberatmosphäre ihre Fieberdämpfe nicht entsendet. Der Schlappi stand nun die ersten drei Tage nach seiner Ankunft vom Frühläuten bis zur Ave-Maria-Stunde unter den Dioscuren, oder saß auf dem Geländer des breiten Platzes, immer das Auge auf die Thüre des Palastes und auf den Balkon gerichtet, von welchem herab wenige Jahre früher das verhängnißschwere non debbo, non posso, non voglio! den Constitutions-Bittstellern zugerufen worden war. — Aber der Papst fuhr nicht aus. Der geräumige Quirinalgarten mit seinen geschorenen Gängen und Alleen bot ihm frische Luft und Erholung genug. So sah sich der Gersauer Bauer denn die Augen halb blind, und die Bäbi gähnte sich vor Langerweile die hellen Thränen auf die Wangen, ehe der Schlappi sich bewegen ließ, bei der buntgekleideten Thorwache selbst sein Anliegen vorzubringen. Er hielt sie nicht für Schweizer. Wie hätten sich denn ehrbare Landsleute des Schlappi in eine solche Schneiderlappen-Tracht stecken lassen, bei der ein Bein roth und gelb, das andere gelb

und roth ausschaute, und wo der Rücken Farben spielte, als habe der Brunner Büttel einem Landstreicher beim Willkommen und Abschied noch ein Dutzend Hiebe zum Vollmachen über die Schuldigkeit hinaus mit auf den Weg gegeben. Da der Gersauer endlich einen Wachtposten anredete, fand sich's, daß er ein Schwyzer war, ein politischer Gegner der Gersauer Sache, wie sich nach des Schlappi Meinung von selbst verstand. Er hütete sich daher wohl, mit dem politischen Zweck seiner Wallfahrt herauszurücken, und fragte nur, wann man den heiligen Vater sprechen könne, worauf ihm der Schwyzer bedeutete, am nächsten Donnerstage sei im Gartensaale Audienz.

Daß hier nur solche Fremde zugelassen zu werden pflegen, welche durch ihren Consul oder durch sonstige hochgestellte Vermittlung empfohlen worden sind, verschwieg ihm der Schwyzer, um sich mit dem Bauern einen Spaß zu machen, wobei ihn sein landsmännisches Gewissen um so weniger etwas Unrechtes finden ließ, als er in Rom von italienischer Mutter herstammte und mit dem Canton Schwyz nur durch seinen verstorbenen Vater zusammenhing. Die Bäbi hätte gern nach dem Christen Fragen gethan, aber der Vater hatte sie gar nicht in die Nähe des Wachtposten kommen lassen, und sie mußte sich von Neuem gedulden.

Endlich kam der ersehnte Donnerstag heran. Um die 21. Stunde, d. h. um fünf Uhr Abends, sollte Audienz

im Gartensaale sein. Wir haben schon verrathen, daß der Gersauer sammt seiner goldbraunen Tochter an diesem Nachmittage in der Ladroni-Trattoria saß, und zwar saß er länger als gewöhnlich. Nicht daß ihm der Orvieto heute besser als sonst gemundet hätte, er hatte dem Weine schon am ersten Tage Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber ihm war's immer, als sei ihm das Herz in den Lederstrumpf gefallen, und als müsse er die Kehle feucht halten, um es wieder herauf zu pumpen. Dabei fiel der Bäbi das Räuschchen ein, das der Vater in der letzten Bettellandtagsnacht zusammen genippt hatte; ihr war nicht wenig bange, es könne wieder dahin kommen. Um ein Ende zu machen, redete sie dem Vater ein, die römische 21. Stunde habe, wer weiß, schon begonnen, wie könne man sich auf römische Zeitrechnung verlassen! besser zu früh als zu spät! So machten sich sich denn beide auf den Weg.

Noch war vor dem Palastthore des Quirinals Alles still. Ein sieben Schuh hoher Luzerner schleppte seine Hellebarde auf und ab und blickte über seinen steifen, gefältelten Kragen so königlich auf den in Hemdsärmeln herankeuchenden Schlappi und seine Tochter hinab, daß Beide erst, als er den Rücken wandte, sich an das weit offene Thor hinanwagten.

Ein kleiner, heimwehkranker Tambour war der nächste, dem sie begegneten. Er grüßte sie auf gut schweizerisch, und der Schlappi machte ihn sogleich mit seinem Wunsche

bekannt, den heiligen Vater zu sprechen. Der Tambour kratzte sich hinter'm Ohr. Das werde nicht so leicht einzurichten sein, meinte er. Aber die Freude an dem Herumführen eines Landsmanns und mehr noch einer Landsmännin, war ihm doch zu groß, als daß er die seltene Gelegenheit ohne Weiteres sich hätte entgehen lassen mögen. Er trachtete daher den Custoden in das Interesse zu ziehen, und da dieser in seiner Wohnung nicht zu finden war, suchte er ihn in den vom Papste nicht unmittelbar bewohnten Gemächern auf, wo des Custoden Wedel allnachmittäglich säubernd waltete. Zagen Herzens folgte Bäbi dem auf den Zehspitzen Voraneilenden, während Schlappi nur mühsam hinterdrein keuchte. Er hatte ein paar für solche Zwecke bereit gehaltene Strohschuhe über seine eisenbeschlagenen Stiefel ziehen müssen; Bäbi dagegen, ihre blanken Schuhe in der Hand, schlüpfte auf rothen Strümpfen lautlos über die Teppiche dem Tambour nach.

Von den Bildern, Statuen, Reliefs, Gobelins und was sonst noch die päpstlichen Gemächer schmückt, sah Schlappi übrigens so gut wie nichts. Es war ihm schon in dem ersten Saale aufgefallen, daß jeder Stuhl die Inschrift: Pius IX. pont. max. trug, und seine Gedanken schweiften nach Gersau hinüber, wo sich das Mobiliar des Hauses Päpstli ohne große Mühe auf ähnliche Weise mit der Thürinschrift in Einklang bringen ließ. Mit den Berechnungen über diese häusliche Neugestaltung

vollauf beschäftigt, ging er an aller Pracht und allem Schmuck der Wände vorüber, ohne Anderes zu sehen, als die endlos und aller Orten sich wiederholende Inschrift. Was war ihm Guido Reni's Madonna mit dem Kinde, was dessen Verkündigung, und gar Albani's Engelgruppe, was der Alexanderzug Thorwaldsen's, in dessen Nähe der Papst allmorgendlich sein Gebet verrichtet? Was gingen ihn Fra Bartolomeo's Peter und Paul an, was der bleiche heilige Bernhard des Sebastian del Piombo, was van Dyk's Auferstehung? Wie hätte er ein Auge für die zwei köstlichen Gobelins, Geschenke Louis Philipps, gehabt, die Steinigung und die Apotheose des heiligen Stefanus nach Abel de Pujol und Moië, für das komische Zerrbild, die Taufe einer bengalischen Prinzessin, für die lieblichen Fresken Carlo Maratta's, für Thorwaldsen's Kamin mit den gefangenen Königen?

Doch wir sind schon mit unsern Fragen bis in das Schlafgemach des Nachfolgers Petri gedrungen, wo sein Bett bescheiden genug an der Wand steht, haben das Zimmer berührt, durch dessen Fenster Pius VII. nächtlich den ihn gefangen nehmenden Franzosen folgen mußte, und wo sich Pius IX. während der stürmischen Tage von 1848 aufhielt, um bei der Hand zu sein, so oft ihn ein neuer Dankerguß der Römer auf den Balkon rief. Und dennoch drang weder die Zehspitze des kleinen Tambours, noch der rothe Strumpf Bäbi's, noch endlich der Strohschuh des Gersauer Bauern

bis in diese schwer zugänglichen Gemächer. Da der Custode nicht auffindbar war, so hatte der Tambour seine Hoffnung auf den wohlbeleibten Quirinal-Gärtner gesetzt, der den beiden Bittstellern am leichtesten in der Nähe des Kaffeehauses ein Plätzchen zum Abwarten günstiger Gelegenheit verschaffen konnte. Sie waren soeben in die steiffranzösischen Gänge hinausgetreten, wo Myrten, Lorbeer und Cypressen zu Regenschirmen, Vasen, Tischen und sonstigen Barock-Figuren verschnitten stehen, und wo in einer abgelegenen Ecke zur Ueberraschung der päpstlichen Gäste ein Rococco-Wasserwerk mit plötzlichen Douchen und Wasserorgel-Polka's sein Wesen treibt, — als die 21. Stunde schlug und der erschreckte kleine Tambour, so rasch er konnte, aus dem Garten fort und auf seinen Posten eilte.

Noch stand Bäbi von allem Gesehenen wie berauscht da, und neben ihr mit offenem Munde Päpstli's Schlappi, dem der Orvietogeist allmälig unbequem ward. Sie hatte dreimal den Tambour nach Christen Muri gefragt und immer war ihm gerade ein sehenswerthes Prachtstück in den Wurf gekommen, auf das er im Fluge hingedeutet und um dessenwillen er ihre Worte überhört hatte. Jetzt war er fort und sie wußte gerade so viel und nicht mehr, als da ihr der Seeschuster Maaß nahm.

Während Beide noch, halb vom Gebüsch versteckt, in dem Irrgarten unschlüssig standen, rauschten seidene Gewänder an ihnen vorbei und in einiger Entfernung sahen

sie geschmückte Damen, von päpstlichen Kammerherren geführt, dem Kaffeehause zuwandeln, wo nach Beendigung seines Mittagsmahls Pio Nono sich an gewissen Tagen des Monats die angemeldeten fremden Damen vorstellen läßt. Man erzählt, ein junger Amerikaner, der im Vatican um diese Ehre gebeten habe, sei so vorsichtig gewesen, nach beendigter Audienz sich dem üblichen Segenszeichen entziehen zu wollen, worauf Pio Nono ihm bedeutet habe, der Segen eines alten Mannes werde auch einem Nichtkatholiken keinen Schaden bringen können — was seinerseits der Amerikaner, mit Hinweis auf die bedenkliche Lage des vielgesegneten römischen Volks, für nicht so ausgemacht erklärt. Das Kaffeehaus ist, beiläufig gesagt, höchst anspruchslos und stammt gleich den mittelmäßigen Malereien, welche päpstliche Feierlichkeiten und Aehnliches darstellen, aus der Perückenzeit, welcher Epoche des Ungeschmacks auch die Wasserorgel ihre Entstehung verdankt. Zu den Diners, welche der Papst ebenfalls von Zeit zu Zeit in dem größern Saale des kleinen Lusthauses giebt, werden in der Regel nicht mehr als siebzehn Personen herangezogen. Der Papst selbst speist immer an einem abgesonderten erhöhten Tische; hinter ihm stehen fünf bis sechs Diensttuende. Das berüchtigte Vorkosten der ihm bereiteten Speisen durch einen Dritten, um Vergiftungen zu verhüten, beruht auf einer Erfindung.

Der heilige Vater war inzwischen erschienen. Er trug ein weißes Käppchen auf dem Hinterkopfe, und sein von

Gesundheit und Wohlwollen glänzendes Gesicht flößte auch den Befangendsten unter den ihm der Reihe nach Vorgeführten eine Art Sicherheitsbehagen ein. Mehrere Damen waren auf die Knie gefallen und küßten den päpstlichen Rocksaum, andere die volle weiße Hand, noch andere verneigten sich nur und zeigten ihm diejenige Höflichkeit, wie sie, ohne Vergebung der eignen Würde, hochgestellten Personen geboten werden kann. Mit jeder Dame wechselte der Papst einige Worte, wobei er mit Geläufigkeit sich in den meisten durch die Anwesenden vertretenen Sprachen ausdrückte.

Als er sich nach ertheiltem Segen zurückzog, und als die Gewänder wieder an dem Gersauer Paare vorüberrauschten, richteten sich Schlappi und seine goldbraune Tochter aus ihrer knieenden Lage auf. Sie waren nicht sicher, wen sie eigentlich gesehen hatten und ob nicht jetzt erst die Hauptsache zu erwarten stehe. Konnte das denn schon der „heilige Herrgott“ in Rom selber gewesen sein? Der Luzerner draußen am Thor mit dem gefältelten Steifkragen und der schleppenden Hellebarde sah ja zehnmal machtherrlicher und trotziger aus, als dieser freundliche Mann mit dem blühend rothen Gesicht und dem weißen Käppchen auf dem grau werdenden Haare.

Sie waren noch in Bedenken über das jetzt erst zu Erwartende, als ein Kammerherr, in schwarzer spanischer Pagenkleidung, die goldene Kette um den Hals und den funkelnden Degen an der Hüfte, an ihnen vorüber kam.

„Che volete?“ fragte er herrisch, indem er seinen Gang unterbrach und die in einiger Ferne stehende Wache durch Handbewegung zum Hinausschaffen der Eindringlinge herbei winkte. „Impertinenza senza essempio!“ fügte er zornig hinzu, dem herbeieilenden Hellebardier bedeuten wollend, daß sich's wohl um eingeschmuggelte Vettern und Basen eines der Schweizer-Wachtsoldaten handle.

Als der stattliche Herr sich entfernt hatte, ließ der Soldat mit dem hastigen Hinaustreiben etwas nach, und der halb betäubte Schlappi konnte sich die Zeit gönnen, einen Augenblick still zu stehen, um mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne zu wischen. Ein „Nasitüchli“ trug er nicht mehr bei sich. „War denn Das nun endlich der heilige Herrgott aus Rom?“ fragte er, den letzten Tropfen von der Stirne tupfend und in dem herrischen Wesen des Kammerherrn deutliche Züge seiner ursprünglichen Vorstellung von einem Nachfolger des heil. Petrus wiederfindend. „Mit dem möcht' ich nicht anbinden!“ Aber der Hellebardier, der den schwarzen Pagen schon wieder in der Ferne erblickte, trieb zur Eile an, und mit der letzten reichgekleideten Lady zugleich kamen der Schlappi und die Bäbi aus dem päpstlichen Thore hinaus.

Die müßigen Wachtsoldaten standen gaffend umher, gewohnt, bei der Musterung solcher weiblichen Audienzbitter sich für die Langeweile des leichten Palastdienstes nach Möglichkeit zu entschädigen. Der nicht im letzten Gliede stand, war der Beckenrieder Ferge. „Lug Peppi!“

sagte er, einen breitbrüstigen Kameraden am Aermel zupfend, „da ischt ein Maidli von daheim!“ Aber er zupfte nicht lange, denn die Bäbi hatte sich bei dem bekannten Ton der Stimme nach ihm umgewandt, und nun er noch schwankte, ob sie des Päpstli's Tochter aus Gersau in Wirklichkeit sei, erhielt der sich verschnaufende Schlappi von dem ihn Hinaustreibenden den letzten Freundschaftspuff und wandte sich ungeduldig brummend um, so daß auch der Schlappi dem Christen Muri zu Gesicht kam. „Die Zwei“, rief Muri, hinter dem Gitter hervorspringend, „laß' mir in Ruh!“ und er riß den Kameraden zurück, der, als gewesener Appenzeller Gaisbub, an Stößen und Knüffen wie so mancher seiner päpstlichen Genossen eine besondere Lust hatte.

„Der Christen ischt's!“ hatte Bäbi, hochroth vor Schreck und Freude, dem Vater zugerufen. — „„Der Christen?““ — „Frili, frili! Lug' selber!“ uud sie schob den Schlappi dem vollbärtigen Hellebardier entgegen, der eben ihnen nachgeeilt kam, und in dem der Päpstli nur einen neuen Verfolger erblickt hatte. „Meiner Treu!“ rief der Gersauer dann, die Augen weit aufsperrend und mit sehr gemischten Gefühlen die Züge des vormaligen Bewerbers wieder erkennend. „Meiner Treu! der Beckenrieder Christen Muri!“ Aber war's denn wirklich derselbe arme Tropf, der auf fremder Leute Rübenacker sich nähren müsse, wenn ihm je einmal sein Kahn versöhnt werde? Der Christen, ein päpstlicher Soldat mit

blanker Pickelhaube auf dem Kopf und silberblinkendem Galla-Küraß! Wer's geglaubt hätte!

Dem Schlappi war sein vornehmes Untergestell von Geldstolz und Ammannsthum so sehr zusammengebrochen, daß er kaum wußte, war er oder der päpstliche Soldat jetzt der Bevorrechtigte. Er sagte eine Dummheit über die andere.

Aber in der Osteria bei der Fontana dei Trevi, wohin sie der Christen führte, wurde dem Gersauer allmählig wieder wohl. Der Glanz des Hellebardier's, eine sonst in Osterien nicht gewöhnliche Erscheinung, warf seine Strahlen auf ihn und Bäbi zurück, und er hatte zum erstenmale, seit er in Rom war, wieder das Gefühl, daß seine wohlhabend vollen Wangen den minder wohlgenährten ringsum Respect einflößten.

Mit dem Gersauer Freistaat freilich war's nichts. Der Christen kannte so einigermaßen das D'rum und D'ran der Papstgewalt und sagte ihm Dinge, die sich weder der Aetti noch gar der Großätti hätte träumen lassen, und die bei Leibe den Gersauern verschwiegen bleiben mußten, wollte sich der Schlappi nicht um sein altes Familienansehen bringen. Auch die Stuhlinschriften nach dem Muster des Quirinals rieth ihm der Christen lieber bei Seite zu lassen. Den Papst, meinte der Ferge, habe der Schlappi ja gesehen; der mit dem weißen Käppi und der Lorgnette am Bande sei's gewesen; damit möge er sich genügen lassen. Von dem Segen habe er und

sein Rosenkranz ja auch seinen Theil bekommen. Er solle froh sein, in so kurzer Zeit so große Dinge in Rom durchgesetzt zu haben.

Der Schlappi hatte, während der Christen sprach und einen Fiasco feurigen Genzano's nach dem andern auftragen ließ, den früher Verschmähten mit wachsendem Behagen beobachtet. „Der gehörte", sagte er zu sich selbst, „von Rechtswegen in die Familie Päpstli. Potz Elend! wenn der so im blanken Küraß vor meiner Thüre Schildwach stehen könnte! Die Schwyzer Corporations-Allmeind-Verwaltung bekäm' das Gallenfieber. Aber auch ohne Küraß nähm ich ihn jetzt auf dem Fleck. Es ist ein ganzer Kerl geworden. Den Brunner Doctorssohn wickelt er um den kleinen Finger. Wird nur nicht aus dem fetten Dienst wieder heraus wollen."

Die Bäbi saß hochrothwangig dabei. Es war ihr nicht möglich, das Lachen zu lassen, denn die Thränen steckten gleich im Hinterhalt, und Greinen oder Grinen hieß es — dazwischen gab's nichts.

Und der Christen selbst? Nun, er müßte kein Schweizer Kind gewesen sein, um nicht, seit er die Landsleute neben sich sitzen hatte, bis über die Ohren wieder im Heimweh zu stecken. Die verwünschte Capitulation nur hielt ihn noch drei Jahre fest, und wo ließ sich das Geld herschaffen, um ihn loszukaufen?

Es zeigte sich noch in der nämlichen Abendstunde, daß dies Geld im Lederstrumpf des Schlappi steckte. Als

die Osteria leer wurde, legte der Schlappi das rechte Bein auf den Tisch und der frisch gebackne Schwiegersohn mußte Napoleon für Napoleon, im Leder eingenäht, betasten, um mit Bäbi's Hülfe herauszubringen, ob sich nach geschehenem Loskauf noch genug fände, um zu Dreien die Heimreise anzutreten. Sie zählten nicht lange, denn sie waren schon vorher einig, es müsse sich machen lassen, gehe es wie's wolle. Ja, als der Schlappi sein Bein wieder glücklich unter den Tisch gebracht hatte, meinte der Christen, es sei noch gerade so viel über, wie der Priester erhalte, wenn er über ein paar Heirathslustige den Segen spreche. Und da sich bei einem guten Trunke Genzano nicht wohl etwas abschlagen läßt, so nickte Päpstli's Schlappi zustimmend.

Ob nun schon am Tage darauf oder nach nochmals 24 Stunden die Bäbi unter die Haube kam, das weiß der Dekan des Kirchleins gegenüber der Fontana dei Trevi am besten; aber welch ein Gesicht das goldbraune Mädel machte, als nach endlichem Aufbruche aus Rom der Dogana-Officiant der Porta del Popolo ihr den Paß zurückgab und dabei sein buon viaggio (gute Reise!) der Signora Muri wünschte, — das weiß unter Anderm der rothe Granitobelisk des Semnesertes, der mit dreitausendjährigem Antlitz zuschaute, und dessen Widerschein das kurze Gritli diesmal mit Recht nicht als Entschuldigung hätte gelten lassen, wenn Bäbi Muri ihr roth Gesicht damit erklären wollte.

Verschmäht, verworfen!

Acht frei überarbeitete Kapitel aus dem Geheimfache eines Arztes.

Erstes Kapitel.

Ein Ballabend in der Herrengasse.

Es stand kein Komet mit feuriger Ruthe am Himmel, als der Portraitmaler der Wiener guten Gesellschaft, Wahlstadt — Brandt von Wahlstadt, wie man ihn aus Gefälligkeit in guter Gesellschaft adelte — als der Portraitmaler der Herrengasse durch die beschlagenen Scheiben in die abgekühlte Juninacht hinausstarrte und nach einem drohenden Himmelszeichen suchen zu müssen glaubte. Es stand kein Komet mit Unheil verkündender Riesenfeder am Himmel; aber in den Perlen der beschlagenen Scheiben standen zahllose Nebensonnen blitzend und glitzernd bei einander, die Spiegelbilder der prächtigen Gaskronleuchter der Fürstin Demikloska, in deren Salons eben der Abschiedsball dieser gastlichen Polin dem Ende entgegen ging. Sie beizten ihm mit ihrem perlenden Schillerglanz die dunkeln Augen, diese zahllosen Nebensonnen, und seine wild erregte Stimmung

nahm nur an Heftigkeit zu, während er von einem Glanzspiegel zum andern den Blick schweifen ließ, unfähig die unheimlichen Gedanken zu meistern, welche diese Wanderung begleiteten.

Brandt von Wahlstadt, nicht mehr der frischblutige Hildebrandt von ehemals, der beste Geselle unter seinen leichtlebigen Genossen, der Obenhinaus aller Bergsteiger, der unermüdliche Sommergast in Köhler- und Sennerhütte, auf Alpe und Trift, in Halde und Schlucht, wo immer nur dem Künstlerauge Nahrung sich bot; Brandt von Wahlstadt, nicht mehr der sonngebräunte Salvator Rosa der bayerischen Berge, heute mit dem weißen Malerschirm, dem Farbenkasten, der Skizzenmappe, morgen mit dem spitzigen Alpenstock und übermorgen mit dem Stutzen des Holzmeisters aus der Klamm, des stämmigen Vaters Frühauf, der keinen besseren Waidgesellen zu kennen schwor, als den „geschwinden" Maler mit dem goldbraunen Lockenkopf, den braunen Augen und den nimmermüden Sprung- und Klettersehnen; — nicht mehr Hildebrandt Wahlstadt — Brandt von Wahlstadt, ein Liebling der diamantengepflasterten engen Herrengasse, deren hundert und etliche galonirte Portiers ehrerbietig an ihren dreikantigen Filzdächern rückten, wenn Brandt von Wahlstadts kleine Mesalliance vorfuhr. Die Erfindung war sein, der Witz gehörte der geistreichen und gastlichen Polin. Alle Welt fand die Sache allerliebst, und seit ein Stichwort dafür gefunden war, fuhr die gute

Gesellschaft nur noch mit Mesalliancegespann, d. h. mit Schimmel und Braunen.

Es waren bald zwei Jahre her, seit Brandt in die Mode gekommen war, gerade so lange wie die gastliche Polin den Palast des Grafen Schaumburg in der Herrengasse in Miethe hatte. Sein Bild eines steirischen Morgens auf der Senne war Monate lang im Kunstverein unbeachtet geblieben. Da traf sich's, als es eben unter des Malers Aufsicht entfernt werden sollte, daß eine Dame es sich noch einmal ansehen wollte. Suchte sie nach einem Anlaß, den braunlockigen Naturmenschen näher in's Auge zu fassen? Zog das Bild ihre sprunghaft unstete Aufmerksamkeit auf sich? Es lag ein gewisser Zauber in dem Gegenstande, welcher Stadtgeborene nicht am unempfindlichsten findet. Oder hielt sie das Geschäft der Arbeiter nur aus übermüthiger Laune auf? Sie wußte es selbst vielleicht nicht. Aber das Bild wurde nicht auf die ihm zugedachte Ausstellungswanderschaft geschickt, es kam in das Boudoir der Fürstin selbst, neben einen mit Gold aufgewogenen Winterhalter und einen Ary Scheffer, dessen Erlangung ein wo möglich noch kostbareres Gegengewicht nöthig gemacht hatte; denn Ary Scheffer war von den Aerzten aufgegeben worden nnd man sammelte schon seine Reliquien, gleichviel um welchen Preis.

In so vornehme Gesellschaft kam das Monate lang unbeachtet gebliebene Sennenbild, und da hing's, als frischer Morgen, schräg über dem wasserklaren Doppel-

spiegel, welcher alltäglich um die elfte oder zwölfte Tagesstunde — früher ließen die seidenen Bettdecken ihre schöne Schläferin nicht los — von den weißen Schultern und schwarzen Schlangenringeln der geistreichen Fürstin zu erzählen hatten. Da hing's und mancher Blick der schönen Polin hing daran.

Sie war noch jung, vielleicht um die Grenze der ersten Doppelzehn herum; der St. Jankűster von Lublin hätte es am besten aus seinem Kirchenbuche nachgewiesen, wenn er nicht etwa nach seiner Gewohnheit nur die Taufnamen eintrug, die Zeitangaben aber vergaß. Leszczynska Elzbieta Piasecka stand in dem Buche oder hatte dort gestanden, denn Piasecka war vor drei Jahren durchstrichen worden und des Fürsten Demikloski Namen stand oben drüber. Dies war, nach des Küsters Ausdruck, der Uebergang des Täuflings in's Eheregister; und Elzbieta hatte diesen Uebergang gemacht.

Drei Jahre verheirathet, und dabei zwei Jahre ohne den Fürsten Demikloski im glänzenden Palast des Grafen Schaumburg, zwei Jahre der Mittelpunkt der goldenen Kaiserstadt, der Neid aller alternden Residenzschönen, der Verdruß aller Quacksalber, die mit ihren Schönheitsmitteln und Hautpudern die weißen Schultern der jungen Polin nicht auszustechen vermochten, die Verzweiflung aller verschuldeten Ehemänner der guten Gesellschaft, deren Gattinnen in keinem Kleide zweimal in derselben Saison erscheinen wollten, der Ankerpunkt aller

aufsätzigen Kammerjungfern, welche unnennbar bürgerlich fanden, daß ihre Herrinnen schlecht angepaßte Kleider dem ungeschickten Schneider zurückschickten, statt sie, gleich der Fürstin Demikloska, auf Nimmerwiedersehen in die Garderobe zu werfen.

Drei Jahre verheirathet und von diesen drei Jahren vierundzwanzig Monde ohne ihren Gatten in der lebens-lustigen Kaiserstadt, beneidet um ihre Reichthümer, um ihre Talente, um ihren Geist, um ihre unvergleichliche Versailler Aussprache, um das saubere R, das sie aus ihrer Muttersprache in's Deutsche zum großen Vortheil des letzteren, übertragen hatte; der Gegenstand ungezähl-ter Huldigungen, die ihr Ohr zu hören und ihr feiner Mund zu erwiedern schien, ohne daß ihr Geist von die-sem mechanischen Geschäfte Kunde erhielt; der färbende Tropfen in der farblosen, gähnenden, gelangweilten Ge-sellschaftsfluth, welche jahraus jahrein durch die näm-lichen Salons in der nämlichen zwecklosen Weise dahin schlich; der Punkt, auf den mancher ausgenützte Geistes-hebel sich wieder zu stützen versuchte, nachdem es ihm jahrelang müßige Kraftverschwendung geschienen hatte, dem andern Geschlechte gegenüber noch Anstrengungen zu ma-chen; die verjüngendste Augenweide manches müden Blickes, Sonnenschein manchem alten Herzen, das sich längst ge-wöhnt hatte, von dem Schnee des Alters zu reden, Qual und Schlafräuber manchem jungen Gemüth, das nicht zu hoffen und doch auch nicht zu fliehen wagte.

Das war Elzbieta, die schöne, geistreiche und gastfreie Fürstin in dem Palast des Grafen Schaumburg, und die Nebensonnen in den Perlen ihrer beschlagenen Krystallscheiben redeten von ihr — von ihr, der Einzigen, die den unbekannten Maler unter den Glanz der Herrengassenlüstres gestellt hatte, vor zwei Jahren zuerst und seitdem unzählige mal wieder.

Aber sein Auge wurde immer finsterer, wie es in die schillernden Sonnen starrte, und es wogte in seiner Brust, als habe ein mächtig geschwollener Strom endlich alle Dämme durchbrochen und überfluthe nun herrisch Hütte und Feld, Wiege und Leichenstein.

Er sah wirklich so etwas wie eine Ueberschwemmung hinter den Nebensonnen, dieser starrende Einsame, in dessen Ohr die Mazurkaklänge dröhnten, Elzbietas eigene Tanzweisen, denen eine hochgestellte Herrlichkeit nachgerühmt hatte, sie gäben dem Fuße Schwingen und spotteten der Fersenfittiche Merkurs. Er sah so etwas wie eine Ueberschwemmung und dachte, ob sich's der Mühe lohne, auf dem schwankenden Giebel noch ferner nach Rettung auszuschauen, statt hinab zu tauchen in die lockende Fluth, die um ihn her schon Alles verschlungen hatte.

Während er so dastand und gegen die Scheiben starrte, lehnte in einem andern Winkel des gefüllten Ballsaals eine junge Gestalt mit tanzerhitzten Wangen und blauen Blumen im blonden Haar. Das Amethyst-

schloß ihrer härenen Halskette hob sich mit jeder Welle ihres Busens. Sie fächelte sich und hörte, während der gezwungenen Tanzpause der frisch quellenden Rede ihres neben ihr rastenden Tänzers mit beifälligem Lächeln zu, angeregt, wohl fast aufgeregt durch Tanz, Unterhaltung, Musik, Lichterglanz und alle Pracht rings umher. Wenn sie den Fächer auf und zu faltete, hätte ein an feine Gesellschaftssitten gewöhntes Auge an ihr die Selbstgefälligkeit auszusetzen gehabt, mit welcher sie das funkelnde Spielstück auseinander und wieder zusammen bog, statt die Bewunderung seiner Zierlichkeit Andern zu überlassen. Wenn sie zu einer der Krystallmuscheln mit Eis griff, welche der Lakai ihrer Auswahl darbot, so mußte die Unentschiedenheit auffallen, mit welcher sie zwischen Vanille-, Himbeer-, Ananas-, Punsch- und Tokaier-Frühbeereneis die suchende Hand umher tasten ließ, bis sie endlich für die buntest ausschauende Erfrischung Partei nahm und dann auch noch für den köstlichen Geschmack derselben auf ihrer kostenden Zunge Worte fand. Kam eine imponirende Gestalt in weit ausgeschnittener, bauschender, erdrückend prächtiger Gewandung vorüber, so konnte man das blaue Auge der jungen Tänzerin fragend, wohl gar spöttisch zu ihrem rastenden Begleiter gewendet sehen, als wandle sie ein bürgerliches Gelüste an, von anderer Leute Toilette vor deren Augen Notiz zu nehmen, statt durch Wegblicken ihre Gleichgültigkeit und ihr Erhabensein über Gefühlen von Neugier und Staunen

an den Tag zu legen. Wenn sie die Handschuhe auszog, geschah es mit der vorsichtigen Unsicherheit, welche verräth, daß keine Ersatzhandschuhe für den Rest der Nacht in Bereitschaft liegen, und die dann zum Vorschein kommende Hand war zwar nicht roth und ausgearbeitet, aber doch auch entfernt von jener Eleganz, welche durch das Nichtsanrühren, bei natürlich schönem Bau, so sehr gefördert wird. Auch die Haltung war mehr durch angeborenes Ebenmaß der Körpertheile, als durch sorgfältige Schule salonfähig, und häufiges Erröthen vervollständigte die untrüglichen Kennzeichen, deren Beobachtung ein geübtes Auge zweifelhaft oder kaum mehr zweifelhaft gemacht hätte, wenn die Frage: ob von Stande, und zwar wirklich von Stande, aufgeworfen worden wäre.

Ihr Begleiter warf diese Frage nicht mehr auf. Der Kammerherr von Treskow warf keine Fragen auf, da ein gewisses Ahnungsvermögen ihm schon vor dem ersten gewechselten Worte zu verrathen pflegte, ob sich Stadt- oder Landluft in seinen Dunstkreis mische. Wie ein geübter Wechsler die in seiner Hand sich entleerende Dukatenrolle als ächt oder unächt erkennt, ohne nur des Ohrs oder des Auges zu dieser Unterscheidung zu bedürfen — ein bloßes Ahnen in den Fingern sagt es ihm — so wußte der Kammerherr von Treskow untrüglich, wen er vor sich habe, und wäre ihm auch nur die kleine Zehe in einem zu engen Ballschuhe zu Gesicht gekommen. Seit er auf die blonde Gattin

des Malers aufmerksam gemacht worden war, hatte er sich seines Kammerherrnschlüssels bedient, und ohne daß sie es gewahrte, saß er in den geheimsten Stuben ihres Innern, völlig daheim, die spürende Nase fortwährend hoch in der Luft, die Hand ohne Unterlaß an dem unsteten Puls der Rauschbefangenen. Es wurde ihm dieses beobachtende Abwarten um so leichter, als er, ohne andere Leidenschaft als das Spiel, nie von einem Gegenstande selbst ergriffen wurde. Auch hier fesselte ihn kein Herzensinteresse. Es lag ein gewisses Etwas in der blonden Erscheinung — war's ihr ovales Köpfchen, war's ihr unüberwindliches Rothwerden, war's der ländliche Typus; den sie nicht verbergen konnte? — es lag ein gewisser Reiz in Marizibill, der unter dem mühsam erlernten Gesellschaftsfirniß Mariens von Wahlstadt immer wieder durchschimmerte und die Aufmerksamkeit, nicht das Herz des Kammerherrn fesselte. Eine Zeit konnte kommen, heute, morgen, über's Jahr, es brauchte ja nicht gleich zu sein, wiewohl ihr Eintritt wirklich jetzt ganz nahe schien, eine Zeit, wo sich verwerthen ließ, was jetzt an Zeit und Lunge verschwendet wurde. Und so stand die blonde Ländlichkeit denn auf dem langen Register beachtenswerther und nicht aus dem Auge zu lassender Erscheinungen, durch deren Entdeckung sich unter günstigen Zeitverhältnissen, wenn auch kein Ehrensessel in Vereinen zur Hebung der Sittlichkeit, so doch ein Fauteuil in der Nähe solcher Personen erwerben ließ, welche

die Fäden geheimnißvoller Beziehungen dieser Art wohl in den Händen zu halten und im rechten Augenblick spielen zu lassen verstehen, aber sich nicht zu deren unmittelbarer Anknüpfung herablassen können.

Man hat zuweilen gegen Criminalgeschichten und ihre Veröffentlichung geltend gemacht, sie belehrten die Anfänger im Diebs- und Räuberhandwerk über die Kunstgriffe ihrer Meister. Herr von Treskow wäre ein Beleg für diese, übrigens oft bekämpfte Meinung gewesen. Nicht, daß er je die Hand nach einer fremden Börse oder Gurgel ausgestreckt hatte. Dieß war, wie er wußte, zu allen Zeiten die unsicherste Methode, in der Welt Glück zu machen, und seine Wege lagen so weit von denen jener gemeinen Faustritter seitab, daß ihn in seinem ganzen vierzigjährigen Leben schwerlich je die Versuchung angewandelt hatte, mit dem geschriebenen Buchstaben in Widerspruch zu gerathen. Aber er hätte doch einen Beleg für jene Meinung abgeben können, denn die Schmähungen gegen Personen seiner jetzigen Art und Weise hatten ihm erst die Augen geöffnet über das, was in ihm lag, über das, was sein Beruf war, über das, wozu ihn Mutter Natur mit Gaben und Anlagen ausgestattet hatte. Ehe er einen Schritt aus dem Geleise bloßer Eitelkeit, Zeitvergeudung und Nichtsnutzigkeit hinaus that, mußte ihm Montesquieu über das eigentliche Wesen der Höflinge eine Fackel anzünden. Wenn diese Fackel Andern die Haare versengte und die goldenen Tressen schwärzte, so diente sie dem

nachherigen Kammerherrn als Diogenesleuchte, mit deren Hülfe er den einzigen Menschen herausfand, dessen Wege die seinen zu werden verdienten — den Höfling.

Der Verfasser des „Geistes der Gesetze“ schnitzt seine Fackel mit folgenden Axthieben: „Der Ehrgeiz im Müssiggange, die Niedrigkeit im Hochmuthe, das Streben, sich ohne Arbeit zu bereichern, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Neigung zur Schmeichelei, zur Verrätherei, zur Treulosigkeit, die Vernachlässigung eigener Verbindlichkeiten, die Verachtung der Pflichten des Staatsbürgers, die Furcht vor der Tugend des Fürsten, die Hoffnung auf seine Schwächen, und mehr als alles dieß: die ewige Verspottung der Tugend, sie bilden den an allen Orten und zu allen Zeiten verrufenen Charakter der meisten Höflinge.“

Er hatte diese Kraftstelle abgeschrieben und auswendig gelernt wie ein Recept, das man immer zur Hand haben möchte, um im Augenblick des Erkrankens nicht danach suchen zu müssen. Hier war ihm endlich die ganze Geheimkunst der höfischen Alchimie enthüllt. Der gute Philosoph faßte die Sache zwar, so meinte der Kammerherr, von dem sentimentalen Standpunkte auf, aber brauchbar blieb dennoch, was er ausgeklügelt hatte.

Ein Anderer war der Wahrheit auf anderem Wege nachgetappt, Paul Louis Courier, der Uebersetzer des Longus, der Winzer von Chavonnière. Er hatte auf der Anklagebank erklären sollen, was ein Hof sei, und Herr von Treskow schrieb auch die darauf abgegebene

Definition des Hofs zu der Naturgeschichte des Höflings. „Der Hof," hatte Courier gesagt, „besteht aus Höflingen, d. h. aus Leuten, die durchaus kein anderes Geschäft haben, als ihre Ergebenheit, ihre ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit, ihre unverbrüchliche Treue geltend zu machen."

Mit diesen Wegweisern an der Hand hatte der Spieler seine neue Laufbahn betreten, entschlossen, sich aus zerrütteten Verhältnissen in die Höhe zu arbeiten und sein vergilbtes Adelspatent von neuem aufzufrischen. Zehn Jahre energischen Beachtens der Winke Montesquieus und Couriers lagen hinter ihm. Einige Gunst der wechselnden Aspekte an seinem — der Himmel weiß wo gelegenen — Hofe, und sein Glück war gemacht.

Dieß war der Mann mit dem schwarzen, gekräuselten Tituskopfe, dem vertrauengewinnenden Blicke, der ernsten Miene, der vollkommenen Haltung, der tadellosen Taktroutine, derselbe nachsichtige, gern sein Alter verrathende Mann, gebildet, allbekannt, unterhaltend, wie ihn Marizibill in ihrem Salonleben schätzen und unentbehrlich finden gelernt hatte, derselbe Mann, welcher gefällig ihren Fächer hielt, während sie unbehülflich die Ananasmuschel zu leeren beflissen war, und welcher ehrerbietig auf die Seite trat, als Brandt von Wahlstadt mit mühsamem Scheinlächeln seine Frau zum Aufbruch einzuladen kam.

Ehe Marizibill eine Antwort gab, sah sie sich nach dem zurückgetretenen Kammerherrn um. Er benutzte den Blick, um sich ihres Fächers zu entledigen und mit einer

ehrerbietigen Verbeugung sich aus sichtbarer Nähe zu begeben. Es gab Schlupfwinkel hinter den Säulen und Lorbeerbüschen des Saals, von wo aus sein Augenglas weit zuverlässigere Beobachtungen anstellen konnte.

Marizibill hatte sich seit langem in den Gesellschaftston hineingearbeitet, und ein fügsames Unterordnen ihrer Neigungen unter die Wünsche ihres Gatten war glücklich abgestreift worden. Es kam öfter vor — woran sie früher nicht gedacht hatte, — daß die Mesalliance zu verschiedenen Nachtstunden ein- und ausgespannt werden mußte, weil Herr und Frau Brandt von Wahlstadt nicht zur selben Zeit den Becher der nächtlichen Festlust von den Lippen lassen wollten.

Dießmal hatte Marizibill noch eine Menge Silberstiftkritzeleien auf ihrer Tanzkarte zu prüfen, ehe sie auf des Malers Frage Bescheid geben konnte. „Vor zwei Uhr," sagte sie endlich, die einzelnen Tanzverpflichtungen durchgehend, „vor zwei — vielleicht halb drei Uhr wird es heute nicht möglich sein."

Brandt stand eine Weile in Gedanken vor ihr. „Ich habe noch Nothwendiges mit Dir zu besprechen," sagte er endlich; „es wäre doch gut, Du verließest dieses Haus." — „Dieses Haus?" Marizibill legte einen Ton in die Wiederholung, als wundere sie sich, einen hundertmal von ihr selbst ausgegangenen Vorschlag von der entgegengesetzten Seite gemacht zu sehen. „Dieses Haus? Ist der Fürstin Reisewagen wohl schon fort?"

Der Maler schien des vergifteten Nadelstichs nicht zu achten. Er sah nicht vom Estrich in die Höhe und sagte nur: „Es drängt mich sehr, auf der Stelle von hier fortzukommen — ganz fort, wo möglich auf's Land. — Ich ersticke hier."

„Ich begreife Dich nicht," versetzte Marizibill nach einem langen Blicke und suchte abermals einen Ton hineinzulegen, als schicke sich's — wenn nicht seinet-, doch ihret-, d. h. der bösen Nachreden wegen — als schicke sich's, zum allerwenigsten den Schein zu retten, wenn man einmal der guten Gesellschaft so nahe gekommen sei. „Ich begreife Dich nicht, oder vielmehr ich begreife nicht, daß Du uns noch mehr bloßstellen willst." — „Marizibill —" sagte er und suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie ihn denn wirklich nicht begreife?

Aber sie faßte in der That nur das Eine: „Nun die Fürstin Wien verläßt, ist's ihm als müsse er in der Stadt ersticken! — Zählt seine Frau denn für nichts? Habe ich mühsam in dieser belebten Umgebung festen Fuß gewonnen, um mich jetzt mit ihm in Busch und Wald zu vergraben, jetzt, wo wir einander so wenig Neues zu sagen wissen und seit Monaten jedes Zusammensein zu Zweien so sorgfältig vermeiden? Es ist eine Laune, die mich wieder für nichts zählt. Vor einem Jahre hat er nicht auf's Land zurück wollen, als ich ihm Tag und Nacht sagte, ich müsse hier ersticken und zu Grunde gehen;. jetzt habe ich mich eingelebt, und er mag empfinden,

wie mir damals zu Muthe gewesen ist. „Gleich!" rief sie und winkte hinausschiebend einem in der Ferne sich zeigenden besternten Herrn mit weißer Cravatte, welcher sie an ihr Cottillonengagement zu mahnen kam. „ Auf der Stelle!"

Brandt sah sich mechanisch um und stand dann wieder, zu seiner Frau gewendet, den Blick auf den Estrich gerichtet, vor ihr. — „Welch eine Kluft!" rief es in ihm, und es erschütterte ihn fast, inmitten des Grauens das Wort gefunden zu haben. Aber es freute sich etwas in seiner Brust, was nur nach einem Vorwande suchte, um das Vorhandensein dieser Kluft auszunützen. Er haftete mit den Sohlen am Boden und es drängte ihn doch schon fort. Sie konnte ja jetzt noch, da ihr Ton ihn aus allen seinen Entschlüssen hinaus gespottet hatte, sie konnte ja plötzlich die Wahrheit errathen und einwilligen. Und welch ein Leben ohne Licht und Wärme stand ihnen doch am Ende bevor!

Noch zwei mal öffnete er die Lippen, um ihr Gelegenheit zu geben, selbst ihre Lossagung von ihm zu bestätigen. Ein leichtfertiges Wort aus ihrem Munde, ein Wort, das wieder in der Richtung der Fürstin zielte, kam ihm zu Hülfe. Er wagte noch einmal auf sofortigen Aufbruch zu dringen. Sie meinte, er werde ihrer Begleitung nicht dazu bedürfen. Er griff in die scharfe Schneide dieser Abweisung, um zu zeigen, wem die Verantwortung zufalle. Sie zuckte die Achseln und es war eine trostlos leichtsinnige, ihr erst seit ein paar Monaten

geläufige Kopfwendung, mit welcher sie dem verhängnißvollen Zwiegespräch ein Ende machte. Sie lächelte dazu ganz wie die Darstellerin der Donna Diana im Burgtheater. Als sie so lächelnd ihrem harrenden Tänzer zueilte, sah der Zurückbleibende ihr nach, als gäbe er die Hälfte seiner Lebenstage dafür, wenn ihm der Anblick erspart worden wäre.

In diesem Augenblick erklang das Zeichen zum Beginn des Rundtanzes. Die sorgenbrechende, sinnbethörende Tanzmusik ergoß ihre Zauberfluthen vom Orchester hinab in den mit eilenden Tänzern sich füllenden Saal. Nur Ein Losungswort schien auf allen Lippen zu schweben: lebe und genieße, die Zeit hat Schwingen! Nur Ein Gedanke schien aus allen Augen zu blitzen: der letzte Bogenstrich macht aller Lust ein Ende! Nur Ein Gepräge glänzte verständlich aus dem flüssigen Durcheinander, in dem fluthenden Strome eine blinkende Sonnen-Scheibe, unter dem zitternden Schleier der erhitzten Luft eine deutlich lesbare Devise: die Gegenwart allein ist dein!

Der in trauriger Versunkenheit stehen Gebliebene spürte diesen Zug der musikerfüllten Atmosphäre. Er richtete sich langsam auf, immer höher, immer kecker; seine Brust hob sich, seine Augen leuchteten, sein Herz hämmerte mit Ungestüm. In die wirbelnde Masse stürzte er hinein, den einsamen Halt am ragenden Giebel fahren lassend, der ihn über den wogenden Fluthen der Ueberschwemmung empor gehalten hatte.

Zweites Kapitel.

Vom moralischen und unmoralischen Fluidum.

—

Um die vierte Morgenstunde saß ein alter Herr mit birkensilbernem Hauptthaar, mit lauschenden braunen Augen, die durch natürliche Augenpolster mehr als durch die geschwungenen dunkelblonden Wimpern beschattet wurden, mit einem Grübchen im Kinn, einer grünen Brille auf der etwas seitwärts gebogenen Nase, — um die vierte Morgenstunde etwa saß dieser alte, ehemals stattliche, jetzt gebückte Herr in einem Entresolstübchen des Schaumburg'schen Palastes und schrieb. Seine Thüre war verschlossen, der Vorhang niedergelassen, um das halbe Tageslicht auszuschließen und den lauschenden Augen das ruhige Licht einer klaren Photogenlampe nicht zu verkümmern. Er blickte während des Schreibens häufig über das Geschriebene hinweg und schien die richtigen Ausdrücke für eine Mittheilung unerfreulicher Art mit großer Mühe an dem bunt bemalten Rande seines lackirten Dintenfasses zu suchen. Von Zeit zu Zeit schob er ein Hörrohr auf die Seite, ein theils aus Kautschuck, theils aus Metall gearbeitetes Instrument, dessen biegsame Schlangengestalt sich bei jeder Erschütterung des Schreibtisches wieder auf sein Papier drängte.

Als er fertig war, las er die erste Hälfte des Briefs leise, die andere Hälfte halb laut vor sich hin, an einzelnen Stellen ändernd, bei andern den Kopf schüttelnd, als habe er mit seinem Herzblute, nicht mit Dinte geschrieben. Was er halb laut las, war Folgendes:

„Somit fürchte ich, verehrter Freund, daß alle meine Hoffnungen in der letzten Stunde dem Scheitern nahe sind und daß die Fürstin Ihnen verloren sein wird. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welchen Gefühlen ich dieß niederschreibe. Dennoch, wenn ich mich frage, welchen anderen Weg Sie hätten einschlagen sollen, zu welchem anderen ich Ihnen hätte rathen dürfen, so spricht meine Ueberzeugung: kein anderer war Ihrer und Ihrer unglücklichen Gattin würdig. Nachdem der alte Piasecki Sie einmal über das Herz seiner Tochter getäuscht, nachdem er bis nach vollzogener Trauung Sie in den Wahn erhalten hatte, Ihr Gefühl für das kaum in die große Welt getretene Mädchen werde lebhaft erwiedert; nachdem kein Zureden half, den über Elzbieta ohne Ihr Wissen geübten väterlichen Zwang ihr in milderem Lichte erscheinen zu lassen und ihre plötzlich zu Wort kommende Abneigung gegen Sie umzustimmen, — was blieb Ihnen übrig, als sich aller Ansprüche an sie freiwillig zu begeben, durch die edelste Entsagung jeden Verdacht der Mitschuld an jenem Zwange zu entkräften und ihr in ungetrübter Freiheit Zeit zu lassen, ihr Herz in neuer Umgebung selbst zu ergründen?

„Gute Sterne haben sie bis dahin behütet. Hat das mit Ihnen in einer Art von achtungsvollem Waffenstillstand verlebte Jahr veredelnd nachgewirkt? Ist der eigene vortreffliche Kern der Fürstin, ist ihr edler Stolz die Ursache, daß sie inmitten des verflachendsten Treibens nicht untergegangen ist? Wenn meine Wünsche und Gebete Kraft gehabt hätten, wäre auch ohne jene beiden schützenden Einflüsse ihre Seele vor jeder Gefahr gefeit gewesen.

„Aber Sie wissen, daß ich nie der Meinung unseres Pater Marcin gewesen bin, und daß meine Philosophie selbst den Glauben an die Fürbitten der Schutzpatronin Elzbietas für nichts weiter hält, als für Umschreibungen des alten Bettlersprüchleins: nichts durch mich, alles durch Andere — ein Sprüchlein, bei dessen Hersagen die Hände so trefflich im Schooße liegen bleiben können.

„Ja, gebetet habe ich wohl für sie, aber nicht in anderer Hoffnung als in derjenigen, mir selbst dadurch die Kräfte aufrecht zu halten und meine oft dem Schwanken nahe Ueberzeugung zu befestigen, daß eine Natur wie diejenige Elzbietas nur das selbst geschmiedete Loos ertragen und zum Guten wenden wird. Und das ist auch der Ankergrund, auf den ich für der Fürstin Zukunft hoffe und zähle, wenn ihr Schiff sich von dem Ihrigen auch völlig losreißen sollte, wie ich's jetzt unabwendbar vor Augen sehe."

Der alte Herr ließ das Blatt aus den Händen glei-

ten, stützte den Kopf in beide Hände und blieb lange Zeit in dieser Stellung sitzen. Es schien, er vertraute der Zukunft der Fürstin im Herzen minder zuversichtlich, als er's seinen jüngeren Freund glauben zu machen für seine Pflicht gehalten hatte.

Dann nahm er das Blatt wieder zur Hand und las weiter: „Seit Sie zuletzt unter fremdem Namen in Wien waren und Elzbieta, von ihr unbemerkt, in der Gesellschaft des Malers sahen und reden hörten, habe ich Ihnen nicht rathen können, Ihre Reisen in der bisherigen Regelmäßigkeit fortzusetzen: einmal weil diese Neigung sichtlich einer Entscheidung entgegen reifte und Ihrer Gattin Bild ihrem Gedächtnisse edler eingegraben ist, als es die letzten vielbewegten Wochen ihnen einzugraben vermocht hätten; dann weil mir's vor allem wichtig schien, nicht in der elften Stunde eine Krankheit gewaltsam zu unterbrechen, die ohne völlig freien Verlauf Siechthum und ansteckende Entartung für alle folgende Lebenszeit hinterlassen würde. Davor behüte mich meine silbergraue Erfahrung.

„So habe ich Sie denn fern halten und meine gebrechliche Rolle eines halb erblindeten, fast völlig tauben Hausmöbels geduldig fortspielen müssen, alles sehend, alles in nächster unbeachteter Nähe hörend, auch die deutschen Unterhaltungen, deren Verständniß die Fürstin dem alten Mlodecki, selbst wenn er Midas Ohren hätte, nicht zutraute.

„Die lange hinausgeschobene Abreise Elzbietas ist nun auf heute unwiderruflich festgestellt worden. Ich habe früher schon gegen Sie die Hoffnung geäußert, daß wenn der junge Herkules an diesem Scheidewege die rechte Straße finden sollte, die Irrfahrten der armen Unsteten vielleicht zum heimischen Heerd zurücklenken dürften, denn eine starke Leidenschaft erzieht den Charakter und giebt ihm Ernst. Leider ist der Faden dieses letzten bedeutenden Akts meinen Händen entglitten. Ich habe wohl beobachtet, daß bis zum zweiten Rundtanze nichts entschieden war, daß Elzbietas Farbe ohn' Unterlaß wechselte, daß eine aufreibende Unruhe ihre Nerven marterte; ja sie selbst hat ein beschwichtigendes Mittel von mir erbeten, dasselbe Pulver, das ich ihr in den letzten Monaten fast täglich habe bereiten müssen. Auch der Maler ist lange Zeit meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, und bis zu einem Gespräche zwischen ihm und seiner heute besonders viel bewunderten Frau hätte ich darauf schwören wollen, daß die Fürstin allein und geschlagen den Kampfplatz verlassen werde. Aber die junge Frau des Malers steht unter einem mir höchst verdächtigen Einflusse, und meine Theorie — Sie spotten wieder, oder diesmal doch vielleicht nicht — meine Theorie von dem moralischen und unmoralischen Fluidum hat, wie ich fürchte, in Frau von Wahlstadts ablehnender Haltung gegen ihren Gatten eine neue Bestätigung erhalten. Sie hatte von jenem Einflusse noch in sich, und

ihr Gemahl hat richtig durch Uebertragung einen Theil dieses Fluidums in sich aufgenommen, wenn anders ich recht verstehe, was sich aus einer Anzahl vereinzelter Merkzeichen jetzt als traurige Summe für mich ergiebt — nämlich, daß der heutige Abschied der Fürstin kein völliges Losreißen von ihrem Zusammenhange mit Brandt von Wahlstadt zur Folge haben wird.

„Was ich gesehen habe, ohne einen Schlüssel dafür zu besitzen, ist, daß Brandt, im Rundtanze der Fürstin gegenüberstehend und zwischen Angebinden von symbolischer Bedeutung wählend, ihr nach längerem Zögern einen Strauß mit Alpenedelweiß überreicht hat, und daß dieses Wunderkraut rascher und zauberhafter wirkte, als je ein Medikament, das durch meine Finger ging.

„Ich kann meine Vermuthungen hier nicht deutlicher entwickeln. Die allernächste Zeit muß sie aufklären. Wenn mich nicht alles täuscht, so steht mit diesem Edelweißstrauße das Sennenbild des Malers in nahem Zusammenhange. Elzbieta hat diesem Bilde eine Art Cultus gewidmet. Unzähligemal sah ich sie in dessen Betrachten vertieft, und sie ist mir immer nach solchem Geschäfte klarer, gesammelter, sicherer erschienen, als im Treiben ihrer funkelnden Umgebung. Es mag ein solcher Morgen auf der Senne ihr wie das Arcanum, nach dem so mancher Kranke verlangt, vor der genesungdurstigen Seele schweben. Aber das ersehnte Mittel bringt nicht selten, wenn es nun gereicht wird, den Tod.

„Eins bleibt mir als Frucht meiner jetzt fast zweijährigen, meistens peinlichen Beobachtungen, wie ich sie Elzbieta und dem Gegenstande ihrer Leidenschaft widmete, — die Ueberzeugung, daß gediegene Naturen einen langen Weg zu durchlaufen haben, ehe sie sich selbst verlieren, daß ferner dieses sich selbst Verlieren häufig nur ein Verjüngungsprozeß ist, ähnlich dem Hautabstreifen der Schlangen; daß jede solche Metamorphose gediegener Naturen eine Menge gebundener Kräfte in ihnen befreit, durch welche nun neuen, erfreulichen Entwickelungen die Wege gebahnt werden; daß man ihnen gegenüber mit dem gewöhnlichen Maßstabe, der für Durchschnittsmenschen gilt, nicht ausreicht und daß mein Verfahren, das Thun nnd Lassen des Individuums nach den in ihm liegenden Bedingungen zu beurtheilen und nie nach meinem eigenen Katechismus, daß dies Verfahren allein vor Ungerechtigkeiten schützt.

„Mit dieser Sonde habe ich alle Diejenigen geprüft, welche bei der Entwicklung dieses Krankheitsverlaufs betheiligt sind. Alle drei glaube ich bis auf den Grund durchschaut zu haben, und alle drei nehmen meine Theilnahme in gleichem Maße in Anspruch. Die Frau des Malers, er selbst, Elzbieta endlich — keines von allen ist berechtigt, sich über die andern zu erheben, und inmitten der Leidenschaft, welche aller Augen blendet, haben sie sämmtlich ein dunkles Gefühl von dieser Schuldgemeinsamkeit in dem über sie gekommenen Verhängniß.

Was aber mehr ist, alle drei sind noch in dieser Stunde, inmitten des entstellenden Lichtes, das sie bescheint, gediegene, wenn auch ungleich geschützte Naturen.

„Diesen Wirrsalen gegenüber ist meine Aufgabe eine nur deshalb peinliche, weil ich von meinem Hügel der Schlacht im Thale unthätig zuschauen muß. Wäre Elzbieta nicht, eben um des ihr angethanen schmachvollen Zwanges willen, bis zur Raserei gegen jeden fremden Einfluß im Harnisch, so könnte ich die Stimme der Besonnenheit und Erfahrung in ihrem Dienste erheben und ihr vielleicht ein helfender Freund sein. Wie die Verhältnisse aber einmal liegen, gleicht sie einem entflogenen Vogel, der in seinen offen stehenden Käficht möglicherweise im Laufe der Zeit nach manchem Leid und Weh mit matten Flügeln heimkehrt, der aber für immer verscheucht und vertrieben ist, wenn man ihn mit unvorsichtigem Drängen zurück zu bringen versucht.

„So bleibt mir denn, um meine Unthätigkeit mir einigermaßen erträglich und den andern nützlich erscheinen zu lassen, nichts als der Trost meiner Theorie vom moralischen Fluidum, da ein mit Schmerzen theilnehmender Beobachter, wie ich es bin, wohl ohne Selbstüberhebung hoffen darf, daß seine Nähe ein moralisches Fluidum, und nicht das schlimme Gegentheil ausströme.“

Als der alte Arzt die letzten Worte ein paar Mal mit den Augen durchlaufen hatte, faltete er den Brief sorgfältig zusammen, machte die Aufschrift und steckte ihn

in seine saffianene Instrumententasche. Dann legte er sich unausgekleidet auf sein Bett, um bis zur Abreise sich Ruhe zu gönnen. Hatte er ein richtiges Verständniß für seine Umgebung? Wir wollen auf unserer Hut sein.

Drittes Kapitel.

Auf dem Anstand.

Inzwischen hatte das Augenglas des Herrn von Treskow die annähernde Kraft gut geschliffenen Bergkrystalls bewährt. Kein Zug des Doppelspiels, welches zwischen dem Malerpaare gleich nach seinem Rückzug begonnen hatte, war ihm entgangen. Als Marizibill mit der leichtfertigen Kopfwendung und dem übersichern Lächeln der Donna Diana ihren Gegner matt zu setzen glaubte, wußte der Kammerherr, daß eine große Gefahr an seinen Planen glücklich vorüber gegangen war, und daß die Kluft zwischen jenen beiden weiter klaffte, als es bisher je der Fall gewesen war. Durch Aufmerken, Ausfragen, Ahnen und Errathen gelangte er im Laufe der nächsten Stunde so ziemlich in den Besitz des ganzen Geheimnisses. Die Abfahrtstunde der Fürstin, die auf den blinden und tauben Doctor Mlodecki eingeschränkte Zahl der Begleiter, die Bahnstation, wohin um Gebirgs=

fuhrwerk telegraphirt werden sollte — er hatte vom Majordomo gegen den ihm verabreichten Abschiedsducaten Alles mit Genauigkeit ausgekundschaftet. Seine ganze Aufmerksamkeit mußte nun den Bewegungen Brandts gelten, dessen aufgeregte Lustigkeit zu dem Abschieds= charakter des Festes seiner hohen Gönnerin in auffallen= dem Widerspruche stand.

Man tanzte in drei Sälen zugleich; der größere, in einem Seitenflügel des Palastes gelegen, ließ sich durch die Spiegelscheiben des gegenüber liegenden Buffets über= sehen; die beiden kleineren, diesseits und jenseits des Erfrischungszimmers und etliche Stufen tiefer als dieses letztere, waren von dem nämlichen Punkt aus mit den Blicken zu bestreichen. Auf diesem Feldherrnposten be= wachte der Kammerherr, den schwarzen gekräuselten Titus= kopf scheinbar gedankenlos über eine Tasse dampfenden Moccas gebeugt, mit aufmerksamem Auge das Gebahren des nämlichen Kleeblatts, welchem der alte Doktor so manchen verstohlenen Blick zugesandt hatte.

Es war unzweifelhaft, daß die schöne Polin heute reizender war, als seit langer Zeit. Es lag ein Gemisch von Trauer und Freude in ihrem Auge, dem selbst ein Uneingeweihter nicht ohne Rührung begegnen konnte, und wenn ihre langen Wimpern den Blick verschleierten, schien es, als widerstrebten sie, ihn von neuem preis= zugeben. Sie antwortete heute nur mit Hand= und Kopfbewegungen, aber ihre leichte Gestalt fügte sich so

gefällig und träumerisch willenlos in alle Verschlingungen des Tanzes, daß sich die schüchternsten Nachzügler ihrer Verehrer heute in ihre Nähe wagten und sich Thoren und Narren schalten, jetzt erst, so nahe dem Abschied dieses schwindenden Gestirns, den Muth zur Annäherung gefaßt zu haben. Ihr sprühender Geist schien heute in anderen Gebieten zu weilen; ihre sprunghafte Art zu fragen und zu antworten lag heute wie unter dem Bann eines Zaubers und mischte in den berauschenden Trank ihrer Erscheinung nicht mehr die bitteren Körner der Ueberlegenheit und spöttischen Laune. Sie war heute das Beste, was sie überhaupt zu sein vermochte, und daß sie diese wohlthuendsten Seiten ihres Wesens unbewußt, und als wäre sie selbst nicht mehr die Leiterin ihres Willens, herauskehrte, das eben gab dem Gesammtreize ihrer Persönlichkeit eine wahrhafte Unwiderstehlichkeit.

Von einer dringenden Unruhe umhergetrieben, haschte der Maler nur in flüchtigen Blicken die Strahlen ihrer Schönheit. Aber immer fester eingesponnen fühlte er sich von ihnen, und wenn sein Blick sie wieder in der Menge suchte und fand, war es ihm, als habe ihn überirdische Kraft zum Hinblicken gezwungen; er taumelte dahin, gleichgültig gegen die starrenden Augen der ihm auf seinem Wege Begegnenden.

Ueber seine Tasse gebeugt, bewachte ihn der Mann mit dem Vertrauen gewinnenden Blick. Keine seiner Bewegungen entging ihm. Als Brandt die Stufen zum

Erfrischungszimmer wie ein Berauschter erstieg, um in den gegenüber liegenden Saal hinabzublicken, wo Marizibill tanzte, erlauschte das Auge des Kammerherrn den Schauder im Angesicht des andern, und nicht minder den Schatten, welcher über seine Züge glitt, den Verräther eines gewaltsam unterdrückten Seelenkrampfes — nach langem Schwanken, so meinte der Kammerherr, das letzte, grausame „Fahr hin!“

Gleich darauf war der Maler ihm entschwunden. Herr von Treskow stieß die Tasse auf die Seite, eilte durch das gefüllte Vorzimmer dem Ausgange zu und gewahrte eben noch die Kinnbartspitze des Malers, als dieser sich in seinen Wagen warf, der sofort über das ebene Quaderparket von dannen rollte. Des Kammerherrn Wagen war noch nicht zur Hand. Ein eingeschlafener Fiakerkutscher erwachte nach heftigem Rütteln eben früh genug, um des Kammerherrn Absicht zu begreifen, ehe die Mesalliance völlig verschwunden war. Die gepeitschten Pferde des Fiakers folgten im unordentlichen Galopp. Bald waren der Schimmel und der Braune nahe in Sicht. „Jetzt in gleicher Entfernung hinterdrein!“ rief der Kammerherr und vorwärts ging's, mit hundert Schritten Abstand, bis die Mesalliance vor der Gartenwohnung des Malers stille hielt.

Der Kammerherr entließ sein Fuhrwerk, drückte sich in den Schatten eines gegenüberliegenden Hauses und kam erst wieder zum Vorschein, als der Maler dem

Portier zugerufen hatte, die Gartenthüre offen zu lassen, und dann in's Haus geeilt war.

Die Gebüsche des Gartens reichten bis nahe unter die Fenster des Hauses. Sie boten dem Heranschleichenden Schutz, und unmittelbar unter dem hohen Atelierfenster stehend, wußte er sich noch im duftigen Verwahrsam blühender Rosen- und Hollunderbüsche. Es war eine köstliche Juninacht, aber der Kammerherr empfand von ihrer geheimnißvoll zu der Seele redenden Sprache nicht mehr als der Grenzwächter, welcher einem Pascher auflauert, der Wilddieb, dem ein verendender Hirsch vorüber hinken wird. Er war ganz Ohr und Auge, aber allein für das, was sein Spürtalent herausgefordert hatte.

Nach einer Weile zeigte sich Licht im Atelier. Ein Schatten fiel auf die weiße Zimmerdecke und die angrenzende Wand, ein vornüber gebückter Schatten, dessen Haltung die eines Schreibenden war. Nur zwei Minuten höchstens verblieb der Schatten in dieser Haltung, dann wurden seine Bewegungen unkenntlich. Der Kammerherr machte eine Anstrengung, sich auf den erreichbarsten Ast eines nahe stehenden Maülbeerbaums hinauf zu winden, doch hielt ihn die Scheu vor einem Auskunftsmittel zurück, das, wenn entdeckt, ihn in Verlegenheit bringen konnte und auch überhaupt allzu gemeiner Art sein mochte.

Nach einigem erfolglosen Harren kam ihm der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit selbst zu Hülfe. Es öffnete

sich eine Klappe des großen Atelierfensters und Brandt sah nach dem Stande der Sterne. Er war in steirischer Tracht: grauer Lodenrock mit grünen Aufschlägen, gemslederne Kniehose, grüne Strümpfe, große Bundschuhe, auf dem Kopfe der schwarzgrüne Hut mit Gemsbart und Auerhahnfeder. Da das Fenster bis auf den Boden des hochgelegenen Zimmers reichte, war der Hinausblickende von Kopf bis zur Sohle sichtbar.

Der Kammerherr stand regungslos in seinem Blüthenversteck. Er sah durch sein Augenglas die Hafteln am groben Rock, die Flasche an der Achselschnur, das Tanzbouquet der Fürstin — nein, es war ein welker Alpenstrauß, der noch von einer längst vergessenen Bergpartie im Knopfloch steckte. — Der Maler griff ein paar mal in die grünen Tragbänder hinein, um freier aufzuathmen. Der Kammerherr meinte, er sei sehr blaß, der arme Herr von Wahlstadt, sehr blaß! Die Leidenschaft, setzte er in Gedanken hinzu, pflege blaß gemalt zu werden.

Wieder entzog sich ihm, was in dem Atelier vorging. Als das Licht verschwand, dachte er an die Gefahr, beim wahrscheinlich jetzt erfolgenden Fortgehen des Steirers vom Portier im Garten eingeschlossen zu werden. Er zog sich vorsichtig aus dem Bereich des Schließers auf die Straße zurück und wartete hinter einem Brunnen der weiteren Vorgänge.

Der Osten hatte sich schon röthlich gefärbt. Ein schweres Gewölk lag schlafend über dem wachsenden

Streifen Himmelsgoldes, von dessen zunehmenden Gluthen der untere Saum der Wolke glänzte. Vereinzelte Vogelstimmen im dunklen Gebüsch des Gartens, Rothkehlchen, Goldammern und Staare, verkündeten das Erwachen des neuen Tages, furchtsam, leise. Ein Gemüth, wie das des alten Hausarztes hätte sich eingeredet, die kleinen Sänger der Gebüsche sogar seien, unter dem Einflusse des kammerherrlichen Fluidums, mit einem dunkeln Bangen erwacht. Ein sanfter Frühregen, welcher auf die Blätter niederzutropfen begann, vervollständigte die wehmüthig klagende Miene, mit welcher der junge Tag sich den Träumen entwand.

Der Kammerherr war diesen Eindrücken nicht zugänglich. Der Regen schien ihm höchstens ein zudringlicher Gesell, der nicht leicht zu ungelegenerer Zeit hätte kommen können. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und drückte sich unter das überragende Dach des schützenden Brunnens, dessen dünner Wasserstrahl eintönige Selbstgespräche führte.

Jetzt endlich hörte der Lauschende ein Fenster im Erdgeschoß des Künstlerhauses öffnen. Es schwang sich eine behende Gestalt auf den Sims hinaus, von da am Spalier in den Garten hinab, und ohne daß die Dienerschaft zum Vorschein kam, verließ der Besitzer des Gartens sein Eigenthum.

Die ersten frühen Tagelöhner waren schon auf den Wegen. Sie machten es dem Manne im Mantel mög-

lich, den Flüchtling von weitem zu verfolgen, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. So behielt er ihn unausgesetzt im Auge, eine lange Strecke, bis der Südbahnhof erreicht war. Es wurde eben zu einem Frühzuge geläutet. Die Kasse sollte schon geschlossen werden, und der Steirer hatte einige Mühe, den Billetverkäufer noch zur Herausgabe eines Billets zu bewegen. Dadurch wurde es dem Kammerherrn möglich, die Verkaufsstelle in dem Augenblick zu erreichen, als das Fenster zum zweiten mal herabgelassen werden sollte. Er fing den Rahmen desselben mit dem Ellbogen auf und schob es weit genug in die Höhe, um den Verkäufer nochmals zum Redestehen zu nöthigen.

„Ein Wort, wenn ich bitten darf." — Der Verkäufer versicherte mit einem Fluche, er werde diese Handgreiflichkeit sofort zur Anzeige und Bestrafung bringen; zugleich suchte er das Fenster hinab zu drücken. — „Im Namen der Polizei!" sagte der andere mit unübertrefflicher Sicherheit, den Erschreckten in sein Nichts hinunterblitzend, und während der Verkäufer das Fenster gefügig in die Höhe schnellen ließ, fragte der Kammerherr im gedämpften Ton: nach welcher Station dem letzten Reisenden ein Billet verabfolgt worden sey?

„Nach Kapfenberg — zu dienen," lautete die flüsternd dienstfertige Auskunft. — „Zuverlässig?" — „Zuverlässig! — Wird befohlen zu telegraphiren?" — „Noch nicht! Guten Morgen." — Und der Kammerherr schlug

seinen Mantel fester über die Schulter, warf sich in einen Wagen und rollte in der Richtung seiner Wohnung von dannen.

Kapfenberg in Obersteier: das stimmte. Er überlegte, was weiter zu thun war. Der jüngste, zurückbleibende Lakai der Fürstin Demikloska hatte bereits Verhaltungsbefehle von seinem neuen Herrn, und da dieser Herr der pünktliche Kammerherr selbst war, so durfte vorausgesetzt werden, daß er sich durch Pünktlichkeit bei diesem ersten Vertrauensgeschäft auszeichnen werde. Er hatte sofort nach der Abreise der Fürstin seinem neuen Herrn über Abfahrt, Stunde und Stationsziel derselben Bericht abzustatten.

Erst gegen die Mittagszeit ließ sich ein Besuch bei Frau von Wahlstadt wagen. Bis dahin sollte ein älterer Diener des Kammerhern das Haus der letzteren bewachen. Es lag einige Wahrscheinlichkeit vor, daß sie keinen entschiedenen Schritt thun werde, ohne den vierzigjährigen Beschützer zu Rathe zu ziehen. Dennoch mußte der aufpassende Diener des Kammerherrn mit einer Bleistiftdepesche ausgerüstet werden, in welcher der letztere um ein dringend nöthiges Tête-à-tête bat. Dieser papierene Radschuh sollte erst im letzten Augenblick angelegt werden, vorausgesetzt, die Frau des Malers verliere etwa den Kopf und reise dem Entflohenen auf gut Glück nach. Es galt sie dann um jeden Preis zurück zu halten.

Somit waren für jetzt keine weiteren Vorkehrungen

zu treffen, und der ungerathene Schüler Montesquieu's konnte seiner Phantasie freieren Flügelschlag gönnen. Er liebte das. Sein Flug mied zwar mit Vorsicht die Sonnennähe, eingedenk der schmelzenden Wachsflügel des Ikarus; er mied auch gefährliche Abgründe und es konnte ihm nicht wie diesem begegnen, in's Meer hinab zu fallen; es war ein Hin- und Herflattern wie das der Fledermaus. Aber es war doch ein Vorauseilen, ein Vorausgenießen, ein ungefährliches Hinausschwärmen in erwünschte Möglichkeiten, und er hielt große Stücke auf diese Phantasiegabe, die ihn, wie er gern behauptete, einmal um eines Haares Breite in die Gefahr gebracht hätte, ein Dichter zu werden. In diesen poetischen Anwandlungen pflegte er Briefe allerlei Inhalts zu entwerfen. Da er im wirklichen Briefstyl das knappste Maß liebte oder doch aus Vorsicht einhielt, so erlabte er sich doppelt an der ungebundenen Redseligkeit solcher Phantasieentwürfe.

Im Fahren unterhielt er sich denn auf eingebildet brieflichem Wege mit einem fernen, einflußreichen Gönner in folgenden Ausdrücken:

„Hochverehrtester Gönner! Sie haben mir empfohlen, das Chiffernverzeichniß, welches Sie mir bei Ihrem letzten Aufenthalte mitzutheilen die Güte hatten, auswendig zu lernen und dann zu verbrennen. Vor wenigen Tagen habe ich den letzten Theil Ihres Befehls vollstrecken können. Ich lese Ihre Briefe jetzt ohne

Hülfe des Verzeichnisses, und wie Sie aus dieser Meldung, die in Chiffern abgefaßt ist, ersehen, drücke ich mich auch mit Leichtigkeit in der Geheimschrift unseres Hofes aus.

„Es gereicht mir zur besondern Freude, die erste Mittheilung in dieser für mich so ehrenden Vertrauenssprache eine sein zu lassen, welche Günstiges berichtet...

Hier hielt der eingebildete Briefschreiber inne und dachte nach, wie seine nächsten Erfolge sich gestalten würden, und wie er sich nach deren Erreichung auszudrücken habe. Dann fuhr er fort:

„Durch meine unausgesetzten Bemühungen ist es gelungen, die Dame, welche Serenissimus bei seinem letzten Aufenthalt hieselbst mit seiner Aufmerksamkeit beehrte, zu bestimmen, sich in den Schutz seiner hohen Nähe zu begeben. Sie wird ohne ihren Gemahl kommen und ich allein werde sie begleiten. Ob der Einfluß der Ihren Verwaltungsplanen bis jetzt hinderlich gewesenen Persönlichkeit noch der alte ist, und ob die Adelspartei jene Persönlichkeit nach wie vor in ihrer langjährigen Stellung zu behaupten sucht, dieß bitte ich mir baldigst mitzutheilen, um darnach die Sicherheit, mit welcher wir ihr eine Gegnerin gegenüberstellen dürfen, zu bemessen. Serenissimus ist, wie man hier wenigstens behauptet, jenes Einflusses herzlich satt, und so scheint denn Seinerseits der Sturz Ihrer Widersacherin auf keine Bedenklichkeiten zu stoßen. Sie werden nicht der Erinnerung bedürfen,

daß unsere neue Bundesgenossin eine Bürgerliche ist, und daß dieser Umstand in den Augen der Kammeropposition dem Sturze jener bisher allmächtigen Persönlichkeit das Ansehen geben muß, als sei der Schlag gegen die Adelspartei selbst geführt. Es wird rathsam sein, diese Auffassung durch einige Zugeständnisse, welche einen Wechsel des Systems und eine Schwenkung nach links vermuthen lassen, vorzubereiten, um bis auf Weiteres eine sichere Stütze in der Partei der Bürgerlichen zu finden. Wenn Sie meine Dienste in dieser für das Landeswohl so hochwichtigen Angelegenheit durch die in Aussicht gestellte Beförderung lohnen wollen, wie ich dieß mit vollem Vertrauen in Ihre Zusicherungen erwarte, so glaube ich versichern zu dürfen, daß meine Empfohlene sich unter meiner Leitung rasch in die ihr zugedachte Stellung einleben wird, und daß die jetzigen Schwierigkeiten, Serenissimus zum Unterschreiben Ihrer Verfügungen zu veranlassen, binnen kurzem aufhören werden."

Der phantasirende Briefschreiber wollte hier schließen. Es fiel ihm indessen noch eine Möglichkeit ein, die er in einem Postscript zu erwähnen rathsam fand.

Dasselbe lautete: „Sollte wider Erwarten Serenissimus nicht Kraft genug besitzen, um sich mit dem Adel bis zu dem im Obigen vorausgesetzten Grade zu verfeinden, so würde ich an die Möglichkeit erinnern, die Fürstin D. an Ihren Hof zu ziehen. Ich habe Grund anzunehmen, daß die unzugängliche Haltung dieser eben=

falls früher der hohen Aufmerksamkeit gewürdigten Dame binnen kurzem eine Veränderung erleiden dürfte."

Während dieser Brief entworfen ward, hatte der Wagen seine Fahrt zurückgelegt. Eben vergoldete der erste Sonnenblick die Spitze des Stephanthurms, als des Kammerherrn Wohnung erreicht war. Er sprang die Stufen hinauf, ohne des freundlichen Sonnenblicks zu achten, und verschwand in seinem Hause.

Der Fiakerkutscher, welcher nur einen flüchtigen Strahl seines Auges — diesmal keinen berechnet Vertrauen gewinnenden — empfangen hatte, fand die Morgenluft gleich nachher erbärmlich kalt und peitschte die Pferde in einer Weise heim, daß sie alle Kehrichtwagen und Milchkarren auf ihrem Leidenswege anrannten. Der alte Doctor hätte gemeint, einen neuen Beleg für seine Theorie vom unmoralischen Fluidum gefunden zu haben. Inzwischen war die Thurmspitze wieder aschgrau geworden und der Sonnenball rollte strahlenlos und unheimlich in das noch immer schlafende Gewölke hinauf.

Viertes Kapitel.

Innerlichstes.

Während der Diplomat, mit den ausgestellten Netzen, Sprenkeln und Leimruthen zufrieden, das Näherkommen und Hängenbleiben des umstellten Vogels in sicherer Ruhe abwartete; während die junge Fürstin Demikloska in einer halb seligen, halb schmerzhaften Erregung, die feine Hand unausgesetzt auf dem pochenden Herzen, den Zeiger ihrer Emailleuhr bewachte und die Stunden zählte, welche noch bis zur Abfahrt des zweiten Bahnzuges ihr Bleigewicht hinter sich drein schleppten; während Marizibill halb entkleidet — denn sie hatte Brandts Entfernung erst eine halbe Stunde nach ihrem späten Heimkommen bemerkt und war bis dahin vollauf beschäftigt gewesen, sich des Ballflitters mit schonend vorsichtiger Langsamkeit zu entledigen und jedes Stück an seinen Platz zu tragen — während sie jetzt halb entkleidet vor der leeren Staffelei ihres Mannes stand und das räthselhafte Blatt überlas, mit dem er sich auf ungewisse Zeit beurlaubte, die Augen starr auf die tanzenden Schriftzüge geheftet, die Rechte krampfhaft in dem herabgesunkenen blonden Haare, die Lippen fest geschlossen und ohne einen Tropfen Blut, unter ihren bloßen Füßen eine der Blumen, welche zu der leichtfertigen Kopfbewegung und

dem Donna-Diana-Lächeln so sicher und morgenblau genickt hatten; — während dessen keuchte der Frühzug in roher Geschäftigkeit über Flußbrücken und Viaducte, durch Tunnel und offene Hohlwege, an Dörfern, Städten, Wächterhäusern, Telegraphenstangen, menschgewordenen Maschinen und maschinengewordenen Menschen, an erschreckten Pferden, fliehenden Kälbern, kläffenden Hunden vorbei, Kohlenschlacken verstreuend, schwarze Rauchsäulen und weißen Wasserdampf ausblasend, pfeifend, rasselnd, stampfend, donnernd, — eine abscheuliche Schlange mit rothen Augen und athemversetzendem Hauche, gebändigt von dem Willen des Einen schmutzigen Führerpaars auf der Maschine, das mit seinen drathgeflochtenen Staubbrillen gleichgültig in den Morgen hinaus schaute.

Verschlafene Gesichter guckten aus den Fenstern der Waggons, sonngebrannte, bleiche, gesunde, kränkliche, vornehme und nicht vornehme Gesichter; hie und da ein feines Köpfchen, das achtzehn Sommer lang von dem Vaterlande der Mignon geträumt hatte und sich nun an der Pforte seines Paradieses glaubte; junge Ehepaare auf ihrem ersten sonnengoldenen Ausfluge; Künstler mit Stipendiengeldern in der Tasche und einem Raphaels altare im Herzen; Soldaten, denen man von Italiens Lorbeeren gesprochen hatte; Marine-Kadetten aus guter Familie, die alles überstanden zu haben hofften, wenn sie nur erst mit der Seekrankheit im Reinen sein würden; heimkehrende Prima Donnen mit dem Golde Londons in den

Koffern und seinen Nebelheiserkeiten in der Kehle; Gesichter aller Art, Leute allen Standes — selbst ein gekröntes Haupt unter ihnen, das von aller Welt während der Stationspausen angestarrt wurde, ohne daß jemand herauszufinden wußte, was es eigentlich von andern Sterblichen unterscheiden mochte.

Brandt von Wahlstadt saß in einem der schwachbesetzten Nobelwaggons des Zugs, träumend in sich versunken, abgeschlossen von menschlicher und landschaftlicher Umgebung, mit Sinnen und Denken in den Begebnissen begraben, welche die letzten Stunden gebracht hatten und deren Entwicklung sich mit unaufhaltsamer Heftigkeit vorbereitete. Es quälte ihn etwas in dieser Unaufhaltsamkeit. Sie fand ihr nüchternes Zerrbild in der Hast, mit welcher die Maschine vorwärts stürmte, hinter ihr drein der willenlose Schweif bunt durch einander geschüttelter Reisenden, die weder den Zügel des Reiters, noch den Stab des Wanderers in ihrer Hand fühlten. Er athmete oft schwer auf, als drücke ihn das Gefühl der Abhängigkeit vom todten Maschinentakte, als beenge ihn das vergitterte Fenster, die verschlossene Thüre, das niedrige Holzdach über seinem Haupte. — Wandern, Wandern! Wäre er nur erst wieder auf seinen Bergen! Aber auch der Gedanke an ihren freien Umblick, an ihre frische Kühle, er war nicht mehr brusterweiternd wie vor Zeiten. Es lagen zwei Jahre hinter ihm, welche im hoffnungslosen Kampfe mit einer täglich wachsenden Nei-

gang seine Frische, seine Freude am Leben, sein Vertrauen in sich selbst, seinen Glauben an die Unerschütterlichkeit der Grundvesten eines fröhlichen, muthigen, kunstgefeiten Herzens gebrochen hatten. Er war aus dem leichtlebigen Dasein eines neidlosen, am Lobe Weniger sich genügen lassenden Künstlers herausgehoben und auf einen Platz gestellt worden, wo nicht nur Staffelei und Palette, Zeichnung und Farbe, Können und Thun aller Augen auf sich zog, wo es auch sich selbst, seine Haltung, seine Gewohnheiten, seine Gedanken und Worte mit den Ansprüchen Anderer in Einklang zu bringen galt; wo nicht mehr seine Kunst allein der Oeffentlichkeit gehörte, auch seine Häuslichkeit, die etwaigen Haftpunkte seiner Vergangenheit, die Umwege, welche sein Talent, wie man behauptete, lange Zeit gemacht haben müsse, da sich's erst jetzt Bahn breche; die Wahl seiner Stoffe, die Wahl seiner Vorbilder, ja die Wahl seiner Gattin — wohl jedenfalls eine Wahl der Unerfahrenheit und des Mangels an Weltkenntniß, meinte man, die sich früher oder später rächen werde.

Nur weniges zwar von diesen theilnehmenden Sorgen der guten Gesellschaft war in Worten bis zu ihm gelangt. Man hatte sich gewöhnt, seine gesunde Geradheit und Naturwüchsigkeit als Originalität gelten zu lassen. Man ließ sich sein kurz angebundenes Wesen gefallen, ließ sich mit Bestellungen abweisen und wieder abweisen, fand sogar etwas aristokratischen Tick darin, daß er

Gesichter, die ihm unangenehm waren, unerbittlich anderen Bildnißmalern überließ. Aber unmerklich färbte sich doch seine Natur in eine andere Tinte um, und das schöne Gartenhaus, das er der Mode zu Gefallen kaufen mußte, die Mesalliance, die er aus Trotz gegen den gleichpaarigen Stallgeschmack der Herrengasse erfunden, und die man als allerliebsten Einfall nachahmte, das Gewohntwerden der Bedienten- und Thürhütergesichter — es lag in allem etwas, das ihn mit der Vergangenheit verfeindete und ihm die kindliche Genügsamkeit an dem bescheidenen Gärtchen, den engen Kammern und den unbeachteten Freuden in diesen engen Kammern verkümmerte.

Dazu kam, daß Marizibill, durch den neuen Glanz geblendet, sich auf eigene Füße zu stellen versuchte und ihm diejenige Sorge abnahm, aus welcher eigentlich seine Neigung zu ihr hervorgewachsen war und Nahrung gesogen hatte, die Sorge, ihre anlagenreiche aber unerzogene Natur nach eigenen Kräften zu entwickeln und auszubilden. Er zog allmählig, wenn auch zögernd, die leitende Hand von ihr zurück, und als sie wirklich auf eigenen Füßen stand, mit allen Sinnen und Gedanken dem neuen Leben zugewendet, sich darin mit wunderbarer Gelehrigkeit zurechtfindend und bis in die letzte Spitze ihres blonden Haars von der Freude an diesem neuen Leben sich erfüllen lassend, da verlor er nach und nach das Gefühl, daß sie einem anderen Boden entwachsen

sei, und er fing an Vergleiche anzustellen zwischen ihr und anderen. Was hätte sie, in ihrer Sphäre bleibend, werden können? — Er fragte nicht so. Was war sie geworden und was andere neben ihr? Und sein Herz schlug langsamer, wenn er diese Frage beantwortete.

Während die guten Seiten Marizibills, ihre Einfachheit, ihre Natürlichkeit, ihre heitere Zuthulichkeit, nicht mit in die Zauberkammer Einlaß fanden, aus welcher die strahlende Frau Marie von Wahlstadt umgemodelt und selbst geblendet hervorwandelte, während sie gefallsüchtig, oberflächlich, unhäuslich, übermüthig wurde, ohne doch mit ihrem Herzen Kämpfe zu bestehen zu haben und durch innere aufrüttelnde Umwandelungen der äußerlichen Veränderung das Gleichgewicht zu halten: während dessen entspann sich in der Brust des Künstlers eine jener Fehden auf Leben und Tod, die mit um so gefährlicheren Verwüstungen drohen, je unbewachter sie vor sich gehen. Er hatte, weltunerfahren wie er war, die junge Polin anfangs mit dem rasch aburtheilenden Maße gemessen, das er für die höheren Gesellschaftsschichten von vorne herein in Bereitschaft hielt. Ein paar Jahre wollte er dem Dienste des Mammons opfern, um, wie er sich vorsetzte, dann um so unabhängiger dem inneren Kunstdrange folgen zu können. Er hatte, gleich nach dem Verkauf seines Sonnenbildes an seine schöne Gönnerin, ihr Bild gemalt und sich bei jedem Blick in in ihre geistleuchtenden Augen die Ueberzeugung wieder-

holt, daß eine ächte, ungeschminkte Natur, mit solchen Reizen ausgestattet, denn doch eine ganz andere Herrschaft über die ihr in die Augen Blickenden ausüben müsse. Einem gehörnten Siegfried gleich, glaubte er, der Sohn von Berg und Halde, den Pfeilen gegenüber zu stehen, welche ein solcher Residenzköcher verwahre, ein solcher Residenzbogen verschieße. Sie alle hätten, meinte er, den Staub der Salonlüge an ihren Federn und von der Oberflächlichkeit des Empfindens seien ihre Spitzen stumpf gebogen. Aber nach nnd nach begann er zwischen dem vielen vergoldeten Kies ächte Goldkörner auch in den scheinbar so seichten Wassern zu ahnen. Er unterschied, er stellte einzelne Ausnahmen auf — nicht die junge Fürstin unter ihnen, denn ihr gegenüber durfte er keine Zugeständnisse wagen: sie war eine Lüge, sie mußte eine sein, oder er hätte seinen Harnisch preisgegeben.

Und wie war dieser Harnisch doch schon schadhaft geworden, als er auf den Punkt des Ausnahmemachens gekommen war! Die starke, den größten Lasten trotzende Eisdecke des Baches, wenn sie nun die Märzsonne von oben und die wachsende Wasserwärme von unten bis zur Zerbrechlichkeit einer Fensterscheibe zusammengeschmolzen haben, sie ist nicht widerstandsunfähiger, als dieser schadhaft gewordene Harnisch war. Allgemach schlich sich der Argwohn ein, was er an Andern an guten Eigenschaften entdeckt zu haben glaube, seien nur Uebertragungen und

Zersplitterungen von Wahrnehmungen, deren wirkliche Quelle er nicht zugeben wollte. Es sank sein Interesse für Erscheinungen, die er eben als Ausnahmen von dem großen Haufen erkannt zu haben sich einredete; er wurde wieder ungerecht und unempfänglich für das Gute, das sich ihm bot; er fühlte seinen alten Haß gegen die vornehmen Puppen des Wohllebens von neuem durchbrechen, und als er dahin gelangt war, von dem ganzen bevorzugten Kreise bebänderter Herren und diamantenfunkelnder Damen sich mit Ueberdruß abzuwenden, da — liebte er Elzbieta.

Und jetzt erst begann in seinem Innern jener hartnäckige Kampf auf Leben und Tod, der sein sorglos der Kunst zugekehrtes Auge nach Innen richtete, sein sonnenhelles Gemüth in tiefere Gluthtöne umstimmte, sein Herz, das bisher in seinem wenig bewegten Seelenleben nur die Sprache freundlicher Zuneigung und wohlwollender Anhänglichkeit gekannt hatte, in den heftigen Vulkantakt der Leidenschaft versetzte. Dem überwältigenden Gefühle, das ihn erfüllte, stellte er das ganze Aufgebot übertriebener Ansprüche an die Vollkommenheit jener Armida, wie er sie zu seiner Rechtfertigung nannte, entgegen. Er belauschte jede Redewendung, jeden Blick, jede Geberde. Hatte sie unehrliche Waffen gegen ihn gebraucht? War sie berechnend? Nein! er fand sie unvorsichtig bis zur Unglaublichkeit. Gefallsüchtig? Sie glänzte, aber kein Wort der Huldigung blieb an ihr

haften. Leichtsinnig? Im ersten Rausche vielleicht; seitdem schien in ihr mit jeder Beschleunigung ihres Pulsschlages die Ahnung der Gefahr zu wachsen, der sie und er selbst entgegen trieben. Er forschte weiter zurück. Mit grausamer Zähigkeit hielt er das flatterhaft unstete Bild fest, das die ersten Wochen ihres Gegenüberstehens seinem Gedächtnisse hinterlassen. Wie hatte sie ihm die Wege gebahnt, wie hatte sie die goldene Fallbrücke zu ihrem Zauberschloß herabgelassen, die krystallenen Leitern zu ihrem Fenster in seine Hand gegeben, die klingenden Thürringe stumm gemacht, die diamantenen Nachschlüssel auf seinen Pfad geworfen, die arglistige Zauberin Armida! — Aber war er lange genug in der eingebildeten Rolle des umstrickten Kreuzfahrers ihr Ankläger gewesen, da erhob sie selbst in seinem Herzen ihre Stimme — sie liebte ihn, sie hatte ihn geliebt, ehe er, der langsamer Entzündete, sich zu diesem Zauberwort zu bekennen wagte. Die Liebe hatte ihr ganzes Wesen mit der allmächtigen Gluth eines lange angesammelten Gefühlschatzes ergriffen und durchdrungen. Sie liebte ihn — und Alles war gesagt.

Dann versuchte er, um der Gefahr des Aussprechens zu entgehen, in seinem Atelier verschlossen, die innere Bewegung in die Kunst hinüberzuleiten; er versuchte zu malen, Gedanken flüchtiger Art zu festgehaltenen Entwürfen zu verdichten, die erhitzte Phantasie Rede stehen und in deutlichen Umrissen Rechenschaft geben zu lassen.

Aber weder Kohle noch Farbe wollten Gehorsam leisten. Ein unklares Wogen von übermächtigen Empfindungen war an die Stelle des bewußten Schaffens getreten, nirgends eine Grenze, nirgends ein Damm. Die Ueberschwemmung hatte mit ihren ersten Wellen seine friedlichen Fluren benetzt. Sie stieg langsam, aber unaufhaltsam höher, immer höher, bis sie in jener Ballnacht hinter den leuchtenden Nebensonnen in den schillernden Perlen der Pallastscheiben ihm zum letzten Male als eine weite, unabsehbare Wasserwüste erschien, über welche allein er noch auf karg zugemessene Minuten hinausragte.

Er allein: Elzbieta kämpfte in den Wellen, Marizibill trieb auf der Planke des berauschenden Salonlebens wie ein Kind in seiner Wiege umher, unfähig zu fassen, was um sie vorging, wenn sie's auch bei Namen nannte; abermals wie ein Kind, das von Grab und Sterben redet, ohne zu wissen, was hinter dem Klange der Worte verborgen auf der Lauer liegt. Elzbieta kämpfte in den Wellen. Es wäre ihrem jungen, unverschenkten, lebhaft ergreifenden Herzen natürlicher gewesen, hinabzutauchen, sich widerstandslos dem Gefühle, das sie erfüllte hinzugeben, durch die Heftigkeit ihrer Empfindung über die Berechtigung der Ansprüche einer Anderen an den Gegenstand ihrer Leidenschaft hinweg gehoben. Aber da ragte er noch an dem letzten Halt empor, alle Kräfte aufbietend, um nicht hinabgerissen zu werden, und die aufreibende Dauer dieses Kampfes, der sie so nahe an-

ging, spornte auch ihre Seelenkräfte zum Widerstande gegen die Strömung, der sie preisgegeben war. Noch war das Gefühl, das beide erfaßt hatte, nicht bei Namen genannt. In einem jener begeisterten Augenblicke, welche zu dem größten Opfer den für kleine Verzichte nicht ausreichenden Muth zu geben scheinen, in einem solchen Augenblick beschloß Elzbieta — zu fliehen. Wie allemal in ähnlichen Fällen reichte die Kraft nicht aus. Aus der Flucht ward eine ausgesprochene Absicht, an einem festgesetzten Kalendertage fortzugehen. Er wurde hinausgeschoben, endlich unwiderruflich bestimmt — um nochmals umgestoßen zu werden.

In diesen Wochen der Bedrängniß brach die Sehnsucht sich Bahn, nicht im Taumel des Gesellschaftstreibens den letzten Händedruck zu wechseln. Das Bild des Morgens auf der Senne trat immer lebendiger und wirklichkeitsberechtigter aus seinem Rahmen. Unzählige Gedanken hatte es wach gerufen. Sie lugten aus jedem Pinselstriche hervor, den die trocken gewordene, überfirnißte Farbe festgehalten hatte. Sie wollten aus der Ideenwelt in die Welt der Erlebnisse übertragen werden. Sie verhießen Frieden, Beruhigung, Entsagung für die ganze Folgezeit. Sie schmeichelten und gaben nicht Ruhe, bis die stammelnde Zunge sich ihrer annahm, bis halb verrathen, halb errathen ward, was zu schön schien, um genossen, zu naturfrisch, zu gebirgsheiter, zu seelenstärkend, um versagt zu werden. Dennoch schwankte die Schale.

Als der alte Dokter seine weißen Pülverchen mischen mußte, um den unsteten Pulsschlag der jungen Fürstin zu zügeln, da wiegte sich noch auf der Zungenspitze Marizibills das verhängnißvolle Ja oder Nein, welches eine andere Flucht, die des Malers selbst, unterstützen oder vereiteln konnte. Sie hatte gesprochen, als der Strauß mit Edelweiß in der Hand Elzbietas bebte und der lauschende Kammerherr den Schatten schmerzlicher Ahnung auf Brandt von Wahlstadts Gesicht in die ihm zusagendsten Worte: „Fahr' hin!" übersetzte.

Nicht „fahr' hin!" hatte es geheißen. Aber wohl lag das andere Wort auf seiner Zunge: „Wir taumeln alle an einem Abgrunde dahin und keiner von uns ahnt, wann seine Kraft zusammenbrechen wird! Fahr' wohl!"

Fünftes Kapitel.

Etwas Almduft.

Ein Morgen auf der Senne — aber dem Morgen geht eine Nacht voraus; sie muß ihm vorausgehen, eine Nacht auf der Senne, denn im Gebirge steigt sich's schlecht genug bei Tag; wer wollte da zu drei=, vier=stündigem Bergsteigen eben die tückische Nacht erwählen? Er könnte den Einfall leicht mit seinem Genicke be=zahlen müssen.

So handelt sich's denn um eine Nacht auf der Senne, drei bis vier tausend Fuß hoch über den Dächern der Herrengasse, den Argusaugen der großen Gesellschaft entrückt, zwischen Kindern der Natur, zwischen jodelnden, leichtlebigen Schwaigerinnen, die da gern ihre Hütte und ihr Lager räumen, so oft die Thäler ihnen Besucher hinauf schicken; zwischen brüllenden Kühen, brummenden Stieren, zwischen krähenden Hähnen, gakernden Hennen und den weißzahnigen Pfleglingen des göttlichen Sauhirten; drei bis vier tausend Fuß hoch, auf einer einsamen Alm, deren zehn oder zwölf Hütten so weit aus einander liegen, daß kaum ein Steinwurf von einer zur andern reichen würde, wenn droben je das Bibelwort vom Steinaufheben jemanden in den Sinn kommen sollte und nicht vielmehr der Trost des Liedes: „Auf der Alm gibt's ka' Sünd! Keine Messe wird ihnen gelesen, den lustigen Schwaigerinnen dort oben in der Gemsenhöhe, kein Beichtvater keucht zu ihnen hinauf; sie stehen außerhalb der Kirchenstrafen, an die kaum ein Blick in's tiefe, nebelfeuchte Thal zu mahnen vermag; denn die größte Dorfglocke tönt nicht bis zu ihnen hinauf, der Thurm und das Kirchlein drunten verschrumpfen zu winzigen Punkten und Strichen, und wenn die singende und fahnenschwingende Prozession unten durch die Felder zieht, gewahrt das schärfste Auge kaum anderes als eine unkenntliche Bewegung im goldenen Korngefilde tief, tief unten,

der Wirkung des Windhauches ähnlich, welcher blaue Kornblumen und rothe Mohnköpfe zwischen den wogenden Aehren durcheinander taumeln macht.

So führen sie vom Auftrieb bis zum Niedertrieb, etwa vom Ausgang Mai bis Anfang September ein wunderbar unbewachtes, freies, keinen oder doch nur eigenen Gesetzen unterworfenes Leben. Ein selbstständiges, arbeitsames, kerngesundes Amazonenhäuflein, halten sie in Müh und Noth, Lust und Freud fest zusammen, wochenlang auf das Einerlei ihrer Tagesgeschäfte beschränkt, deren Maß so ziemlich die Kräfte einer jeden vollauf in Anspruch nimmt. Zehn bis zwölf Kühe — und so viel werden einer tüchtigen Schwaigerin zugewiesen — machen ein hübsch Theil Arbeit, mag das Futter ihnen noch so reichlich zuwachsen. Früh und Mittags und wiederum Abends verlangen die strotzenden Euter Erleichterung. Dazu wollen die Kühe, sonst halten sie nicht still, während des Melkens mit leckern Kräutern gefüttert werden, und wo diese Kräuter wachsen, dahin läßt sich oft nur mit den Steigeisen hinauf „kraxeln". Dann gilt es noch für die möglichen Sturm- und Schneetage sich mit Futtervorräthen versorgen, denn jeder umspringende Wind kann die sommerliche Alm mit Eiskrystallen überstreuen. Dazwischen giebt's Viehkrankheit, Kalben, Hornabstoßen, Verlaufen, und wie die Nöthe alle heißen, die eine Schwaigerin mit ihren Zöglingen zu bestehen hat. Aber geht auch alles wie an der

Schnur, so giebt's noch Arbeit genug; denn einmal in der Woche kommt der Großknecht auf die Alm, die Hucke mit Mehl, Brod und Salz beladen, und wenn er seine Bürde, den Wochenbedarf der Schwaigerin, von den Schultern los ist, und wenn er über den „Herrn" und über die „Frau" sein gutes Theil geschwatzt und gebrummt hat, da sieht er sich erst die Butter genauer an, welche die Schwaigerin zusammen geknetet hat, und ist's nicht eine hinreichende Wochenausbeute, so giebt's harte Worte und der „Herr" im Hof läßt das nächste Mal noch seine aparte Meinung hinauf berichten. Drei Gulden Monatslohn zahlt der Herr im Hofe seinen Schwaigerinnen, und die Frau sorgt noch alljährlich für ein grobes Hemd, für ein Paar eisenbeschlagene Halbstiefeln und für ein buntes Tüchle — wohl wenig genug freilich, aber das Beste soll auch nicht von jenen beiden kommen. Frische Bergluft, gesundes Blut in den Adern, Arbeitslust ohne den auf dem Nacken sitzenden Treiber, und Besuch in der Samstagsnacht — das sind die Lichtseiten des Almlebens, und weder der Herr noch die Frau in ihrem dumpfen Wirthschaftsqualm können diese Lichtseiten steigern oder abschwächen. Für das hellere oder mattere Licht sorgen andere neckische Mächte, die da von Zeit zu Zeit in den sonnenhellen Jodler einen Seufzer mischen, z. B. wenn ein Bursche seiner Dirne abwendig ward oder sie ihm; wenn der Jäger dem Köhler und der Holzknecht dem Gußwerkschmied den Almgang verleidet und nun am

Samstag gar keiner von allen hinauf kommt; oder wenn die Zeit heranrückt, wo das Kränzlein im Haar dringend in Gefahr gekommen und nun doch an's Hochzeitmachen in zwanzig Jahren noch nicht zu denken ist; denn welche Schwaigerin darf sich Hoffnung machen, dereinst einen eigenen Herd zu haben, ob's ihr auch um die Alm nicht leid wäre, wenn endlich einmal Wiege und Doppelbette, wie sich's gehört, unter demselben Dache stehen dürften.

Bis es dahin kommt, muß ihr das als Trost ausreichen, was sie vor andern voraus hat: Freiheit im Dienst, verglichen mit dem Frohnen im Herrenhofe unten, gesunde Lebensweise, frische, herzstärkende Gebirgsnatur und der Jodler in der sorglosen Brust. Sie haust doch eben drei- bis viertausend Fuß höher, als diejenigen Luftschichten liegen, wo Wünsche zu unstillbarer Sehnsucht, Neigungen zu verzehrenden Leidenschaften herangezogen werden und das dickere Blut in Missethaten und Greueln aller Art Erleichterung sucht. Denn auch in dem Sinne paßt das Lied: „Auf der Alm giebt's ka' Sünd".

Während die Schwaigerinnen hoch im Wolkenreiche ihren Geschäften nachgehen, pfeift noch die rothäugige Schlange unten im Thal, jenseits der Wasserscheide pustend und keuchend sich bergan arbeitend, diesseits derselben angelangt, ihre eisernen Glieder steifend und straffend, um nicht zerschmettert in die Tiefe hinabzurollen. Zwölfmal ist sie dem Tageslicht entschlüpft und

hat sich durch's dunkle Gestein gebohrt, um die silbernen Bänder der ihr begegnenden, tief unten glitzernden Flüsse nicht immer zur Seite haben zu müssen, die einfältigen Schwätzer mit ihrem plappernden Mühlengeklapper und ihren eitlen Irisbogen über jedem müßigen Wasserstaube. Dann gab's, wie sie durch den durchlöcherten Felsen mit Höllengetöse dahin stürmte, ängstliches Athemanhalten, Augenzudrücken, Aneinanderrücken, und wer weiß was sonst noch, in dem plötzlichen Dunkel der menschengefüllten Riesenschachteln, die den Schweif der rothäugigen Schlange bilden. Und wieder, wenn sie blitzschnell in's Freie hinaus dampft, athmet alles erleichtert auf, rückt alles fremd auseinander, lösen sich die Hände, die sich eben im Dunkel gefunden, und das Vaterunser der Herzensangst bleibt über die Freude an dem wiedergewonnenen lieben Tageslicht unvollendet.

Immer schroffer und öder ist der Weg geworden. Das Laubholz hat aufgehört, selbst das Nadelholz ist zum Zwerg verkrüppelt. Nacktes Gestein, wo nur die genügsame Gemse noch Futter fände, niedrige Zerbenbüsche, in denen sie während der Mittagsgluth sich zur schattigen Rast verbirgt, hie und da ein streichender Geier mit sonnengoldenen Schwingen, eine verirrte Schwalbe, das sind die Wahrzeichen der mühsam erklommenen Höhe, und die Luft weht den Reisenden scharf in's Gesicht.

Aber nun geht's fröhlich bergab, in langen Windungen bergab, in die grünen Thäler hinab, wo Dörfer

und Märkte, Burgtrümmer und weiße betünchte Kirchlein winken, wo der Fluß, nicht mehr anderem Ziele zugewandt, sich als behender Wandergenosse anbietet. Die mürrische Schlange schließt die rothen Augen, entsagt den dunkeln Schlupflöchern, verträgt sich mit dem Tageslichte und gesellt sich dem Flusse, bald sich ihm rechts, bald links vereinend, und wieder dann über seine lerchenhölzernen Brücken dahin donnernd — aber ohne die alte Verbissenheit, denn die schlimmste Mühe ist überstanden.

Thal schließt sich jetzt an Thal, immer ein krystallklares, schäumendes Wasser in ihrem Mittelgrunde, zu beiden Seiten bewaldete Höhenzüge, Roth- und Schwarztanne im Uebergewicht gegen die hellstämmige Buche, deren junges Laub lichtgrün von den dunkeln Nadeln absticht. An einigen Bergabfällen, wo die Sonne gedeihliche Pflege verheißt, dampfen die Branden, und der Jagdfreund sieht mit Bedauern, wie der Pflug von Jahr zu Jahr seine Furchen höher und höher zieht, und wie dem Waldgebiete entrissen wird, was irgend ein kümmerliches Ackerfeld zu werden verspricht. Querthäler öffnen sich bald gen Morgen, bald gen Abend. Sie lassen die beschneiten Gipfel des fernen Hochgebirgs in klaren Umrissen erkennen und rufen die Sehnsucht wach. Dann wieder wird das Auge durch das Nächstliegende gefesselt: stattliche Meierhöfe mit Schlössern und Gärten, stäubende Sägemühlen, glühende Essen, Eisengußwerke mit ächzendem Gebläse, Kohlenmeiler, deren feuchter Qualm

aus hundert kleinen Löchern blau im Sonnenschein spielt, Kapellen mit Leidensstationen, blutende, verzerrte Gekreuzigte, gelbe, hochragende Missionskreuze. Und zum Ohre tönen bald die fremd klingenden Ausdrücke der hier heimischen Sprache, bald die noch fremderen Gesänge slavischer und ungarischer Wallfahrer auf ihrem Wege nach dem Wunderbilde irgend eines Gebirgskirchleins, bald das Läuten der ungezählten, weiß getünchten Gotteshäuser mit ihren rothen Helm- oder Birnenthürmen, Läuten gegen die Raubeinfälle der Türken und Heiden, Läuten gegen den Blitz, gegen die Dürre, gegen den Hagelschlag — denn man nutzt in diesen Gegenden viele Glocken ab und verhaut manchen schlank gen Himmel strebenden Baum zum Kreuze.

Während die Schwaigerinnen hoch oben im Wolkenreiche ihren Geschäften nachgehen, pfeift die Schlange im Thale an allem diesen vorüber, und der Künstler im Winkel eines der schwach besetzten Nobelwaggons schaut bald hinaus in die wohlbekannte Gebirgsnatur, der er endlich wieder nahe kommt, bald hinein in sein eigenes Herz, in dem es wogt und quillt und ringt und warm und wieder kalt wird, ein steter Wechsel von unnennbarer Lust und unaussprechlichem Bangen.

Und hinter diesem Frühzuge, zwei Stunden noch ferner vom Ziel, pfeift eine zweite Schlange, deren Augen noch im mühsamen Bergaufklimmen blutroth funkeln. Auch sie hat einen Schweif taumelnder Riesenschachteln

hinter sich, gefüllt mit Menschen aus allen Ständen, mit Armen, mit minder Armen, mit Leuten, die ihr Gebet um's tägliche Brod bereits verlernt haben, mit andern, die es nie verstanden, wenn schon sie's erlernt, mit noch andern, denen es nie beigebracht wurde, weil ein tiefwurzelnder und vielzweigiger Stamm- und Gönnerschaftsbaum der Brodbaum ist, an dem sie nur zu schütteln brauchen, um Mannaregen selbst in der Wüste zu haben. Menschen aus allen Ständen und Altersklassen sitzen darin, und alle Temperamente sind vertreten. Einige haben Lust und Liebe genossen, und mit den Runzeln ist ihnen erst der bittere Nachgeschmack mancher vom Zweige gebrochenen Frucht gekommen, die vor Zeiten gar rothe Wangen hatte und unwiderstehlich lockte; einige stehen noch mitten im Paradiesesgarten und zehren am köstlichen Apfel, des Engels mit dem Schwerte gewärtig, bei dessen Erscheinen an den Rückzug zu denken, so meinen sie, noch immer Zeit genug sein wird; einige sind im Begriff die Hand auszustrecken, und während sie noch schüchtern zögern, würfeln schon die Leidenschaften draußen um die Fetzen ihres jetzt noch weißen Kleides.

In einem Wagenwinkel dieses Zuges sitzt die junge Polin. Ein dichter weißer Schleier verbirgt das bewegte Mienenspiel ihres feinen Gesichts. Sie hat ein Fenster hinabgelassen nnd biegt sich oft vor und hinaus um frische Luft zu schöpfen.

Ihr gegenüber sitzt, scheinbar halb blind und taub, der alte Arzt mit der grünen Brille, dem lauschenden braunen Auge unter dem natürlichen Augenpolster, der dunkelblonden Braue und der altersgebückten Haltung. Auf seinem birkensilbernen Hauptthaar zittert' ein wachstuchenes Reisekäppchen. Es liegt ein dunkler Schatten auf seiner Stirn. Er müht sich, die besten Gedanken seines ehrwürdigen Lieblings Aristoteles in gesammeltem Schweigen an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen, um auch mit keinem noch so flüchtigen Zwischengedanken das moralische Fluidum zu trüben, mit welchem er heute die ganze Umgebung Elzbietas durchdrungen wissen möchte. — Armer Doctor! Man wird ihm schon bedeuten, wo ein altersschwacher Herr von jungen Bergsteigern Abschied zu nehmen hat.

Inzwischen schaffen und jodeln die Schwaigerinnen hoch oben in ihrem olympischen Wolkenreiche.

Sechstes Kapitel.

Glücklich im Garn?

Tief unter dieser wolkigen Höhe, gleichsam im betäubenden Getöse des Venusberges, in der bunten, üppigen, jagenden, gefallsüchtigen, verführerischen Kaiserstadt,

schafft und wühlt der Mann mit dem Kammerherrn-schlüssel. Er hat sich zwei Stunden vor Mittag wecken lassen, hat seinen schwarzhaarigen Tituskopf in die Hände des Haarkräuslers überliefert, sein bläuliches Kinn dem geschwätzigen Bader der Herrengasse überantwortet, hat seinem Kammerdiener eingeschärft, bei der Wahl seines heutigen Anzugs auf eine ernste, dem Trauerausdruck verwandte Wirkung bedacht zu sein, hat eine Rolle Goldstücke in die Westentasche geschoben und sich dann vor seinem Psychespiegel die Gewißheit verschafft, daß seine Erscheinung vollkommen dem Muster eines wohlwollend besorgten Hausfreundes in verhängnißvoller Zeit entsprechend sei.

Was der Bader in den Bedientenstuben der Herrengasse an Neuigkeiten zusammengelesen hat, stimmt im Wesentlichen mit der Entführungsgeschichte überein, von welcher der Haarkräusler voll ist. Eine ganze Reihe Kammerjungfern, Bettjungfern, Wäschejungfern, und wie die lebendigen Leiter der electrischen Schläge in Sachen der Frau Fama alle heißen mögen, eine ganze Reihe redseliger Zungen sind seit dem Frühläuten mit derselben Neuigkeit im Schwunge. Sie ergänzen die Lücken der Geschichte aus dem Erfahrungsschatze eigener Fehltritte, und der Verdruß, daß es bei ihnen, trotz solchen Erfahrungsschatzes, nie bis zum wirklichen Entführtwerden kam, steigert das Maß ihrer sittlichen Entrüstung. Der Maler gilt dabei sonderbarerweise als der leidende

Theil. Er ist der Entführte. Die sogenannte Fürstin hat ihr Lebtag keine ehrlich bezahlten Kleider am Leibe getragen. Der Courier der Gräfin Salonichi hat sie schon vor Monaten als einen lockern Vogel auf dem Strich gehabt. In Paris ist sie als „Lanceuse“ von Longchamps bekannt, und wer etwa noch nicht wüßte, was eine Lanceuse bedeutet, der spricht dem welt- und reisekundigen Courier nach, daß darunter ein Frauenzimmer zu verstehen sei, welches für Rechnung großer Modehändler in aller Herren Ländern umher kutschirt und die neuen Moden jener großen Händler auf Promenaden, Bällen, Wettrennen und Corsofahrten zur Schau trägt. Nachdem sich das Wort Lanceuse einmal in den Portier- und Jungfernstuben der Herrengasse eingenistet hat, bahnt sich's seinen Weg in die Boudoirs, in die Badezimmer, ja in das Halbdunkel der seidenen Bettvorhänge, wo noch so manches leuchtende Gestirn des gestrigen Abschiedsballs, seines Flitters baar und dadurch zur ausgeblasenen Unschlittkerze umgewandelt, in verstimmten Morgenträumen an das Wort des weisen Salomo von den Eitelkeiten dieser Welt gemahnt. Wenige falsche Gebisse werden heute, im Bereiche der trompetenden Frau Fama, ohne bedauernde Seufzer über die zunehmende Falschheit der Menschen eingesetzt oder in die goldenen Klammern der noch standhaltenden Backenzähne eingefügt. Wenige Toupets werden aufgeklebt, wenige Naturperrücken über nackte Schädel gezwängt, wenige falsche Locken vorgebunden und

unter diamantenen Stirnschlössern befestigt, ohne daß dabei mit Erröthen oder Empfindlichkeit oder Entrüstung oder erfinderischen Zusätzen des traurigen Verfalls unserer Sitten gedacht wird, eines Verfalls, welchen Verstellung, falscher Schein, unächtes Wesen und alle Laster einreißender Neuerungssucht kennzeichnen. Unter einer Anzahl besternter alter Herren und stark wattirter alter Damen wird von neuem die Ueberzeugung laut, daß zu „ihren Zeiten" dergleichen nicht hätte vorkommen können. Ein bigottes Fräulein, welches vor dreiundvierzig Jahren, ohne Alibi-Nachweis drei Monate weniger als ein Jahr sich in ländlicher Zurückgezogenheit den Blicken der Herrengasse entzogen hat, versichert mit vielem Nachdruck, der Verkehr mit dem andern Geschlechte erhalte heutzutage einen gottlos leichtfertigen Charakter, wie er ihn, so lange sie zurück zu denken vermöge, nie bisher gehabt habe, wobei sie, auf ihr Lieblingsthema von gut conservirten Naturen anspielend, zu verstehen giebt, sie könne doch auch schon einige vierzig Jahre zurückdenken — ja wahrhaftig! wozu sich jünger stellen? —

Der Kammerherr ist der bemäntelnde und entschuldigende Mehrer dieser Vormittagsunterhaltung der Herrengasse. Man müsse doch abwarten, ehe man verurtheile; man möge Jugend, heißes Blut, Schönheit, und was er sonst noch an unangenehm berührenden Zugeständnissen in der Eile zusammenzählt — man möge die frühe Selbstständigkeit der Fürstin in Betracht ziehen;

man möge... Aber er hat heute bei den Besuchen nicht Zeit, seine Meinung ausführlich zu entwickeln; es gilt, die Reihe herum zu kommen und dann, nachdem die Stellung der Betheiligten gründlich unterwühlt worden ist, als helfender Hausfreund der verlassenen Marizibill die Wege zu einstweiliger Luftveränderung gangbar erscheinen zu lassen.

Kurz vor Mittag hält sein leichtes Piano-piano vor der Gartenwohnung des Künstlers. Die Räder des zierlichen Wägelchens sind mit Gutta-Percha umsponnen; alle Welt, d. h. die ganze Herrengasse kennt das lautlos dahin rollende Piano-piano des Kammerherrn, und Serenissimus hat bei seinem letzten Verweilen in der Residenzstadt geistreich die Meinung abgegeben, der Wagen könnte füglich auch Tace-tace heißen, eine Umtaufung, welche die selbstständige Herrengasse zu adoptiren nicht für nöthig hielt. Auch Marizibill kennt das lautlose Wägelchen, und als ein trabender Hufschlag plötzlich vor der Gartenpforte innehält, weiß sie, welcher Besuch ihrer wartet.

Sie hat die entsetzlichsten Morgen- und Vormittagsstunden verlebt, welche ihr wenig bewegtes Dasein ihr bisher bereitet. Eine Menge Gedanken, die sich im Laufe der letzten Zeit in ihrem Kopfe wie giftiger Thau angesetzt haben, sind auf einmal in's Unermeßliche gewachsen. Allerhand Samen ist plötzlich in ihrer Brust aufgeschossen, Samen, den leichtsinnige Unterhaltung ihr unbewußt zu-

geweht, Samen, den sie selbst im Auskundschaften der feinen Welt zusammengelesen und achtlos im Weiterdringen um sich her verstreut, Samen des Mißtrauens, der Vergeltungslüsternheit, des Auge um Auge, des Zahn um Zahn. Inmitten ihrer Blässe steigt die Röthe ihr unablässig über Wange und Stirn, und ihr Gehirn, dessen Kammern sonst nur spärlichen und wenig lärmenden Besuchern zugänglich zu sein pflegten, beherbergt heute die wildesten, tobsüchtigsten Gäste.

Ein paar Mal schon hat sie die härene Halskette in's Feuer werfen wollen; das Amethystschloß ist beim zornigen Oeffnen zerbrochen und liegt bei den blauen Blumen am Boden des Ateliers, dessen rothe Wände sie nie wieder mit Augen zu sehen geschworen hat; neben dem Schloß und den Blumen liegt das beschriebene Blatt. Sie hat es unzählige Mal mit dem starren Blick durchlesen, und weiß doch nicht mehr genau, welche Worte es enthält und wie viel ihre Aufregung, seit sie wieder in ihr Schlafzimmer zurückgeflohen ist, hinzugethan haben mag. Rathlosigkeit ist das einzige Gefühl, dessen sie sich deutlich bewußt ist, und das sie doch mit allerlei selbstständigen Wagnissen wegleugnen möchte. Sie ist seit Langem ihren eigenen Weg gegangen, so meint sie wenigstens; es wird nur einiger Sammlung bedürfen, damit sie herausfindet, was ihr zu thun obliegt. Soll sie anspannen lassen, auf Besuche ausfahren, lachen, plaudern, Neuigkeiten auskundschaften, als ob nichts geschehen sei?

Aber die Gesichter des Hausgesindes sehen wie die theure Zeit aus; Jungfer und Lakai und Farbenreiber stecken die Köpfe zusammen, und die größte Neuigkeit in der Herrengasse möchte sich wohl gar um Marizibill selbst drehen. Sie darf es nicht wagen, das Gesinde fortzulassen. Sie schellt und befiehlt, daß niemand das Weichbild des Gartens verlasse. Nun beobachtet sie durch's Fenster, hinter der Gardine lauschend, was Koch und Gärtner unten zusammen verhandeln. Es kommt ihr vor, als habe sie ihnen erst den Staar gestochen, und sie sucht nach neuen Mitteln, um das Gesinde irre zu führen.

Dazwischen bricht sie plötzlich in heftiges Weinen aus, findet alles gleichgültig, keiner Beachtung, keiner Verstellung werth im Angesichte des gräßlichen Schicksals, welches über sie hereingebrochen. Sie redet sich ein, nie ihrem Gatten beigestimmt zu haben, wenn er von der unentbehrlichen Gunst der Großen redete und von ihrer armen Schleppenträgerin, der Kunst. Sie redet sich ein, sie habe nicht in die Stadt ziehen wollen, fort aus ihrer idyllischen Siedelei, wo kein fremdes Gesicht als Sonnenuhr ihres Glücks sie angaffte, die Stunden der fröhlichen Tage ihr vorzählte, und beim Eintritt der kühlen Wolkenschatten starr und sprachlos geworden, die trostlose Wandlung noch empfindlicher machte. Sie redet sich ein, inmitten der berauschenden Anknüpfungen, denen er sich nicht verschließen konnte, selbst einfach, anspruchslos, liebespendend und liebebedürftig geblieben zu sein, und wenn er aus

verhaßtem Scheinglücke heimkehrte zu seiner Kunst, seinem Herde, seiner häuslichen Unzugänglichkeit, ihn mit offenen Armen empfangen und die kleine Stelle, wo er und sie vom Weltgetöse nicht erreicht wurden, ihm doppelt werth gemacht zu haben.

Aber während des heftigen Weinens stimmt sich ihre Selbstrechtfertigung in das Gegentheil um. Sie ist leichtsinnig, unhäuslich, zurückstoßend gewesen. Was er an ihr geliebt haben mochte, hat sie unter Tand und Modeputz versteckt; was sie ihm an Dank und Hingebung schuldig war, hat sie vergessen, vergessen im Verkehr mit bewunderten und gefeierten Persönlichkeiten, welche, anderen und oft unfreien Verbindungen unterworfen, durch möglichst oberflächliche Auffassung ihrer ehelichen Pflichten darzuthun suchten, daß nie im Leben eine andere Devise die ihrige gewesen sei, als die des übermüthigen französischen Königs: car tel est mon plaisir.

So wogt in ihrer rathlosen Brust Gutes und Arges durcheinander: bald eine Aeußerung ihrer früheren unbethörten, vertrauenden, hingebenden, anspruchslosen Natur, eine Nachwirkung harmonischer Stunden aus ihrem ersten Zusammensein mit dem froh in's Leben schauenden Künstler, der halb verkümmerte Keim eines Saatkorns, das er in ihr junges Herz geworfen; bald der Bettelstolz der über Nacht zur Königin umgewandelten Namenlosen, der vornehme Salonduft der Herrengasse', der Sonnenschein eines gräflichen Blicks, einer

prinzlichen Lorgnette, die Verzogenheit, die mühsam im Verkehr mit „unterthänigen Dienern“ erst erlernte Verzogenheit der „gnädigen Frau“, deren Fächer zu halten, deren Bonbonnière zu öffnen, deren Tanzkarte zu bekritzeln, deren Taschentuch aufzunehmen, deren unpünktliche Tänzer zusammen zu trommeln, für eine Gunst galt. — Eine Gunst? Und wenn man sich jetzt selbst aufgab, wer würde noch eine Gunst darin finden? Rathlosigkeit an allen Enden! Wenn nur die letzte Woche noch einmal neu gelebt werden könnte! Wenn man nur Erfahrung hätte, wie so viele andere beherzte Weiber in der Herrengasse! Wenn man nur wüßte — —

Aber das Piano-piano hielt vor der Thüre und der Kammerherr sandte Botschaft, ob er aussteigen dürfe. Marizibill hatte wohl auch an ihn schon gedacht, jedoch ungeachtet ihrer Rathlosigkeit den Gedanken allemal zurückgedrängt. Sie schwankte einige Augenblicke, dann wurde der Besuch angenommen.

Ihre Augen waren geschwollen, ihr ganzes Gesicht verrieth, daß sie heftig und lange geweint hatte. Sie zog einen der Damast-Fenstervorhänge ihres Besuchszimmers zu, warf sich in einen Polsterstuhl, wo sie der grüne Schein des Vorhangs erreichte, und wartete des Angemeldeten.

Die feierliche Miene des Kammerherrn brachte sie indessen um ihre mühsam angenommene Fassung. Schon nach den ersten gewechselten nichtssagenden Worten

nahm ihr der traurige, gedrückte Ton des Besuchers die Kraft, ihm in's Auge zu sehen. Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche und brach in heftiges Schluchzen aus.

Herr von Treskow stand auf, wie um seine eigene Bewegung zu meistern, und machte einige Gänge durch's Zimmer. Nachdem ihr Schluchzen aufgehört hatte, wagte er die Bitte, sie möge ihre Gesundheit schonen, ein Wunsch, mit dem es ihm ernst war, da Marizibills Schönheit durch den verweinten Morgen ihm schon wesentlich Schaden genommen zu haben schien.

Dann, in weiten Umkreisen sich dem zarten Gegenstande der Bekümmerniß beider nähernd, äußerte er Bedauern über Gerüchte, denen die Herrengasse heute ihr hellhöriges Dionysosohr geliehen habe, Gefühle der Theilnahme, des Durchdrungenseins von Freundscha[illegible]chten im weitesten Sinne, Hoffnungen, es werde sich alles zum Besten wenden, und Andeutungen, wie wünschenswerth es sein müsse, einstweilen allen neugierigen Zudringlichkeiten aus dem Wege zu gehen.

Als er die Anstrengungen gewahrte, mit welchen Marizibill ihre Fassung wieder zu gewinnen suchte, wiederholte er die Bitte, sich zu schonen, und ließ ihr dann Zeit, während seiner erneuerten Gänge im Zimmer die hingeworfenen Betrachtungen in sich aufzunehmen.

Da sie, während er sprach, von einer ihr unerklärlichen Scheu vor ihm befallen war, dauerte es Zeit, ehe

sie irgend welche Meinung zu äußern vermochte. Er benutzte die Pause, um im Kopfe telegraphische Depeschen an seinen hochgestellten Gönner zn entwerfen, wobei seine Hand mit der Dukatenrolle in der Westentasche spielte. Es ließen sich eben die Reisekosten damit bestreiten, und wenn Marizibill einwilligte, konnte ohne Verzug aufgebrochen werden.

Endlich ermannte sich Marizibill hinreichend, um zu sagen, daß ihr nur ein paar Zeilen hinterlassen worden seien, und daß sie hoffe, ihre Aufregung habe alles in zu düsteren Farben gesehen; es werde sich nur um eine Erholungsreise handeln. — Der Kammerherr stimmte bei. Es geschah jedoch in einem Tone, welcher errathen ließ, er spreche gegen seine Ueberzeugung.

Nach einer abermaligen Pause bemächtigte sich Marizibill eine Ahnung, er wisse mehr, als er gestehen wolle, wie sie denn nie erlebt hatte, daß dem Kammerherrn etwas halb oder gar nicht zu Ohren gekommen war. Sie bat ihn, sie nicht zu schonen; aber er versicherte, die besten Hoffnungen zu haben.

Endlich schien er ihren Fragen nicht mehr gewachsen und verrieth seine Kenntniß von der Reiserichtung des Flüchtlings, weigerte sich aber hartnäckig, sich darüber weiter auszusprechen, wobei er zu verstehen gab, daß ihn ein Versprechen binde, und daß er nur durch dessen Leistung zur Kenntniß des Thatbestandes durchgedrungen sei.

Er sagte das in einem so überlegenen Geschäftston, daß Marizibill nicht weiter zu fragen wagte. Mit demselben Tone hatte er, seitdem sie unter seinem Einflusse stand, Erkundigungen und Beobachtungen zur Ruhe verwiesen, welche zu sehr nach der bürgerlichen Unerzogenheit seiner Schülerin schmeckten, und sie war allemal mit einem fliegenden Erröthen verstummt. Der Kammerherr gewahrte mit heimlicher Befriedigung die ungeschwächte Kraft seines Uebergewichts. Er kam sofort auf die Andeutung zurück, daß die große Gesellschaft von ihren Mitgliedern in ähnlichen Fällen ein zeitweiliges Zurückziehen von der Bühne des Salonlebens erwarte. — Marizibill versicherte, sie würde gar nicht die Kraft haben, in ihrer jetzigen Geistesverfassung gesellschaftlichen Zerstreuungen nachzugehen. Der Kammerherr erlaubte sich zu bemerken, daß die Herrengasse auch der Pflicht überhoben sein müsse, von dieser ihrer Zurückhaltung Notiz zu nehmen. Schütze sie Unwohlsein vor, so sei die Herrengasse verbunden, nach ihrem wechselnden Befinden Erkundigungen einzuziehen. Gebe sie keinen Krankheitsgrund an, so müsse man die ihr im Laufe der nächsten Monate zugedachten Einladungen und Visitenerwiederungen ihren Weg gehen lassen. Thue man es nicht, so hieße es so viel, als man habe sie fallen lassen, und ihr Wiedereintritt in die große Gesellschaft mache dann die entsetzlichsten Schwierigkeiten.

Marizibill meinte, diese Rücksicht falle bei ihr kaum

noch in's Gewicht. Der Kammerherr wollte nichts dagegen einwenden, fand indessen einen in den herkömmlichen Formen bewerkstelligten Rückzug immer passender als einen, welcher die Herrengasse vor den Kopf stoßen müsse. Er habe ihr die Reiserichtung ihres Gemahls nicht verrathen dürfen, aber er glaube keinen Geheimnißbruch zu begehen, wenn er ihre desfallsigen Fragen durch den Vorschlag beantworte, sich auf kurze Zeit an den Hof seines, des Kammerherrn, erlauchten Herrn zurückzuziehen, und er halte es für Freundespflicht, ihr dahin den Schutz seiner Begleitung anzutragen.

Marizibill hatte, trotz ihrer vermeinten Selbstständigkeit, bisher nie ihren eigenen Weg gewählt, und solcher Art daran gewöhnt, sich leiten zu lassen, empfand sie bei diesem Vorschlage nichts als das Unbehagen, des Kammerherrn Freundschaft über die Gebühr in Anspruch zu nehmen.

Sie wolle, sagte sie, für den Fall, daß sie fort müsse, lieber allein reisen; es sei ihr unmöglich, ihn noch mehr zu bemühen. Dann fiel ihr ein, daß er von dem Hof seines Fürsten gesprochen habe, und sie setzte, mit einiger Besorgniß, gegen das in solchen Fällen Schickliche zu verstoßen, hinzu, sie werde dort keine Besuche machen noch empfangen können, und die größte Zurückgezogenheit sei ihr die erwünschteste.

Hatte der Kammerherr vom Hof seines Fürsten ge-

sprochen? Er theilte natürlich völlig die Ansicht der Frau von Wahlstadt. Sie solle ihn sorgen lassen. Er würde doch in etwa vier Wochen die Reise in Geschäften haben machen müssen. Sie dürfe nicht fürchten, ihn zu unverhältnißmäßigen Opfern zu veranlassen.

Es war Marizibill nie möglich gewesen, in des Kammerherrn Gegenwart einen eigenen Gedanken fertig zu denken. Wenn er mit seinem vollendeten Anstande, seiner ernsten Haltung, seinen Vertrauen gewinnenden Augen zu ihr sprach, schien er ihr unfehlbar wie der Katechismus dem Kinde. Unglücklicherweise kam eine entfernte Aehnlichkeit, welche zwischen ihm und ihrem längst verstorbenen Vater in Augen und Gesichtsschnitt bestand, dieser überwältigenden Wirkung noch in manchen Momenten zu Hülfe. Und so wurde das beklemmende Gefühl jener ersteren Eigenschaft durch die einnehmende Erinnerung an liebe Gesichtszüge in's Gleichgewicht gestellt, und die zuweilen auftauchende Scheu vor dem Manne schwand unter dem Einflusse dieser Wechselwirkung.

Nach weiterem Für und Wider und nach mannigfachem behutsamen Streifen des Ereignisses, welches diese Reise veranlasse, wurde beschlossen, Marizibill solle ein paar versiegelte Zeilen für ihren Gemahl für den Fall seiner Rückkehr in der Hand des Thürschließers zurücklassen, dem zuverlässigen Diener die unentbehrlichsten

Schlüssel anvertrauen und sodann ohne Verzug die Residenz verlassen.

Bis dahin war Marizibill gelangt, ohne selbst völlig zu wissen, was sie thue. Gedanken an die ihr verhängnißvoll gewordene Polin, Gedanken an ihren in dunkler Nacht verschwundenen Gemahl, Gedanken an Verfolgung beider, an ihre Unfähigkeit dann wieder ihm, dem Zurückgestoßenen, lieblos Verabschiedeten, die Stirne zu bieten, wenn ihr wirklich seine Auffindung gelänge; Gedanken an den Spott der Herrengasse, an die Hülflosigkeit ihrer Stellung, wenn sie den letzten Freund von sich weise; Gedanken an die Unhaltbarkeit ihrer dem Gesinde gegenüber eingenommenen Position; Gedanken wehmüthiger, verzweifelnder, vermeintlich staatskluger, überlegener Art — das alles war, während des Kammerherrn Zureden, in ihr an- und aufgeregt worden, ohne doch zu klarem Abschlusse zu gelangen. In diesem Wirrwarr streitender Empfindungen behielt jedes seiner Worte Recht, und als sie endlich, um ihre Reisekleider überzuwerfen, in's anstoßende Schlafgemach trat, taumelte sie mehr als daß sie ging.

Sie hatte die Thüre schließen wollen, aber alle ihre Bewegungen waren so sehr der Spiegel ihrer innern Zerrissenheit, daß sie die Thüre nur hinter sich zuzog.

Als sie vor ihres Gemahls Lager trat, überfiel sie plötzlich wieder der ganze wuchtige Druck des auf ihr lastenden Geschicks, und sie sank in die Knie, indem sie

ihren Kopf in die Kissen des Lagers verbarg. Sie weinte lange und krampfhaft. Ihr blondes Haar hatte sich von neuem gelöst und ihre Brust hob sich in stürmischen Wellen.

So verstrich eine halbe Stunde, während welcher im Nebenzimmer der leise Schritt des Kammerherrn zu ihrem Schluchzen das Echo abgab. Der Schritt verstummte, ohne daß sie's bemerkte. Sie weinte leise fort, grenzenlos verlassen und wieder von der Scheu beschlichen, welche ihr der Mann im Nebenzimmer vorhin eingeflößt hatte.

Nachdem sie einige Fassung gewonnen hatte, richtete sie sich auf, um die zu hinterlassenden Zeilen zu schreiben. Aber alles flimmerte vor ihren Augen und sie mußte die Feder aus der Hand legen. Sie zog die Schiebladen ihrer Kleiderlade auf, warf, ohne zu wissen, was sie suche, alles durcheinander und blieb von neuem rathlos stehen. Armseliges Dasein! Verschüttet, verspielt Zum ersten Mal in ihrem Leben kam ihr der Wunsch, nie das Licht des Tages erblickt zu haben.

Wie sie so dastand und die herabgesunkenen blonden Flechten mechanisch wieder aufband, gegen die Thüre durch einen hohen, bunten Wandschirm gedeckt, das geröthete Auge bald gedankenlos auf das Lager ihres Gatten gerichtet, bald über das von Thränen gebadete Kissen hinaus in's seitwärts gewendete Glas ihres Toilettenspiegels, da gewahrte sie plötzlich im Glase, daß sich die

Thüre geöffnet hatte und daß der Kammerherr sie mit kaltem Blicke durch den Spiegel aufmerksam beobachtete.

Sie fuhr zusammen. Er zog sich hastig zurück. Die Thüre klinkte in's Schloß. Aber ob er schon nicht mehr dastand, sie sah ihn im Geiste noch immer auf der entweihten Schwelle ihres Schlafgemachs, wie er sie kalt und theilnahmlos in ihren Thränen beobachtet, mit Blicken, wie sie nie auf sich gerichtet gesehen hatte, und deren eisige Schärfe ihr Blut gefrieren machte.

Sie strich mit der Hand über die Augen, über die Stirn, als wolle sie den letzten Rest eines unheimlichen Bannes verwischen, der sie an die letzte Grenze des Möglichen gebracht hatte. Eine Angst befiel sie, der Mann im Nebenzimmer werde ihr ein Leid zufügen. Sie tappte leise hinter dem Wandschirm hervor, schlich sich nach der Thüre und schob hastig den Riegel vor. Dann öffnete sie die entgegengesetzte Thüre, schellte ihrem Mädchen, lauschte zitternd hinaus, als bedrohe jede Sekunde sie mit einem Ueberfall, floh durch die anstoßende Zimmerreihe bis in das letzte Kabinet, rief das herbeigeeilte Mädchen dorthin und schloß sich mit ihm ein.

Nachdem ihr Herzklopfen genug nachgelassen hatte, um ihr das Reden möglich zu machen, entsandte sie Botschaft an den Kammerherrn: ein heftiges Unwohlsein mache es ihr unmöglich, in der nächsten Zeit ihr Zimmer zu verlassen. Dann harrte sie mit bebenden Knien der Antwort. Eine Viertelstunde verstrich, ehe Botschaft zu-

rückkam. Herr von Treskow hatte erklärt, in einer solchen Krisis seinen Posten nicht verlassen zu können. Das Mädchen war auf dem Rückwege zur Herrin von der Angst der letzteren angesteckt worden und hatte den Farbenreiber zu Hülfe gerufen, welcher seinerseits den Gärtner zur Unterstützung herbeiholte. Bei der unerwarteten Wendung, welche somit des Kammerherrn Stellung in dem herrenlosen Hause nahm, hielt der letztere für angemessen, seinen Rückzug anzutreten und brieflicher Vermittelung die Wiederanknüpfung des gestörten Geschäfts zu überlassen. Einstweilen bat er, seine theilnehmendsten Empfehlungen auszurichten, und zog sich wie ein Mann zurück, welcher unversehens in eine Gesellschaft Irrsinniger gerathen ist.

Als sein Piano-piano von dannen rollte, athmete Marizibill auf. Was von ihrem Gesinde herbeigeeilt war, beleidigte sie nicht mehr durch Mienen geschwätziger Neugier. Sie suchten, so schien's ihr, auf die Seite und aus dem Wege zu kommen, um nicht zu stören, und Marizibill hatte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder das Gefühl, daß Dienende in den Augenblicken solcher Leistungen, wofür es keine Zahlung giebt, am besten ihr Inneres zu Tage kehren.

Als sie, in ihr Schlafgemach zurückgekehrt, an's Fenster trat, lag der Garten in der Mittagsgluth des Junitags wie verzaubert da; alle Blumen neigten die Köpfe, kein Blatt bewegte sich, kein Grashalm schwankte;

die Vögel hielten Mittagsruhe, die Insekten selbst waren verstummt. Es kam ein Gefühl der Abspannung über sie. Die Wimpern senkten sich, die geschwollenen Augenlider wollten sich nicht mehr öffnen, ihr blonder Kopf neigte sich auf die Seite gegen die Fensterbrüstung, sie schlief ein. Sie schlief ein und ihre Lippen lächelten durch die erst halb versiegten Thränen.

Vielleicht stand nicht allein die Sonne in ihrer höchsten Höhe; vielleicht träumte der Schlafenden: auch was sie quälte, habe sein Maß erreicht, sei zum Wendepunkte gelangt, rolle langsam, langsam wieder hinab in den stillen Frieden der Thäler, wie die Sonne, wenn sie, von ihrer schwindelnden Fahrt heimkehrend, hinter dem wogenden Saatengold und im Dampf der Hüttenessen sanft zur Ruhe geht.

Aber auch droben im Wolkenrevier der Senne war's erst Mittag, noch lange nicht Abend, noch lange nicht Nacht — und noch lange nicht Morgen.

Siebentes Kapitel.

Bergauf!

Und noch lange nicht Morgen! Indessen jeder Mensch hat sein eigenes Stundenglas, und der Sand in diesem Stundenglase läuft dem einen langsam, dem

andern schnell. Brandt hatte die oft gemachte Reise nie so endlos lang gefunden, und Elzbieta, welche noch zwei Stunden gegen ihn im Rückstand war, glaubte, die Eisenbahnen seien nur deshalb erfunden, um unserem ungeduldigen Jahrhundert durch Langsamkeit und Langeweile die Geduld zurückzugeben. Dennoch hatten beide inmitten dieser vorwärts drängenden Sehnsuchtsstunden auf Augenblicke den Wunsch, ihr Stundenglas von neuem umkehren zu dürfen, ja den unaufhaltsam rinnenden Sand zu völligem Stillstehen zu bringen. Es war doch das bangende Gefühl in beiden überwiegend; die lange einsame Fahrt konnte es nur verstärken.

Endlich scholl der Ruf: „Station Kapfenberg!“ in des Künstlers Ohr. Während ein Theil der Passagiere in's Freie drängte, andere die leer gewordenen Plätze eroberten, Thüren klappten, Glocken läuteten, Abschieds- und Willkommenrufe durch einander klangen, während dessen beschrieb Brandt in Eile ein Blatt, übergab es dem Stationswärter, damit es auf desfallsige Nachfrage einer Reisenden des nächstfolgenden Zuges überantwortet werde, und eilte dann feldein. Er athmete auf, als er wieder festen Boden unter sich fühlte, als das rauschende Wasser des Einödthales an seiner Seite Hämmer und Mühlen trieb, als er den wohlbekannten Duft der frisch gesägten Fichtenbretter einathmete, als er die zitternde Luft über den hohen Schmiedeessen gewahrte, hinter welcher der ernste Tannwald in unfreiwilliger Bewegung

erbebte. Auf der alten Burg, unter dem Lorettokirchlein, saßen, hinter Fichten und Buchen versteckt, blasende Waldhornisten und das Echo trug ihnen von allen Seiten die freigiebig in die Luft gestreuten Jagdklänge und Tanzweisen wieder zu. Ein rothwangiger, wohlgenährter Pfarrer in Hemdärmeln spazierte durch seine Felder und überwachte den bei der Grummeternte mit beschäftigten Hülfsprediger, wohl auch die eigene schmucke Schwester, welche mit dem Rechen zwischen dem Gesinde schaffte. Am Wege saß ein alter Bettler, welchem die vorüberziehenden Wallfahrer Kupferkreuzer in den metallgefütterten Filzhut warfen.

Zwischen hohen Kastanien und Pappeln, umgeben von Scheuern, Ställen, Gärten und Feldern, lag behaglich hingestreckt ein breites, schindelgedecktes Herrenhaus. Die blauen Gardinen bewegten sich im schwachen Nachmittagswinde. Ein Gimpel im Fenster des ersten Stocks pfiff das alte Lied: „Freut euch des Lebens.“ Dazwischen klangen Töne eines Flügels, und näherbei, in einer Laube unmittelbar neben der Landstraße, war eine weibliche Stimme zu vernehmen, welche zeichnenden und stickenden Zuhörerinnen vorlas. Kinder spielten zwischen üppig wuchernden Rosen. Junge Kätzchen umkletterten und umsprangen eine im Schatten wohlig hingelagerte Katze und ließen sich durch die leise abwehrende Tatze nicht in ihren Schelmereien stören. Ein halb erblindeter Hund, den Ausdruck behäbigster Sorglosigkeit in Miene und

Haltung, lag im Grase, den Kopf auf den Vorderpfoten am Boden.

Eingefriedet! Das war das Wort, welches auf des Wanderers Lippen schwebte, als er stehen blieb und dieses glückliche Bild in seine Seele zog. Eingefriedet! Aber der Gimpel pfiff wieder aus seinem Käfich herab: Freut euch des Lebens! und der Gedanke, daß eben ein Gefangener ihm diese Weise zurufen mußte, mahnte den Lauscher unsanft an die täuschenden Außenseiten des Lebens und trieb ihn auf seiner Wanderung vorwärts.

Er war eine Zeit lang gegangen und hatte oft den Zuruf heimkehrender Wallfahrer: „Schön Gruß aus Mariazell!" dankend erwiedert, als die einsamer werdende Straße und die enger zusammentretenden Bergwände seinen Gedanken wieder eine quälendere Richtung gaben. Eine blinde Bäuerin begegnete ihm, welche mit tastendem Stabe, allein und kaum einer Leitung bedürftig, von einer Wallfahrt nach Wildalpen heimkam. Sie ging, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend, an ihm vorüber, und er mußte lange in Gedanken ihr nachblicken. War's ihm doch, als finde sie, die Blinde, ihre Straße sicherer als unzählige Sehende, er selbst unter ihnen.

Er setzte sich auf einen Stein, der über den ungestümen Thörlbach hinausragte, und versank in Nachdenken. Holzblöcke schoßen an ihm vorüber oder blieben zwischen den im Strome umher gestreuten Steinen ein=

geklemmt sitzen. Unter und über diesen Eingeklemmten schäumte das Wasser zornig dahin; die andern Blöcke fing der tiefer unten am Bache wohnende Köhler für seinen Meiler auf und verkohlte sie für den Dienst der Schmelzöfen. War die leidenschaftliche Hast des Stromes ein beängstigender Anblick, so engte das willenlose Schicksal des Holzes noch mehr die Brust des Beschauers ein. Er wendete sein Auge auf das andere Ufer, wo Blumen in frischer Farbenfrische im Winde nickten und ihr flüchtiges Spiegelbild im Wasser grüßten. Aber eine alte Frau, welche am Bachrande Futter schnitt, rückte mit ihrer unbarmherzigen Sichel immer mehr in die Nähe der fröhlichen Blumen, und während er noch dem wechselnden Spiegelbilde im Wasser nachschaute, fraß die Sichel auch diese sorglosesten aller Naturkinder.

Es wurde ihm immer düsterer um's Herz. Er stand auf, schritt fürbaß und legte den übrigen Theil des Wegs fast ohne aufzublicken zurück. Seine Straße ging durch's sogenannte „Thörl“, an der Ruine Schachenstein vorüber, wo sich der Umblick weitet und bald die Thurmspitze des Aflenzer Kirchleins über die saatbestellten Hügel hinausragt. Im fernen Vordergrunde zeigen sich die in dieser Jahreszeit noch oft mit Schnee bedeckten Spitzen der steirischen Hochgebirge.

Erst während der nun folgenden flüchtigen Rast in Aflenz fiel ihm ein, daß zwischen ihm und Elzbieta die Einzelnheiten dieser Bergwanderung nie mit Genauigkeit

besprochen worden waren. Er hatte allenthalben Botschaft zu hinterlassen und Vorkehrungen zu treffen verheißen, und so würde sie binnen einer Stunde ihn im Wagen überholen können. Aber daß sie sich für die Nacht seinem Schutze auf der Alm anvertrauen mußte, dieser Umstand war nicht erwähnt worden, und es drückte ihn plötzlich wie eine schwere Schuld, daß sie vielleicht nicht ahne, bis zu welchem Grade Beide sich dem einzigen, dem inneren Halt überantworteten.

Er hatte den grauköpfigen Führer an der Wegscheide aufgestellt, damit die Ankommende nicht erst in den Ort hineinfahre und nur den alten Doktor dort einkehren lasse. Wenige Zeilen, die dem Führer zur Aushändigung übergeben waren, baten die Leserin, ohne Verzug dem Vorausgewanderten zu folgen. Aber jenes Bedenken führte den letzteren noch einmal zu der Wegscheide zurück. Er ergänzt den Inhalt des Zettels durch einen Zusatz, welcher ihr nochmals die Wahl frei stellte, da ihr Vertrauen zu ihm nicht blind sein dürfe — dürfe.

Erleichterten Muths stieg er nun eine halbe Stunde Wegs vorauf und lagerte sich jenseits der sogenannten Fadelau, auf seinen Wettermantel hingestreckt, im duftigen Gebirgsgrase.

Vor ihm ausgebreitet lag das bunte Mosaik der Thallandschaft: goldene Kornfelder, grüne Haferfelder, weite saftige Kleetriften; dazwischen kleine Eichenkampe, silberstämmige Birkengehölze, schwarze Fichten, Ausläufer

der mit Nadelholz bedeckten Gebirgskegel, welche den Thalgrund umrahmten. Glitzernde Bäche schlängelten sich in fröhlicher Freiheit bald hier, bald dorthin, liehen ihre Kräfte den Mühlen und anderen Betriebswerkstätten, die sich auf ihren Ufern angebaut hatten, und stäubten dann nach abgethanem Geschäft um so ausgelassener und trotziger über die ihr Bette verengenden Steinrutschen und Baumwurzeln dahin.

Aber schon drang das Geräusch der Thäler kaum noch in hörbaren Lauten herauf. Der pfeifende Schrei der jungen Geier, das Schnalzen eines Nußhähers, der Ruf des oben und unten gleich heimischen Kuckucks, das Krähen der Nebelkrähen in der Verfolgung eines Falken begriffen, von Zeit zu Zeit der Glockenklang eines weidenden Almviehs oder der jodelnde Sang eines hütenden Geisbuben, das waren die spärlichen Laute, welche das horchende Ohr erhaschte. Von der nackten Kalksteinwand zur Rechten des Gelagerten rollte hin und wieder ein klingendes Steinchen herab, äsende Gemsen verrathend, welche, dem Auge nicht erkennbar, im Abendsonnenscheine hoch oben im Gestein umher kletterten und das bröckelnde Steinchen losgetreten hatten. Wie zu einem Punkte zusammengeschrumpft, bewegte sich an den wenigen leidlich gangbaren Stellen der Bergwand ein Etwas, muthmaßlich ein Mensch, etwa ein armer Wurzelgraber, der nach Edelweiß, Fingerkraut, Speik — nach Patschuli suchen mochte. Er ahmte von Zeit zu Zeit den

gellenden Pfiff der Gemsen nach und schien die Steinbröckler in der Höhe zu necken, ohne sie doch täuschen zu können. Aber das alles war fern, fern, kaum dem Ohr vernehmbar, kaum dem Auge wahrnehmbar. Es gehörten jagdgeübte Sinne dazu, um den Punkt zu entdecken, um den Pfiff und das Steinbröckeln zu erkennen. Brandt entdeckte und erkannte sie. Auf's Gebirgsgras hingestreckt, fühlte er, wie nah er ehemals der Natur gestanden, wie weit er von ihr abgeirrt war, wie vieles sich schon wieder in ihm verwandelt habe, seit er den Duft der Alpenfrische athmete.

Einige Zeit lang blieb er im Anschauen des bunten Blattes Naturlebens versunken, das vor ihm aufgeschlagen lag. Sein farbenbedürftiges Auge weidete wie ein Wesen, das dem Polarwinter und seiner Eintönigkeit entflohen ist, auf den sonnigen Matten und an den, vom Himmelslichte durchglühten Gebirgswänden. Hier steigerten sich die gelblichen Kalktinten der wetterzerschlissenen „Berggemäuer" bis zum gesättigten Orange; daneben warf eine lange, in's wolkenlose Blau emporragende goldumsäumte Steinpyramide ihre Azurschatten über den braungrünen Wald. Ein kleiner blitzender Punkt auf dem fernen Wasser — wahrscheinlich der Widerschein einer das Sonnenlicht spiegelnden Fensterscheibe in der anstoßenden Mühle — zitterte wie ein Quecksilberkügelchen in der Mitte des farbenreichen Bildes und zog den frei sich ergehenden Blick immer wieder nach der Seite

des Baches hinüber. Welche Pracht, welche Verschwendung, welch tiefinneres Schönheitsgesetz in diesem Schauspiele, das sich Tag für Tag in wechselndstem Erfindungsreichthum wiederholte, unbekümmert um die Zahl und die Empfänglichkeit der Zuschauer, vor Gemsen, Rehen, Eichkätzchen, Geiern und Adlern, vor arbeitsgebückten Ackerleuten, kohlenstaubblinden Köhlern, vor Holzknechten, denen die lastende Axt den Nacken krümmt, vor Wurzelgräbern und Pilzesammlern, deren Augen am Boden haften! Und er lag da, bevorzugt vor diesen allen durch weit offenen Blick, durch Verständniß der einzelnen Accorde dieser großen Licht- und Schattensymphonie, durch die früh geweckte Gabe des in sich Aufnehmens und Verarbeitens mächtiger Natureindrücke; bevorzugt vor diesen allen lag er da im duftigen Gebirgsgrase, der Künstler, inmitten seiner großen Lehrmeister, er, der ewig lernbegierige Schüler, und doch — wie schien ihm jener Andern Loos beneidenswerth!

Als eine Wolke sich vor die sinkende Sonne lagerte und ein kühleres Wehen durch die Luft strich, senkte er den Blick und kehrte sich dem dunkeln Schmerzgefühle zu, das ihn selbst in dem eben empfundenen Entzücken nicht losgelassen hatte. Vor seinem Geist standen die zwei um seine Ruhe kämpfenden Frauenbilder. Das eine hob die Hand empor, wie um zu sagen: „Tritt nicht die Flamme aus, die Du in mir entzündet! Du weißt nicht, in welche Räuberhände ich fallen könnte! Verwirf mich nicht!“ —

Das andere Bild streckte beide Hände tastend vor sich in's Leere, als wolle es ihn verklagen, aus Flurengrün und Waldesschatten es herausgerissen und im Kandelaberglanze des Stadtprunkes geblendet zu haben, um seine Hand ihm grausam zu entziehen, nun es geblendet irre ging.

Es war die Marizibill seiner früheren harmlosen Zeit, die so zu ihm redete, die gute Genossin seines bescheidenen Daseins, wie die Gebirgsumgebung sie ihm wieder in's Gedächtniß gerufen hatte, nicht die herbe Balldame mit dem Donna-Diana-Lächeln. Aber ihr gegenüber stand die zauberhafte Fremde, deren freies Wahlrecht ein tyrannischer Vater mißachtet und vereitelt hatte, die ihren Stolz aus einer gezwungenen Verbindung hinüber rettete in ein zielloses, nichts besserndes Wanderleben, die inmitten des Rausches der wieder gewonnenen Ungebundenheit, inmitten entnervender Einflüsse und gefühlverwirrender Beispiele einen unverletzten Kern des Guten und Gediegenen in sich geborgen hatte, welcher jetzt, im vollen Keimen begriffen, dem Verkümmern, wenn nicht dem Verwildern preisgegeben werden sollte; die zauberhafte Fremde, die in seiner Brust eine Gluth entzündet hatte, von deren Möglichkeit ihm selber erst durch sie eine Ahnung aufgegangen war. Unlösbarer Knoten, unentwirrbare Verknüpfung!

Hatte er ganz richtig beobachtet? War die Fürstin Demikloska wirklich wie ein weißes Schneeglöckchen aus

dem Boden ihrer Umgebung hervorgeschossen, ohne ein Stäubchen schwarzer Erde an den blendend saubern Blättern? Hatte sie den Weg, den so wenige, ohne zu straucheln, gehen, völlig unversehrt zurückgelegt, gleichsam das in die Löwengrube gefallene Kind, an welches die erstaunten Bewohner der Grube nicht zu rühren gewagt hätten? Ein minder von Natureindrücken erfülltes Auge hätte in ihren belebten, unsteten Zügen anderes gelesen, wenn auch nichts, das der Gang ihrer Entwickelung nicht erklärte, ja rechtfertigte, mehr Gluth als Tiefe, mehr Heftigkeit als Hingebung, mehr Rausch als innerste Begeisterung, mehr romantischer Zug nach Ungewöhnlichem, Gewagtem, Verwegenem, als bewußtes Abwenden vom Gewöhnlichen, weil es flach, vom Gefahrlosen, weil es die Straße träger Naturen, feiger Geister, führungsbedürftiger Nullen war. Sie liebte den Glanz, ohne sich blenden zu lassen; sie hatte in gestickten, golddurchwirkten Windeln die ersten Athemzüge gethan und ihr war jene Gewohnheit der Pracht und des üppigen Daseins geblieben, die in den höchsten Gesellschaftsschichten so wenig Verletzendes hat und die Haltung doch so beengt, wenn nur eine einzige Stufe von dieser glänzenden Höhe hinab geschritten werden soll. Inmitten eitler, leichtfertiger, huldigungsbereiter Männer hatte der Ernst, die Zurückhaltung, der widerstrebende Kampf des Künstlers ihrem raschen Geiste eine Welt von neuen Ideen öffnen müssen. Unvermerkt war das Gute

in ihr immer mächtiger in die Kreise dieses fremden Gestirns hinüber gezogen worden. Ihr schwankendes Wesen hatte sich gefestigt. Sie fühlte einen Einfluß bedeutender Art, bedeutend durch die empfängliche Seele, welche sie diesem Einflusse entgegenbrachte, bedeutend durch die Offenbarungen der Kunst, welchen sie bis dahin ohne tieferes Verständniß gelauscht hatte. Dazu gesellte sich eine Furcht vor der Möglichkeit, daß ihre Wege sie früher oder später, ohne das Glück, das nur die freie Wahl bereite, gefunden zu haben, müde und gebrochen dahin zurück führen könnten, von wo sie sich im Gefühle des erduldeten Zwanges freiheitstrotzig abgewendet hatte. Ihr Stolz empörte sich gegen diese Möglichkeit und ihr richtiges Empfinden sagte ihr, daß die ihr gewährte, wie sie glauben mußte, unbegrenzte und aller Aufsicht baare Freiheit die Aechtheit der Zuneigung eines Mannes, welcher diese Freiheit ihr zugestehen konnte, mehr in Frage stellte als bethätigte. Sie hatte diesen Vorwurf in ihrer Seele schon in demselben Augenblick erhoben, als die Hochherzigkeit des Zugeständnisses ihr Herz mit Empfindungen der Dankbarkeit zu belasten drohte, und sie hatte sich den Vorwurf wiederholt, so oft der Blick in die pflichtenlose Lebensöde, welche vor ihr lag, sie mit Hoffnungslosigkeit und Müdigkeit erfüllte.

Nun gipfelte der Sturm der letzten Wochen in dem unbekannten Etwas, das ihr bevorstand. Vor dem überirdischen Bilde, das sich ihre Phantasie davon ohne klare

Anhaltspunkte erschaffen hatte, war die Fähigkeit zurückgetreten, die Worte: Scheiden, Losreißen, völliges Verzichten, nur zu fassen. Eine Menge edler Entschlüsse umrankten wie Immortellengewinde dieses unklare Bild. Es lag in dem durchkämpften Zeitraume, welcher seinem Abschlusse entgegen ging, so vieles, was ihr als Neues, Unbegriffenes, Niegeahntes erschien, so viel Ernst, so viel Bändigung, so viel Strenge — ihrem Naturell so fremd wie ihrer bisherigen Lebensanschauung — daß sie mehr die spannende Unruhe vor dem von anderer Hand zu lüftenden Vorhange empfand, als die Bangigkeit der selbst am Spiele Mitbetheiligten.

Dieses traumartige Gefühl hatte sie nicht losgelassen, seit sie, mit dem Edelweiße belehnt, auf ihrem Abschiedsballe, einer Nachtwandelnden gleich, sich sprach- und willenlos den Verschlingungen des Tanzes fügte; es hatte sie nicht losgelassen während der Vorbereitungen zur Reise, während der Fahrt selbst, während der dann folgenden Gebirgseindrücke, denen sie sich, neben dem alten Arzt sitzend, in aller Unbefangenheit vermeintlicher Unbewachtheit, hingab; es hatte sie nicht losgelassen, als der grauköpfige Führer nun wirklich an der Wegscheide stand, ihr das Blatt übergab, den alten Herrn in den nahen Ort zu schicken bat und in seiner unverständlichen Gebirgsmundart von der nicht „zuwidern"[1]) Witterung, von dem schon „aufi"[2]) gegangenen „flet-

[1]) Ungünstig. [2]) Oben hinauf.

schernen"[1]) Herrn und von ihrer eigenen „gambleten"[2]) Person redete, für die es noch eine kuriose „Fretterei"[3]) abgeben werde. Es hatte sie nicht losgelassen, dieses traumartige, willenlos sich gebende Gefühl, von welchem sie in ihrem Leben bisher immer nur auf flüchtige Augenblicke berührt worden war, und sie war mitten in diesem traumartigen, lächelnden Rausche, als der im Grase ruhende Künstler, aus seinen Gedanken an die beiden Frauenbilder aufgescheucht, das eine der Bilder, die schöne Polin selbst, im ungewohnten, leichten Reiseanzuge neben sich erblickte und, auf seine Füße springend, beide Hände ihr entgegen streckte. Sie sprach kein Wort, aber ihr Gesicht sagte, wie einer Frage begegnend: „Da bin ich! Konnte ich anders?"

Und dann erst die wunderbare Schönheit der vor dieser offenen Wegstelle ausgebreiteten Landschaft gewahrend, schlug sie die Hände überrascht in einander und stand mächtig ergriffen schweigend da, als scheue sie den Klang ihrer eigenen Stimme.

So, ohne andere Sprache als die des entzückt um sich schauenden Auges, des lächelnden Mundes, des federleichten Ganges, Bürgen der inneren wonnigen Erregung — so ging es nach langem stummen Umblicke bergauf, bergauf nach der Senne.

[1]) Leichtfüßig. [2]) Hübsch. [3]) Plackerei.

Des Doctors letztes Kapitel.

In seinem eigenen, etwas fremdartigen Deutsch.

—

Ein altes, böses Wort sagt: „die Nacht ist keines Menschen Freund.“ — Wer hat's ersonnen, dieses alte, böse Wort? — Schwerlich ein Kopf, dem noch die Jugend ans den krausen Locken guckte. Er hätte Besseres ihr nachzurühmen gewußt. Ein kalter, verständiger Kopf muß das Wort erfunden haben, einer, der sich vor dem lebendigen Weben der Phantasie fürchtet, wie es die einbrechende Nacht herauf beschwört, vor dem Wachsen der Sinneseindrücke im abendlichen Dämmerlichte, das alles Maaß verändert und jede Schranke verrückt, vor den Gespensterbildern, zu denen sich Baum und Strauch und Berg in ihrer schwindenden Formendeutlichkeit umgestalten; ein Kopf, der nicht den Reiz des Grauens gelten läßt und selbst um den Preis des nie zum Licht Geschaffen-worden-seins die erste Paradiesesnacht verwünscht.

Seitdem hat es die Nacht mit dem Sterne über der Messiaskrippe gegeben, und dem Ostermorgen ist die Nacht der Auferstehung voraufgegangen. Aber das alte, böse Wort ist nicht verklungen.

Und freilich mag zu ihm schwören, wer, ein Feind

des Glückspiels, den dunkelen Gewalten abhold ist, welche Nachts unter allerhand Trugbildern den Menschen umschleichen und ihn aus halb zugedecktem Lottobecher die Treffer oder die Nieten in blinder Wahl ziehen lassen; es mag zu ihm schwören, wer dem Volke der Hexen nicht zu begegnen liebt, die da in allerhand lieblichen Vermummungen Nachts ihr Wesen treiben, bald als Helena den armen Paris in ihre Netze lockend, bald als Hero den liebeberückten Leander zum Kampfe mit Sturm und Meeresungestüm aufreizend, bald als Julie den sehnsuchtskranken Romeo in hoffnungsloses Liebesleid verstrickend.

Aber all der schlimme Hexenspuck trägt dem poetischen Füllhorn der Nacht nur neuen Ueberfluß zu, und so mag die Nacht denn gepriesen sein, trotz jenes bösen alten Worts, gepriesen um alles Glückes willen, das sich nicht in das gelbe Licht des neidischen Tages wagt, und das sich ihrem schützenden Dunkel vertraut.

Ueber die Alm hat die Nacht ihre Fittige gebreitet; die Sterne sind heraufgezogen. Oberhalb der Almhütte, welche den freiesten Blick in's Gemsgebirge bietet, stehen sie in goldener Mannigfaltigkeit: der ehrwürdige Siebenstern, der geschlängelte Drache, die Leier, deren Klingen noch keine Nacht vernahm, wie sie den Athem auch anhalten mochte, um zu lauschen. Es liegen auf dem weiten Almboden rings die Hütten der Schwaigerinnen verstreut, aus rohen Steinen zusammengefügt, mit Schindeln

und Felsstücken bedeckt, unscheinbar, schmucklos, mit vergitterten Fenstern und verriegelten Thüren, hie und da ein Krautgarten daneben, auch wohl ein Stadel für's Heu oder für's Vieh, wenn's nicht mit der Schwaigerin unter'm selben Dache Raum hat. Von Zeit zu Zeit brummt der Stier, brüllt eine Kuh, blökt ein Kalb, oder der Hahn hat seinen Standort verändert und thut's krähend den eigenen Hennen und den Nachbarhennen kund. Dazwischen grunzt wohl ein träumender Weißzahn und die quikenden Ferkel werden unruhig, weil sie den Morgen schon herangekommen wähnen. Aber dann schweigt wieder Alles, ganze Stunden lang, und wer während solcher Pausen von einer Hütte zur anderen schliche, würde nur das Schnarchen der Schwaigerin in ihrem hochgethürmtem Bette nahe am vergitterten Fenster vernehmen und vielleicht, wenn er scharf horchte, das Picken des Nürnberger Ei's, der grobzeigerigen, laut hämmernden Taschenuhr, welche selten in den Sennhütten fehlt, wie wenig auch die Almluft ihre willkürlichen Zeitangaben zu regeln und über das Maaß bloßer Zeitvermuthungen hinaus zu bringen im Stande ist.

Auf dem Heu desjenigen Stadels, welches zur Mürzel-Sennhütte mit dem freien Blick in's Gemsgebirge gehört, schnarcht ein tieferer Baß. Der grauköpfige Führer hat sich dort nach eingenommenem Abendbrode zur Ruhe gelegt; es stört ihn nichts in seiner erträumten Gemsjagd, zu der er bei jedem Nachtlager im Almheu zurück-

kehrt, wie lange er auch schon den Heckenjäger abgeschworen und den Geschmack des letzten Wilddiebbratens vergessen hat.

Die den Wanderern zur freien Benutzung abgetretene Hütte neben dem Stadel ist leer bis auf das unter gleichem Dache schlafende Vieh. Die blauäugige Mürzel ist nach beendigtem Sterzkochen, Milchkredenzen und Rosoglionippen — sie that freilich einen herzhaften Zug — aus ihrer Hütte fort und zur Nachbarin gewandert, in deren Heu sich's nicht schlechter ruht als in dem Heu des gewesenen Wilderers, wenn ja die Nachbarin nicht im Bette Platz machen wollte.

Ihr eigenes Bett hat die Mürzel mit frischer Leinwand überzogen, und wer nicht allzu feine Haut hat, wird schon die kitzelnde Grobheit der Leinwand verschlafen. Ehe sie fortgegangen ist, hat sie mit dem Kienspahn umhergeleuchtet, den Tannentisch zurecht geschoben, die Bank auf die Seite gerückt und vor dem Crucifix im bilderbeklebten Stubenwinkel ihren Abendsegen hergesagt. Den sauberen Kamm ließ sie auf dem Fensterbrette liegen, den Pferdehaarbüschel daneben; die Nachbarin wird ihr schon aushelfen. Ein kleiner Spiegel in bunten Papierrahmen hängt unter dem Crucifix. Getrocknete Almkräuter, Fingerkraut, Stierkraut liegen auf dem Bord; nahebei ein prophetischer Kalender, ein leeres Rosogliofläschchen, die am letzten Samstag vergessene Pfeife des Schmiede-Seppel, ein Wunderbild,

das gegen Viehkrankheit hilft, ein Paar Sonntags-Bund-schuhe, ein frisch gestopfter weißer Sonntagsstrumpf, Nähzeug., und was sich sonst nicht mehr in die bunt beblümte Zeuglade, drüben neben Bett und Ofen, hinein-zwängen ließ. So eng die Stube ist, sauber genug nimmt sie sich aus, und die Mürzel ist um ihrer Stube willen mit öfterem Besuch begünstigt, als die meisten anderen Schwaigerinnen auf der weiten Alm.

Nach hinten liegt die jetzt verschlossene Milch- und Schmalzkammer. Der rußig schwarze Herd bewacht den Eingang der Hütte, doch pflegt der Rauch, für den kein Schornstein aus dem Dache herausgewachsen ist, sich lange Zeit in allen Ecken des Baus herumzutreiben, ehe er sich entschließt in's Freie hinaus zu ziehen. Ein Theil des Dachraums ist zum Heuboden eingerichtet. Es führt eine Leiter hinauf. Wer müde ist, wird auch dort Schlaf und Erquickung finden.

So haben die Wanderer bei ihrer Ankunft auf dem Almboden die Mürzelhütte sich abtreten lassen, und wenn ein Lichtspahn zur Hand wäre, ließe sich bis in die letzten Winkel hinein alles das nachweisen, was die Mürzel vor ihrem Einschlafen sich mit Stolz als den wohlbe-stellten Inhalt ihrer Hütte hersagte. Jetzt ist's dunkel drinnen und weder Tisch noch Bank, höchstens das frisch überzogene Bett lassen sich im hereinleuchtenden Sternen-licht erkennen. Dunkel und still ist's in der Mürzel-hütte, denn die Nacht hat ihre Fittige über die Alm

gebreitet; die vereinzelten Tannen, welche der Wind in dieser Höhe noch am Leben ließ, scheinen wie finstere Riesen dazustehen und in die Thäler hinabzustarren, wo ihre Brüder im glühenden Meiler dahinsterben; die Sterne funkeln unverständliche Geschichten von dem urewigen Räthsel, das sie im Kreise dreht, ohne Unterlaß und, wie sie meinen, ohne Ende; die vermummten Hexen brauen ihre Liebestränke, klinken an ihren Kammerfenstern, winken mit gekrümmtem Finger, spinnen bannende Fäden, stricken Netze aus lockend glänzendem Garn oder gehen mit dem halb verdeckten Lottobecher umher, dem blinden Griffe Treffer und Nieten aus demselben Becher bietend.

Eine dieser Hexen, und sie ist nicht die mindest liebliche, sitzt im leichten Reisegewande auf der niedrigen Bank vor der Mürzelhütte und starrt zu den Sternen empor, die sie nie so groß und hell gesehen hat. Die Hüttenthür steht offen; das Lager ist unangerührt, die Hütte leer. Unter der Bank liegt ein Wanderstock im Grase. Ein Wettermantel, welcher neben der einsam Wachenden auf der Bank liegt, verräth, daß der Sitz neben ihr besetzt gewesen ist. Der Nachtwind thut sich auf. Er kündigt sich in den finsteren Tannen an, die grollend auf die Meiler im Thal hinabblicken; er rauscht heran und wirft sich in die schwarzen Haarringeln der einsam Wachenden. Sie drückt sich tiefer in den Schutz ihres Reisetuchs und heftet das Auge wieder auf die funkelnden Sterne.

Seitab, zwei Flintenschüsse weit von der Mürzelhütte, schwatzt die Brunnenröhre, aus welcher eiskaltes Quellwasser dem Teiche in des Almbodens Mitte zuströmt. An der Brunnenröhre steht eine Gestalt und fängt in irdenem Kruge das eiskalte Wasser auf. Aber der Krug ist längst gefüllt; das Wasser sprudelt nach allen Seiten über; es scheint, der Mann an der Brunnenröhre hat vergessen, daß durstige Lippen auf sein Heimkommen warten. Es scheint, ihm sagt eine Ahnung, daß er dem Lottobecher nicht entgehen wird, kehrt er vor dem Morgen zurück, wie sehr er auch die guten Geister in sich beschwöre. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Auf der einen Seite steht ein Gelübde, steht ein trotzig eiserner Wille, steht ein Frauenbild, aber ein schon längst wieder verschleiertes, bis zur Unkenntlichkeit verblaßtes. Auf der anderen locken alle Stimmen der Nacht, der Liebe, des süßen Geheimnisses, der Jugendgluth, locken die beredten Zungen der in leichter und genußsüchtiger Umgebung empfangenen Eindrücke, lockt so manches wonneseelige und liebesingende Dichterwort, das aus dem Brunnen des Gedächtnisses wie frische, lautere, untrügliche Labe heraufquillt; und er hört im Geiste die berauschende Tanzweise des Abschiedsballes: die Zeit hat Schwingen! und das hindurch tönende Losungswort: die Gegenwart allein hat recht! Wage, glücklich zu sein, und du bist's!

Er wird den ungleichen Kampf nicht bestehen, der

Mann dort an der schwatzenden Quelle; er tastet schon nach dem überrinnenden Kruge und der Griff in die unsichtbare Glücksurne ist im Geist schon geschehen.

Aber während er dem Verhängnisse entgegen geht, hat die einsam Wachende ihren Sitz im Nachtwinde verlassen. Ein Sturm ist in ihrer Brust erwacht, der mit jedem Athemzuge an Heftigkeit zunimmt, und die Sporen des Stolzes jagen ihre Leidenschaft wild im Kreise umher! „Er ist entflohen — ich bin verschmäht, verworfen!" Jäh wie der Gedanke ihr durch's Herz schießt, ist sie aus dem süßen Dämmern liebeskranken Ahnens, sehnenden Abwehrens empor geschreckt worden. Verschmäht, verworfen! Das Blut glüht in ihren Wangen; es pocht fieberentzündet in ihren Adern, es hämmert in jedem Pulse. Verschmäht, verworfen! Gäbe es einen Abgrund, um sich hinabzustürzen, um vor sich selber zu entfliehen, um in Nacht und Finsterniß zu begraben, was da dem Brandmal preisgegeben wurde: Verschmäht, verworfen!

Ihre Füße haften nicht mehr am Boden. Sie haben sich zur athemlosen Flucht gewendet, gleichviel wohin, fort, fort, in Nacht und Felsenwildniß hinaus! Die Büsche zerreißen ihr das Kleid, Baumstümpfe verwunden sie mit Astresten und Splittern, sie strauchelt, sie fällt, sie rafft sich wieder auf: fort, fort, dem Abgrunde zu! Verschmäht, Verworfen!

Zusatzkapitel.

Nach zehn strengen Wintern.

Und wieder war die Sonne eines warmfeuchten Junitages im Untergehen. Goldene Wolken spiegelten sich in der ruhig dahin gleitenden Weichsel. Niedrige Schiffe mit hohen Masten lagen hinter den Waarenhäusern der geschäftigen Hauptstadt Polens. Ueber die lange Brücke, welche Warschau und Praga verbindet, ging es emsig hin und her. In den prächtigen Baumgängen von Ujazdow lustwandelte, ritt und kutschirte die feine Welt. Um das Wasserbecken hinter dem Schlosse Lazienki spielten Kinder, hockten buntgekleidete Ammen, alte Mütter, kümmerliche Invaliden. Junge Studenten träumten vor dem Steinbilde des großen Königs von dem Glanze des ehemaligen Polens und begeisterten sich in den Gedanken an seine dereinstige Auferstehung. Es war die schöne Stunde, wo die Tagesthätigkeit ihren Posten räumt und durch die berechtigte Rast, die Lust am fröhlichen Ergehen und Aufathmen, abgelöst wird, wo das Auge sorgloser und mehr mit Gefühls- als Verstandesblicken um sich schaut, wo die Lippe lieber lächelt als schmollt und sich gern zu trauter Wechselrede öffnet.

Unweit des Parks von Lazienki, in einem Schloß-

garten voll schattiger Gänge, blumenüppiger Beete, rieselnder Bachrinnen, plätschernder Springbrunnen, marmorkühler Najaden, in einem weiten Schloßgarten mit dem Blick auf die ruhig dahin gleitende Weichsel, stand ein hochgewachsener, ernster Mann an der inneren Brüstung der Gartenmauer, das hellblaue Auge auf den goldenen Strom gerichtet, die feinen Lippen wie aus langer Gewohnheit des Schweigens geschlossen, die hohe Stirn von mancher Gedankenfalte vor der Zeit gefurcht, in dem dunkelbraunen Haar vereinzeltes Silber. Ein kleines schwarzlockiges Mädchen, etwa neun Jahre alt, schweigsam wie der Vater, dessen Arm sie umfangen hielt, schaute, auf der Brüstung stehend, gleich ihm in den Abend hinaus. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und genoß den Reiz des Bildes doppelt, wie sie glaubte, weil sich's ihr im schrägen Sehwinkel bot.

An der nämlichen niedrigen Gartenmauer, im duftigen Bereiche blühender Orangenbäume, deren Wurzeln in mächtigen Kübeln steckten, erging sich eine zierlich gebaute weibliche Gestalt, das schwarze Haar aus den blaugeäderten Schläfen gestrichen und von einem goldenen Netze im Nacken festgehalten, ein graues Kleid aus leichtem feinem Gewebe mittelst einer golddurchwirkten Schärpe um die Hüften lose zusammen gefaltet, den weißen Hals ohne Schmuck, die Hände ohne Ringe. Ihre Wangen waren leicht geröthet, wie nach langer

Zeit zum ersten Mal. Ihr dunkles Auge blitzte und die geschweifte feine Braue zuckte, indem die Lustwandelnde, welcher ein gebückter alter Herr zur Seite ging, sich bald zu diesem wendete, bald Orangenblüthen pflückte und in den feinen Fingern zerrieb.

„Sie haben etwas dabei im Sinn gehabt, Doctor," sagte die Begleiterin des alten Herrn. „In Ihren Jahren reist man gern gemächlich. Wenn Sie die Nacht diesmal zu Hülfe nahmen, so war ein anderer Grund der Störenfried Ihrer Ruhe, als der, den Sie angeben: Heimweh nach dem Schlosse Demikloski."

Der gebückte alte Herr sandte einen Blick seines lauschenden braunen Auges unter dem natürlichen Augenpolster nach der Seite seiner schönen Begleiterin. „Ich bin an diesem Kalendertage gern auf meinem Posten," sagte er endlich. „Seit zehn Jahren hab' ich's strenge durchgeführt. Die wenigen Jahre, die mir noch vergönnt sind, sollen mich nicht säumig finden."

Die Fürstin Demikloska sann einen Augenblick nach, dann drückte sie ihm die Hand, in welcher sie, um ihr Gefühl nicht zu verrathen, eine Orangenblüthe zurückließ. „Erquicken Sie sich am Duft, Doctor," setzte sie lässig hinzu; „es sind die letzten Blüthen."

Der alte Herr unterdrückte einen Seufzer. „Hoffen wir, daß es nicht die allerletzten sein mögen," sagte er, und die Fürstin wendete sich, während beide schweigend weiter schritten, ein paar mal beobachtend nach seiner

Seite, als forsche sie, welchen Sinn er mit den Worten verbinde.

Sie waren eine Weile so fortgewandelt, als die Fürstin das Schweigen brach. „Ich habe Ihnen meine Gedanken noch nie verbergen können," sagte sie, „und versuche es doch immer von neuem. Nicht wahr, Sie wissen wieder, was mir auf der Zunge schwebt? Reden Sie mir nur von Ihrer Reise; ich sehne mich zu hören, daß Sie Gutes zu berichten haben."

Der Doctor sah wieder nach der Fürstin hinüber. Es schien ihm eine Veränderung an ihr aufzufallen, und indem er auf die schwache Röthe ihrer Wangen deutete, sagte er: „Das haben wir seit Jahren nicht zu sehen bekommen. Es ist wirkliche Gesundheitsröthe, nichts Fliegendes, Angewehtes. Wer hat mir während meiner Abwesenheit in's Handwerk gepfuscht? Ich möchte ihm die Hand drücken." — „Sie sollen von ihm hören," erwiederte die Fürstin. „Zuerst aber eine kurze Frage und dann sogleich Ihr Reisebericht — keine Gegenfrage, nichts Aehnliches. Blicken Sie ein wenig auf die andere Seite. So recht."

Sie blieb vor einem dickbelaubten Orangebaume stehen und fragte dann bewegten Tons, indem sie den Baum als Schutzwand gegen eine mögliche Kopfwendung des Doctors benutzte: „Erzählen Sie in Ihrem Tagebuche mit Genauigkeit? Hauptsachen, meine ich, wesentlichste Angelpunkte einer Begebenheit, Dinge, denen Sie

nachforschen konnten und nachgeforscht haben; — sind Sie in solchen Hauptsachen gewissenhaft, als beichteten Sie dem heiligen Stanislaus selber?"

Der alte Herr wendete den Kopf nicht um, aber er machte ein verwundertes Gesicht und sagte mit Betonung der Schlußworte: „Gewissenhaft und ohne Menschenscheu, denn ich weiß, daß man bei meinen Lebzeiten die Siegel nicht lösen wird."

Elzbieta schwieg. Sie erröthete. — „Ich habe ein Heft Ihres Tagebuchs gelesen," sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern. „Es war weder versiegelt noch verschlossen. Dennoch, ich weiß es, habe ich einen Vertrauensbruch begangen und ich klage mich desselben an. Als Sie eben fort waren, befiel mich ein Unwohlsein, das mit Erinnerungen zusammenhängen mochte — Erinnerungen, die das Ziel Ihrer Reise aus langem Halbschlafe wach gerufen hatte. Ich hoffte noch von Ihren weißen Pulvern zu finden, die mir so oft geholfen haben. Ich suchte in Ihrem Schreibpult und fand in einem geheimen Fache ein zugenähtes Heft, dessen einzig mir in's Auge fallende Schlußworte mich fast wahnsinnig gemacht hätten. Sobald mein Blut wieder einigermaßen beruhigt war, so daß es mir möglich wurde, die Worte nochmals zu lesen, schnitt ich den schließenden Faden entzwei und las mit tropfender Wimper und zum Zerspringen voller Brust vom Anfang bis zum Ende. Vergeben Sie mir! Keine Macht der Erde hätte mich zu-

rückhalten dürfen. Ich mußte lesen, Alles, Alles, und wenn nur die eine letzte Seite, die meiner Flucht in Nacht und Todesgraus voraufgeht, wenn nur die Schilderung der innern Seelenkämpfe jenes Andern wahr ist, keine bloße Beschönigung, keine dichterische Freiheit, so ward das größte Entsetzen, dessen Schmach mich bisher verfolgt hat, aus meinem Leben gestrichen."

Sie war, während sie mit wachsender Erregung sprach, gegen den Stamm des Orangenbaums gesunken und hielt sich nur mit mühsamer Anstrengung aufrecht. Des Doctors zitternde Hand bot ihr eine Stütze. „Nichts Beschönigendes ist darin," sagte er, „nichts Erdichtetes. Aus seinem eigenen Munde habe ich, als Sie fiebernd in der Hütte lagen, die Wahrheit vernommen, bis in das Innerste erschüttert, gleich ihm. Man hatte mich in einem Sessel beim ersten Morgengrauen auf die Alm hinauf getragen. Sie waren noch blutig von den scharfen Kanten des Gesteins, das Sie im Sturze aufgehalten hatte. Ihre Hände wiesen jeden zurück, der sich Ihnen nähern wollte. Aber mein polnisches Ohr verstand nur zu gut die wiederholt ausgestoßenen Worte, mit denen ich mein Heft schloß und die damals kein anderer Zeuge Ihres Fieberkampfes gefaßt hat... Verschmäht, verworfen!"

„Doctor," sagte Elzbieta und strich die Haare über die Schläfen zurück, „ich danke, ich danke Ihnen! Sie haben nicht gesprochen, Sie konnten nicht sprechen. Es

giebt Dinge, die nicht anders aus Schweigen und Scheinvergessen aufgewühlt werden dürfen, als auf die Weise, welche mich zur Verrätherin an Ihrem Vertrauen gemacht hat. Ein glückliches Ungefähr muß das Wagniß auf sich nehmen, an solchen Dingen wieder zu rühren. Wollte sich der Mund zur Frage öffnen, wollte die Antwort Trost- und Beschwichtigungsgründe zusammensuchen, so wäre die Vernarbung unterbrochen, aber die Wunde nicht ausgebrannt. O, ich habe, während ich Ihr Heft las, geglaubt, vor Schmerz und verletztem Stolze sterben zu müssen, aber als es thränengebadet meiner Hand entfiel, athmete ich auf, wie neu mir selber zurückgegeben."

Sie ließ den Stamm des Orangenbaumes los und blickte mit dem Ausdruck der Beruhigung in's verglühende Abendroth, das sich im Strome spiegelte. Es war als schaue sie erleichterten Herzens den schwindenden Spuren eines für immer überwundenen Lebensabschnitts nach, einer Zeit, welche zehn blühende Lenze ihr mit giftigem Nachtthau besprengt und mit grauen Winternebeln verschleiert hatte, einer Zeit der Stumpfheit, Fühllosigkeit, Abgestorbenheit, einer Zeit des Scheintodes.

Der alte Herr zerdrückte eine Thräne im Auge, als er, ohne reden zu können, das Vernommene mit der auffallenden Verwandlung, deren Zeuge er war, zu-

sammenhielt. Er hatte inmitten seiner freudigen Bewegung das wehmüthige Gefühl, daß ohne eine glückliche Fügung das jetzt so rasch zur Genesung führende Gegengift vielleicht erst an den Tag gekommen wäre, wenn das Uebel bereits sein Opfer gefordert hatte. Er klagte sich an, nicht errathen zu haben, welches Heilkraut allein im Stande war, hier zu helfen. Alt, sehr alt mußte er geworden sein, und schon viel Wasser im Gehirn haben, daß ihm erst jetzt der wahre Sitz der Krankheit offenbar wurde.

Elzbieta errieth, was in ihm vorging. Sie zog ihn an's äußerste Ende der Mauerbrüstung, und dort neben ihn sich stellend und in den ruhig fließenden Strom hinabschauend, bat sie ihn, von seiner Reise zu erzählen, Gutes zu erzählen — Gutes von Brandt von Wahlstadt, Gutes von Marizibill.

Wie lange waren diese Namen nicht über ihre Lippen gekommen! Sie sprach sie jetzt in theilnehmendem Tone und der alte Doctor mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um nicht seinerseits in Wort und Miene die Erregung wieder durchbrechen zu lassen, welche eben erst in Elzbietas Wesen ihre sturmgepeitschten Wellen zu glätten begann.

Er durfte denn wirklich Gutes berichten, Gutes von Beiden. Was ihn noch bei seinen zwei letzten Reisen, welche dem nämlichen Zwecke galten, beunruhigt hatte,

eine übertriebene Menschenscheu des in Natur und Landeinsamkeit zurückgeflüchteten Künstlers, eine krankhafte Vorliebe für düstere Bilderstimmungen, eine bittere Gleichgültigkeit gegen die selbstverschuldete Vernachlässigung Seitens der bilderkaufenden Gönnerschaft — das war diesmal gegen eine wieder frischere und erfolgsfröhlichere Kunstthätigkeit in den Hintergrund getreten. Er sprach mit Begeisterung von Aufgaben, welche seinem Geist noch vorschwebten, von Versuchen gelungener Art, an welche sich Besseres und immer Besseres anreihen solle. In einem seiner Knaben begann eine geniale Natur sich zu offenbaren. Er sah in dem Kinde schon seinen künftigen Meister, und es schien sich in ihm selbst die Zeit ruhiger Wunschbeschränkung anzukündigen, welche mit Dankbarkeit auf das Errungene und unverdient Empfangene hinblickt, dessen Werth so lange über Unerreichtes und Unerreichbares verkannt worden war.

Der alte Doctor sprach mit vorsichtigem Abwägen seiner Ausdrücke. Er fürchtete Elzbietas wundeste Seiten unsanft zu berühren, wenn er eine Leidenschaft als leise verklingend bezeichnete, die in ihrer Brust noch so frische Verwüstungen aufzuweisen hatte. Doch überzeugte er sich bald, daß der von ihrer Seele genommene Druck ihr ein selbstständigeres Gleichgewicht zurückgegeben habe, als er zu hoffen gewagt. Sie hatte bis dahin beharrlich jede Kunde von dem Gegenstande ihrer einstigen Sehnsucht

von sich gewiesen. Jedes von dem alten Arzte angebahnte Ueberbrücken einer langen, unheimlich stummen Zeit war durch ihre hartnäckig ablehnende Kälte vereitelt worden. Gebrochen in ihrem trotzigen Freiheitsgefühle, kraftlos heimgekehrt zu einer Schwelle, die sie im kecken Jugendübermuthe nie wieder zu betreten sich vermessen hatte, war sie gegen ihren ernsten Gatten in einem Zustande der Erstarrung verharrt, den die Geburt ihrer Tochter nur auf kurze Zeit unterbrochen und gemildert hatte. Zum ersten Mal jetzt vernahm sie, daß auch Brandt gelitten, lange gelitten habe. Sie hatte Thränen in den Augen, während der Arzt ihr von seiner Menschenscheu, von der Verdüsterung seines hellen Künstlerauges sprach. Die endliche Wendung zum Guten ließ sie wie erleichtert aufathmen.

„Und Marizibill?“ fragte sie, als der Arzt die Wirkung seiner Mittheilungen abwartete, ehe er ihnen größere Ausführlichkeit zu geben wagte. Auch Marizibill, konnte er berichten, lebte, nach einer langen Zeit der Verschüchterung, sichtlich auf. Es war manches in ihr gereift, das erst jetzt als fertige Frucht dem Blicke erkennbar wurde. Von der völligen Nichtigkeit, zu welcher sie im ersten Erwachen aus Rausch und Taumel hinabgesunken zu sein glaubte, hatte sie sich allmälich in Treue und Anspruchslosigkeit zu innerer Fassung empor gearbeitet. Sie füllte eine große Lücke in des Künstlers Wesen aus,

und die Ahnung, daß sie eine solche ausfülle, begann in ihr zu tagen.

Es fragte niemand nach dem Kammerherrn, und der alte Arzt, der den Planen dieses Mannes ehemals mit der feinsten seiner Sonden nachgegraben hatte, dachte kaum daran, gegen Elzbieta seiner zu erwähnen. Er hatte in Wien nur zufällig des Herrn von Treskow Namen wieder nennen und dabei die schadenfrohe Bemerkung äußern hören, daß er, von einer südwestlichen Brautwerberreise, die er für Serenissimus unternommen, heimkehrend, unweit der Bidassoabrücke mit seinem Wagen umgeworfen worden sei und den Hals gebrochen habe. Spottend hatte man des ihm zum Lohne für die Werbung gewordenen Erlöserordens gedacht, und wie schon eine Ironie des Schicksals darin gelegen habe, da die gute Gesellschaft in der That auf diese ihre Erlösung von ihm nur zu lange gewartet habe. Der Doctor hatte nichts darauf erwiedert, als daß der herzlose Höfling nur ein Tropfen im Meere gewesen sei, und daß man noch lange warten könne, ehe Seinesgleichen aussterben dürften.

Aber was war dem Arzte, was war Elzbieta jetzt der verschollene Höfling? Wärmere Empfindungen, als die mit seinem Andenken verträglichen, erfüllten beide. Ein Schimmer endlich, endlich dämmernden Glücks mischte sich in den zauberhaften Abendglanz, welcher, über den

weiten Schloßgarten ausgegossen, die schattigen Gänge, die blumenüppigen Beete, die rieselnden Bachrinnen, die plätschernden Springbrunnen, die marmorkühlen Najaden mit seinem duftigen Goldstaube überstreute und freundlich die Scheiben des Schlosses durchglühte.

Elzbieta hatte sich zum Gehen gewendet; sie war, von einem Gedanken ergriffen, stehen geblieben, die feine Hand an der Stirne, als wolle sie den Gedanken festhalten, ehe er ihr wieder entrinne. Nach einer Weile wendete sie sich zu dem alten Arzte. „Noch eine Frage, Doctor," sagte sie und sah ihn scharf an: „ist der in Ihrem Hefte mitgetheilte Brief an den — Fürsten Demikloski, an Szymon," setzte sie verbessernd hinzu: „ist dieser Brief wirklich geschrieben worden?"

„Er liegt noch heute in meiner Instrumententasche," erwiderte der Doctor bejahend. — „Der Schein Ihrer Taubheit, Ihrer Blindheit," fuhr Elzbieta fort, „genügten dem Fürsten wirklich nicht? Er ergriff noch andere Mittel, um die Entwickelung meiner Schicksale überwachen zu lassen? Er war selbst in Wien, verkleidet, zu wiederholten Malen — und sah mich, sah — Brandt?" Der alte Herr bejahte.

Sie stützte den Kopf auf die Hand und blickte vor sich nieder. Dann sah sie auf und nach der Seite hinüber, wo der ernste Mann noch mit dem kleinen Mädchen an der Mauerbrüstung stand und gedankenvoll in den

Strom hinabblickte. Es kämpfte etwas in ihr. Zurückhaltung, welche ihr zur andern Natur geworden war, setzte sich gegen die Ausdrucksbedürftigkeit einer mächtig durchbrechenden Empfindung zur Wehr. Sollte sie? — Es zog sie etwas hin und her. Sie stand im Bedenken — sie ging — sie stand wieder. Endlich strich sie das Haar nach beiden Seiten aus der Stirne zurück, suchte in ihrer Tasche nach einem Schlüssel, fand ihn, hielt ihn zögernd und unschlüssig in der Hand, raffte ihre Kräfte nochmals zusammen und entschwand flüchtigen Schrittes in der Richtung des Schlosses.

Der alte Arzt blickte ihr nach. Als ihr goldenes Haarnetz und ihre goldgewirkte flatternde Schärpe im Dunkel des Baumganges seinem Auge nicht mehr sichtbar waren, zog er sein großes Taschenbuch hervor, schlug es auseinander und schob eine kleine Farbenskizze in ein verborgenes Seitenfach des Taschenbuchs. „Marizibills Bild," sagte er vor sich hin, „sanft und einfach, wie sie jetzt wieder ist, und von Brandts eigener Hand mit sichtlicher Liebe gemalt, es hätte vielleicht gewirkt; aber wie? Ein Medikament, wie so viele andere, deren Wirkung wir Aerzte nicht im Voraus berechnen können. Besser, die Natur hilft sich selber, wie sie es hier gethan hat. Da steckt's im Seitenfache und mag darin verbleiben, bis sie mich dereinst in die Gruft hinab tragen. Das moralische Fluidum ist in vollem Siege. Wir wollen's nicht in seinem Laufe unterbrechen."

Der Fürst Demiklоski hatte die eilige Flucht Elzbietas bemerkt. Er war eben auf dem Wege nach dem Arzte, um die Ursache ihrer ungewöhnlichen Erregung zu erfragen, als Elzbieta zurückkam. Sie trug ein rothes Sammtkästchen in der Hand, das vor zwölf Jahren nach einem peinlichen Scheidegespräche versiegelt worden war. Ihre Wangen glühten, ihre Hand, ihre Stimme zitterte; kaum hörbar waren ihre Worte, als sie das Kästchen dem Fürsten hinreichte und ihn bat, die Siegel zu lösen.

Er schien nur halb zu ahnen, was in ihr vorging. Indem er sein kleines Mädchen losließ, öffnete er den geheimnißhütenden Verschluß; der Deckel schnappte zurück und die in düsterer Zeit der Vergessenheit überantworteten zwei Verlobungsringe kamen wieder an's Licht des Tages.

„Wende das Kind ab, Szymon," sagte Elzbieta und streckte ihren Ringfinger dem goldenen Reife entgegen. „Sie darf nicht wissen, daß so viele Jahre über ihr Haupt dahinrollen mußten, ehe wir an diese Siegel zu rühren wagten. Von nun an soll mein Finger Deinen Ring nicht wieder von sich lassen."

Ihre Stimme versagte; er zog die schwankende, von ihrer Bewegung überwältigte Gestalt in seine Arme, und als die kleine Elzbieta sich verwundert und doch wie jetzt erst ganz bei den Eltern heimisch, an beide schmiegte, da schaute der alte Herr zu dem im Westen blinkenden Abendsterne empor und pries das unbekannte Wesen über,

in und um uns, das unter Eis und Schnee dem Frühling seine Verjüngungskeime bewahrt und die Sonne wieder golden durchbrechen läßt, es mögen noch so lange Nebelgrau und Wolkennacht die Herrschaft behauptet haben, nicht immer zwar im Menschenleben, wie in der Natur, aber diesmal doch und unzählige Mal öfter, als der Kleinmuth es Wort haben will.

Die tausendjährige Eiche im Elsaß.

Man sagt der Sommereiche nach, sie erreiche in drei bis vier Jahrhunderten ihre höchste Höhe, nahe an zweihundert Fuß, und dauere dann noch sechs bis sieben Jahrhunderte aus, so daß sie beim endlichen Absterben sich rühmen könnte, ein Jahrtausend an sich vorüberrauschen gesehen zu haben. Es gab eine Zeit, wo man sie mit einer Art heiligem Grauen betrachtete und wo man sich scheute, die Axt an sie zu legen. Die Heidenbekehrer waren längst Staub und Asche und auch das longobardische Gesetz moderte in seinen pergamentenen Rollen, als man noch immer ehrfürchtig vor den ältesten Eichen stillstand, Gebete hersagte, Gelübde that, Opfer brachte oder auch mit dem Teufel Zwiesprache hielt, der, seit Bonifacius die heilige Eiche fällte, auf jedem alten Eichbaum sein Wesen trieb. Dem Teufel ein Kerzlein opfern, das war ein Brauch, welcher nicht erst aus unsern neuesten theologischen Wirren herzuleiten ist; er bestand schon vor manchem Jahrhundert und schützte damals nicht minder vor Viehsterben, Krankheit und Feuersnoth, wie er's noch heute thun soll. Das

Kerzlein aber fand den Bösen, den abgesetzten Allvater Wodan am sichersten auf einem mächtigen Eichenast. Cäsarius von Heisterbach selbst ist es, welcher versichert, daß ein riesengroßer Satan mit feurigen Augen auf einer Eiche sitzend von dem Pastor Michel von Bürich am Rhein deutlich wahrgenommmen wurde, als dieser im Weinmonat des Jahres 1220 von Bürig nach Schlebuschrath wanderte und statt des Gebets die Waffe des Schwerts mit auf den Weg genommen hatte. Im Weinmonat sollen diese Erscheinungen überhaupt besonders häufig sein, und man behauptet, daß sie noch heutzutage späten Nachtschwärmern sichtbar sind, auch wenn sie statt eines Schwertes nur einen leeren Beutel und einen etwas vollen Kopf mit heimbringen.

Die Eiche, von welcher wir reden wollen, war schwerlich von besseren Geistern bewohnt, als jene zwischen Bürig und Schlebuschrath, denn um die nämliche Zeit etwa, wo der Pastor Michel sich fast zu Tode ängstigte, zeigte jene andere Eiche schon mancherlei Brandspuren, wie sie wohl Bewohnern mit feurigen Augen, glühenden Hörnern, Schwänzen und Füßen zugeschrieben werden durften, und es gab an manchem Abend brennende Opferkerzlein in ihren Zweigen.

Zwei solcher Kerzen von besonders mächtiger Gestalt brannten am Johannisabend des Jahres 1220, wie eine alte Familiensage berichtet, auf dem untersten Ast dieser Eiche und der Abendwind ließ das erste Mondsviertel

erst ganz hinter dem tiefer liegenden Buchenwäldchen verschwinden, ehe er die zwei Kerzen ausblies. Das war etwa um die zehnte Stunde; von da an wurde es im Eichenschatten stockfinster, wie hell auch drüben am Belchen, Feldberg und Roßbühl die Johannisfeuer in die warme Sommernacht hinaus leuchteten. Aber was die Familiensage berichtet, reicht nicht über die Zeit hinaus, während welcher die zwei mächtigen Kerzen auf dem unteren Eichenaste brannten. Während dieser ganzen Zeit, zwei Stunden lang etwa, saßen die Stammeltern jener Familiensage im Schatten der alten Eiche neben einander im weichen Sommermoose und waren der Meinung, die Kindheit sei zwar schön und die erste Jugend auch nicht zu verachten, aber ein Johannisabend, wenn man sich eben von der Jugendfreiheit losgesagt und wenn die Braut Spindel und Hausschlüssel gegen das jungfräuliche Stirnband eingetauscht habe, ein solcher Johannisabend inmitten schwärmender Johanniskäfer und weithin scheinender Mittsommerfeuer sei doch das beste, was das Leben zu bieten vermöge.

Es ist möglich, daß die Braut blondes Haar, und zwar geflochtenes hatte, während der Bräutigam seine schwarzen Locken bis auf den Lederkragen seines Tuchwamses hinabhängen ließ. So wenigstens läßt die Sage errathen, indem sie von dem Farbengegensatz redet, den das Haar beider im Schmucke der frischgrünen Eichenkränze gebildet habe, wobei das seine als dem Kienruß

ähnlich bezeichnet wird. Gewiß ist, daß er einen Gurt mit Hornschnalle um die Hüften trug und in diesem, gleich neben dem kurzen Schwerte, ein Büchlein aus Basler Eselshaut mit einem ellenlangen Schreibstifte daran. Das klingt freilich unglaublich, da man dem dreizehnten Jahrhundert nachrühmt, nur die Weiber, d. h. auch nur die Ausnahmen ihres Geschlechts, hätten lesen und einige von ihnen sogar schreiben können, die Ritter und Dichter dagegen weder das eine noch das andere. Aber obschon der Bräutigam Minnesänger war und die Manesse'sche Handschrift nur noch drei Strophen seiner Dichtungen aufbewahrt hat, so verschweigt die Sage doch, wer schließlich den Schreibstift im Hause des Minnesängers zu führen verstand, und ob nicht schon am Morgen nach der Johannisnacht die blonde Genossin des jungen Eheherrn das Heft in die Hand bekam. Nur daß sie, nach altem Brauche, ihm Schafe und Immenstöcke zugebracht hatte, erfahren wir, auch daß sie darauf bestand, vor dem Spindel- und Schlüsselempfangen ein Licht aus- und wieder anzublasen, um ihren sittsamen Lebenswandel außer allen Zweifel zu setzen; nicht minder, daß sie sich im Voraus versprechen ließ, die ansagende Magd solle keinen Unterschied machen zwischen der Geburt eines Knaben und derjenigen eines Mädchens und in beiden Fällen nur einen Blumenstrauß am Busen tragen, nicht aber dem Knaben zu Ehren zwei; und schließlich, daß sie ausmachte, kein

rollender Mühlstein solle über das, was ihnen in dieser Hinsicht vom Himmel beschieden sei, befragt werden, als habe es wirklich etwas zu bedeuten, wenn er auf die rechte oder linke Seite falle. Wo es ihren Nachkommen verwehrt sei, nach eigener Wahl zu „weiben oder zu mannen“, dahin sie nimmer zu bringen, hatte der Bräutigam ihr schon früher geloben müssen. Im übrigen verlangte sie zur Noth nicht mehr Sitzraum, als, nach dem alten Ausdrucke, erforderlich war für „eine Wiege mit einem Kinde und für einen dreistemplichen Stuhl, um ein Maidli darauf zu setzen, welches das Kind wiege.“

Diese Vereinbarungen scheinen dem Sagenerzähler wichtig genug, um sich bei ihrem Anlaß über die Sitten und Satzungen Herzog Friedrichs von Oesterreich zu verbreiten und namentlich zu erwähnen, daß Bischöfe und Aebte von ihren Unfreien Einzelne als Diener in ihr Obsequium und Servitium aufnahmen und sie dann als Gegensatz zu den Grundholden oder Unfreien mit dem Titel Ministerialen auszeichneten, wodurch letztere nach und nach in Ansehen und Rechten stiegen, und z. B. das Zweikampfrecht, sonst ein ritterliches Privilegium, erwarben; daß diese Ministerialen solcher Art Knappen und Ritter werden konnten und selbst Aemter, wie das des Marschalls, Kämmerers, Truchseß und Mundschenks bekleideten, und zwar ebenfalls unter weltlichen Fürsten; daß ferner die Weiber und Töchter der Ministerialen im Dienste der Landesfürstin standen, und

daß es üblich war, sie dreimal im Jahr mit neuer Kleidung auszustatten, z. B. zu Neujahr mit Pelzwerk; daß übrigens noch ziemlich spät Fälle vorkamen, wo sie vertauscht, verschenkt, verpfändet wurden. Er deutet ferner an, der Bräutigam unter der Eiche sei der Sohn eines solchen Ministerialen gewesen, und scheint dadurch rechtfertigen zu wollen, daß seine junge Genossin ihre und ihrer Kinder Zukunft nicht für so ganz über alle fremde Eingriffe hinaus gesichert habe halten können.

Besorgnisse dieser Art mögen auch schon von einer anderen Seite ihr nicht verdacht werden dürfen, in sofern der Minnesängerstand in einem festen, ehelichen Verhältniß eigentlich seine Endschaft erreicht haben sollte, wenn anders das Erreichen des erstrebten Preises als schließliche Beruhigung eines beredten Sehnens gelten darf. Es scheinen über die weiteren Schicksale dieses Paares indessen nicht genügende Nachrichten aufzufinden gewesen zu sein, weshalb der Erzähler nur wenige Blicke über die Stunden unter der alten Eiche hinaus in die Zukunft thut. Bei seiner augenscheinlichen Freude an symbolischen Bezügen verweilt er mit unverhältnißmäßiger Muße bei der Beschreibung des Baumes selbst, welchen der Minnesänger an diesem seinem Hochzeitsabend als eine Art Erb und Eigen in Besitz genommen und allen seinen Nachkommen bis auf die fernste Zeit in langer gereimter Sangweise überantwortet haben soll. Bei diesem Anlaß wird des alten Brauches gedacht,

Besitzergreifungen durch besondere Merkzeichen auszudrücken, so z. B. bei Uebernahme eines Ackers durch Anzünden eines Feuers auf selbigem oder auch durch das Befahren oder das „Besitzen“ desselben mittelst eines Stuhls. Es scheint, daß der neue Eheherr die alte Eiche habe erklettern wollen, um eine Art Besitzergreifung in der letzteren wörtlichen Fassung vorzunehmen, daß er sich indessen auf vieles Zureden mit einem Feuerzeichen habe genügen lassen, welches letztere mittelst eines Garbenbundes aus dem nächst liegenden Haferfelde in „ziemlicher“ Höhe eingebrannt worden sei. An einer späteren Stelle wird die ganze Höhe des Baumes auf etliche und achtzig Basler Ellen angegeben, und wir erfahren, daß der Minnesänger und seine Genossin mit ausgespannten Armen knapp die Hälfte des Stammumfangs zu umspannen vermochten, wobei ausdrücklich hinzugefügt wird, keines von beiden sei durch übermäßige Beleibtheit zu jener Zeit bei dieser Messung behindert worden. Es heißt dann in Betreff der unteren Aeste, daß hundert Ritter in ihrer vollen Rüstung, in dem Mittagsschatten des Baumes stehend, Platz genug gehabt hätten, um einen Pokal von Mund zu Mund gehen zu lassen; daß ferner der Minnesänger diese weit nach allen Seiten sich dehnenden unteren Aeste zu zählen begonnen, aber auf den Widerspruch seiner Genossin dieses Geschäft nicht zu Ende gebracht habe, da sie der Meinung gewesen sei, das Zählen der Zweige und Aeste bringe das

Wachsthum des Baums in's Stocken. Dennoch wird als ungefähre Zahl der untersten, stärkeren Aeste erwähnt, daß mehr als ein halbes Schock derselben von der Dicke eines „Elephantenbeins" gewesen sei.

Bei Gelegenheit des Pokals zeigt sich, daß ein solcher, und zwar ein „feinsilberner," während die Kerzen brannten', zwischen dem fröhlich im Moose lagernden Paar hin und her ging, und daß die Braut den „einschmeckigen" Wein in einem irdenen Deckelkruge herbei geschafft hatte, ohne selbst übrigens zu einem herzhaften Zuge zu gelangen, da sie heute schon vom bloßen Duft berauscht zu sein behauptete. Der Wein mag denn auch die Ursache gewesen sein, daß der Minnesänger kurz vor dem Kerzenverlöschen allerhand wunderbare Dinge in dem Baum zu sehen glaubte; die Krone der Eiche sei eine wirkliche goldglänzende, sagte er, und der ganze Baum, wie er zu ihm hinauf blicke, nehme das Ansehen einer großen Landkarte des Reiches an, jeder Ast ein Gebirgszug, jedes Zweiglein ein Fluß, jede Laubmasse ein Wald und jede Eichel eine Stadt oder Burg. Er starrte lange hinauf und konnte sich an der Pracht und Fülle des Reiches, wie sich's da grünend und kraftstrotzend über ihm ausbreitete, nicht satt sehen. Zuletzt überkam ihn eine Rührung: so gut, sagte er, ruhe sich's nur auf heimischem Moose, und es würde ihm das Herz abstoßen, zu denken, irgend ein Nachkomme ihrer Beiden komme dereinst, in dem Schatten dieses Baumes zu

ruhen, und dürfte nicht das Gefühl dabei haben, auf heimathlichem Grunde die Glieder zu strecken. Gleich darauf sind die Kerzen im Abendwinde verlöscht und der Erzähler, welcher eben die weitfaltige, chlamysartige Kleidung der Braut des Minnesängers zu beschreiben anfing, bricht plötzlich beim Gürtel derselben ab und schließt diesen ersten Abschnitt seiner Stammbaumsage mit dem sorgfältig ausgemalten Miniaturbilde eines durchbohrten Herzens.

Es ist anzunehmen, daß die Familiensage nicht ganz von unfreiwilligen Lücken und willkürlichen Einschiebseln frei geblieben ist. Mindestens wird an keiner Stelle der Versuch gemacht, ein zusammenhängendes Geschlechtsregister aufzustellen. Einige Zeiten sind mit peinlicher Ausführlichkeit behandelt, andere dagegen verschwinden im Dunkel der Vergangenheit, und man hat an diesen Aufzeichnungen gleichsam nur einen Führer, der im düsteren Walde mit der Laterne bald einen Grashalm bald einen Stein beleuchtet, die Finsterniß der ganzen übrigen Umgebung aber keinen Augenblick zu lichten versucht. Wo solche Sprünge von einem Zeitabschnitt zum anderen gemacht werden sollen, versteckt der Erzähler seine mangelhaften Nachrichten unter allerhand geschichtlichen Weitschweifigkeiten, welche ihn bald auf die Patrimonialgrafschaft Pfirt, bald auf Etichonische Familien-

Politik, bald auf das Absterben der Grafen von Werth, um's Jahr 1344, führen. Durch eine Erbtochter läßt er das Besitzthum der letzteren dann an die Grafen von Oettingen gelangen, deren Magerkeit nach seiner Versicherung in der ganzen Gegend sprichwörtlich geworden ist, ein empfindlicher Grund, meint er, um dessen willen die Grafen sich nicht gern dort aufhielten und ihr Besitzthum bei erstem Anlaß an den Bischof von Straßburg abtraten, einen Herrn von „ausnehmend abweichender Leibesbildung." Einen Theil des ganzen Landstrichs, welchen diese Sage im Auge zu haben scheint, läßt sie dann später, nämlich um's Hahr 1469, unter dem Habsburg-Tiroler Herzog Sigismund durch Verpfändung an Karl den Kühnen von Burgund kommen, und stellt die Behauptung auf, auch unter der später in dessen Besitz gelangten Habsburger Hauptlinie sei dieses Land bei jeder Kassenebbe von neuem verpfändet und nach Erzherzog Leopolds Tod um's Jahr 1625 den Franzosen „schmählich" preisgegeben worden. Sechsundfünfzig Jahre später sei kein Markpfahl im ganzen Lande mehr ohne französische Farben gewesen. So weit in seinen geschichtlichen Zusätzen gediehen, wirft der Erzähler einen Rückblick auf die Hochzeitrast des Minnesängers unter der deutschen Sommereiche und erinnert mit einem Stoßseufzer an die frommen Wünsche, welche damals der Brust desselben entstiegen.

Inzwischen war die Eiche in guter Gesundheit weiter

gediehen, unbekümmert um die Fehden und Kriegsstürme, welche sie umbrausten und bald dieser, bald jener Herrschaft das Recht verschafften, sie als auf ihrem herrschaftlichen Boden stehend zu betrachten. Sie war mit vererbt, verspielt, verpfändet, verkriegt worden und hatte während dieser irdischen Wechselfälle aus ihrer Wolkenhöhe im Sommer nährende Eicheln, im Herbste abgestorbenes Geäste und im Winter und Frühling welkes Laub um sich her gestreut. Als im Jahr 1525 der Arzt Fernel mittelst Umdrehungen eines Wagenrades den ersten Breitengrad zwischen Paris und Amiens maß und ihn auf etliche 57,000 Klafter bestimmte, rückte die Zeit heran, wo sich auch die geographische Lage der immer frische Säfte treibenden Eiche auf dem fremd gewordenen Boden bestimmen ließ, und man ermittelte, daß sie just auf dem Schneidepunkte des 48sten Breiten- und des 25sten Längengrades zu suchen sei.

Von den Nachkommen des fröhlichen Paars unter der Eiche vernehmen wir in numerischem Betracht nichts weiter als die Zahl dreiundsiebenzig, wobei es nicht deutlich verständlich ist, ob sich's um lauter erste Sprossen handelt, oder um Enkel und wohl gar um Enkelkinder. Jeder männliche Nachkomme habe, einer vererbten Familiensitte gemäß, einmal im Leben einen Stab von dem Baume geschnitten, den das Stammelternpaar in der Johannisnacht des Jahres 1220 feierlich als Erb und Eigen in Besitz nahm, und wer von den Nach-

kommen noch nahe genug wohnte, der habe es auch einzurichten gewußt, daß er den Ehering zuerst im Schatten der alten Eiche mit Nachtthau benetzte. Was diese Nachkommen im übrigen trieben, wird nur in ganz vereinzelten Fällen erzählt und, wie es scheint, lediglich in sofern der Eichenstab dabei eine Rolle spielte.

Einer dieser Enkel wurde im Hauenstein'schen ehrbarer Stabhalter, trug eine graue Joppe, einen „brandrothen wollenen Brustfleck," der fast bis an die Knie hinab reichte, und durfte sich rühmen, siebzig Jahre sein Amt bekleidet zu haben. Von einem anderen heißt es, er sei Prügelmeister unter dem „Landsknechtkönig" Frundsberg gewesen uud habe weit und breit von seinen Hieben reden gemacht. Noch einer, welcher kirchlich strengen Sinnes war, ließ sich's nicht nehmen, bei Processionen die Fahne des heiligen Fridolin umherzutragen, welche Fahne einen unglaublich schweren eichenen Stab hatte. Als Gerücht wird eines vierten erwähnt, der es bis zum Krummstabe sammt daran hangendem Schweißtuche gebracht habe, also bis zur Würde eines Abts. Zur Zeit des Bauernkriegs hingegen, als der Bundschuh umhergetragen wurde, zeichneten sich einige Eichenknittel so „fürnehmlich" aus, daß der Erzähler die Vermuthung wagt, die Nachkommen des Minnesängers schienen auch in jener Zeit eine feste Hand gehabt zu haben; er führt einige Belobungen an, insonderheit eine Seitens zweier Führer des hellen Haufens zu Vaihingen, Namens Hans

Wunderer und Mathern Fürbacher, wonach allerdings ersichtlich ist, daß man gegen Klöster und Pfarreien häufig mit dem bloßen Eichenknittel bessere Erfolge gehabt habe, als mit den bestgesetzten Worten und Vorstellungen. Auch sei dieselbe Beweisführung bei Räumung des Nonnenklosters zu Pforzheim im Jahre 1553 und bei Austreibung der sogenannten Pfaffenköchinnen sehr im Schwung gewesen, und Markgraf Ernst, welcher diesen letzteren besonders abhold gewesen sei, habe ein paar Mal nach der Quelle jener ausgezeichneten Knittel geforscht. Daß der Prior Georg Locher eine ähnliche Aeußerung, wenn schon mehr im Sinne einer Verwünschung, gethan habe, mag nicht unrichtig sein, doch irrt der Erzähler in den Rechtstiteln, auf welche dieser lebenslustige Prior seine sonderbare Stellung inmitten des Nonnenklosters Sulzberg zurückführt. Er hatte für Geld, wie längst geschichtlich festgestellt ist, diesen Posten in Rom selbst ausgewirkt, lebte auf demselben von 1479 bis 1521, erhielt jährlich von den Nonnen 29 fl. Geld, 12 Malter halb Weizen, halb Roggen, 12 Saum Wein nebst freier Wohnung und hätte ohne die Dazwischenkunft des Landgrafen ohne Zweifel seine wohlerworbenen Rechte in gerader Linie vererbt. Dagegen haben wir keine Ursache, die Aufrichtigkeit der Familiensage zu beargwohnen, wenn sie versichert, so mancher Stab auch aus der alten Sommereiche geschnitzt worden sei, — einen Bettelstab habe sie, so weit die Aufzeichnungen reichen, nicht her-

gegeben, und sei durch nichts erwiesen, daß unter den vielen Bettelstäben, welche das „Blumenthor“ passirten, je einer von der Hand eines Minnesängernachkommen getragen worden sei. Um diese etwas dunkle Stelle nicht mißzuverstehen, wird es gut sein, sich daran zu erinnern, daß die Durlacher Bettlerordnung von Anno 1536 den Bettlern das Pfinz-, das Pillis- und das Baslerthor verbietet, dagegen ihnen das Blumenthor überweist, „wo ihnen der Thorwart Almosen geben solle, nachdem sie bresthaft seien.“ Es mag dieser Gebrauch den Begriff des Blumenthors als Bezeichnung für die Straße des Bettelsacks verallgemeinert haben.

In Betreff der Sommereiche selbst wird beiläufig erwähnt, das von dem Minnesänger eingebrannte Erb- und Eigenzeichen habe im Jahre 1409 Anstoß zu erregen begonnen, indem man darin ein Brandmal des Bösen zu erkennen glaubte. Es sei ernstlich davon die Rede gewesen, den Baum zu fällen. Da er indessen ungewöhnlich starke Rinde gehabt habe, so sei die bereits begonnene Arbeit wieder eingestellt worden, wie man zwar behaupte, um einer zufällig darunter gelagerten säugenden Bache willen, nach seiner, des Erzählers, Ueberzeugung indessen lediglich auf Grund jener ungewöhnlich starken Rinde. Hier scheint die Sage den angeführten Grund auf die unwesentlichere Seite drücken zu lassen. Es wird wohl die Bache mit ihren zwanzig Jungen den Baum damals geschützt haben. Lange nach der vorchristlichen

Zeit, wo bekanntlich der großen Nährmutter Hertha als Zeichen der Fruchtbarkeit das Bild des Ebers beigesellt wurde, erhielt sich der Glaube an die Heiligkeit des Thieres, und im Mittelalter noch war z. B. das Antonius-Schwein fast in allen Gemeinden gebräuchlich. Es wurde in einem Stalle neben der Kirche vom Küster gepflegt, suchte sich am Tage sein Futter im Dorfe, durfte weder vertrieben noch geschlagen werden und kam am Antoniustage oder am 23 December oder auch am Sylvestertage auf die Schlachtbank, um dann geröstet in der Kirche an die Armen vertheilt zu werden. Noch heutigen Tages wird ja in einigen Gegenden um die Neujahrszeit ein Schweinskopf statt der sonst üblichen Opfermünze neben dem Altare niedergelegt. Auch mag hier erwähnt werden, daß in dem fränkischen Gesetze der Diebstahl eines Opferschweins von allen Diebstählen am härtesten bestraft wurde. Rechnen wir noch hinzu, daß schon nach Tacitus Versicherung das Bild eines Ebers von deutschen Volksstämmen als Schutz gegen Feinde getragen wurde, und erinnern wir an die zähe Dauer solcher Verehrungsweisen, so mag begreiflich erscheinen, daß die Bache mit ihren zwanzig Frischlingen der Sommereiche eine bessere Beschützerin ward, als die ungewöhnlich starke Rinde.

Sei dem wie ihm wolle, die Eiche blieb stehen und spendete nach wie vor alljährlich ihre nährende Eichelmast. Selbst als hundert Jahre später ein wahrsagender

Landstreicher von einem unter der Eiche ruhenden großen Schatze redete und viele der Meinung waren, man möge sich das nicht zweimal gesagt sein lassen, der Landstreicher habe im Schweinestall geschlafen und solchen Wahrsagern könne man glauben, — selbst da behielt die Ehrfurcht vor dem halbtausendjährigen Baum die Oberhand, und man begnügte sich die zunehmende Spukhaftigkeit seiner Erscheinung durch ein Madonnenbild zu bannen, das über das Brandzeichen genagelt wurde und dieses nun unschädlich machte. Einer der Nachkommen des Minnesängers, vermuthlich der Fahnenträger bei Prozessionen, setzte durch, daß über das Bild ein Regendächlein gebaut und unter den ersteren eine Straßburger Betglocke aufgehängt wurde, welche nun weitere fünfzehn Jahre lang an jedem Samstag Abend zu Ave Maria läutete und Beter aus der ganzen Nachbarschaft herbeizog.

Die Reformationsstürme machten diesem Naturgottesdienste ein jähes Ende, und mit dem Madonnenbilde zugleich kam die Straßburger Betglocke aus ihrer luftigen Eichenhöhe wieder auf die Erde herab, um unter die Kriegsbeute eines der hellen Haufen über den Rhein verschleppt zu werden. Der Chronist kommt bei dieser Gelegenheit abermals einem Familienglied auf die Spur, zu dessen Hochzeit, wie er behauptet, jene Glocke im Lehenshofe zu Oberhoffen geläutet habe. Er erwähnt dabei, die Braut habe den „fürnehmen" Namen Mechtild getragen sei, aber eigentlich keine Freie gewesen, in=

dem, laut Urkunde des edlen und festen Junkers Cuonradin Heggezer Vogt, zu Kaiserstuhl, ihre Eltern Michel Schlecker von Ehingen und Engela Bülin sich selbst und ihr Kind Anno 1507 dem Kloster St. Blasien zu eigen gaben, wogegen sie den Hof zu Oberhoffen als Lehngut empfingen. Die Befürchtung der Stammmutter, es könne einer ihrer Nachkommen in eine Gegend kommen, woselbst „das Mannen oder Weiben" nicht frei sei, schien somit in Erfüllung gehen zu sollen, doch traf die Johanni-Empörung von 1524 so vortrefflich mit jener (wie er sich ausdrückt) „Liebeslöffelei" zusammen, daß Jungfrau Mechtild Schlecker ohne Klostereinspruch ihren Kranz opfern konnte.

Von dieser Zeit an, glaubt die Sage annehmen zu dürfen, sei der neue Glaube in der Familie gesichert gewesen, und weit und breit habe man keine Neigung verspürt, wieder unter geistliche Hut zurück zu kehren. Weil aber dieser Uebertritt eines Stammgliedes für alle weiteren Nachkommen von der größten Wichtigkeit gewesen, so habe sich eine bildliche Darstellung jenes ersten protestantischen Brautpaars in der Familie erhalten, wie es am Tage seiner Freude und Festlichkeit ausgesehen habe, und wie es dann in einem sauberen Miniaturbilde dem Blatte beigefügt ist. Der Bräutigam trägt auf diesem Bilde einen blauen kurzen Ueberrock mit gelbem Futter, vorn weit offen; das Unterkleid (etwa die Stelle des Brustflecks kittelartig vertretend und durch

einen Gürtel um die Hüften verengt) ist rothbraun, eben so die ganz kurzen Hosen. Unter diesen kommt das eigentliche, bis weit über's Knie hinauf sichtbare weiße eng anliegende Beinkleid zum Vorschein, das oberhalb der Wade mit rothen Kniebändern geschmückt ist. Die spitzen Schuhe sind schwarz, eben so das Riemenzeug, das Schwert, der niedrige Hut mit großer rother Feder. Statt der Knöpfe finden sich Bänder. Er trägt keinen Bart; um den Hals liegt eine weiße Krause, und auf dem Hute prangt eine goldene Bräutigamskrone. Eine ähnliche schmückt das braune Haar der Braut. In zwei langen Zöpfen hängt's hinten hinab, das Zopfband von fröhlichster Scharlachfarbe. Im übrigen ist sie sehr einfach gekleidet. Das braune Leibchen, bis zum Halse hinauf geschlossen, hat lange Aermel, Ober- und Unterkleid sind grün, das etwas kürzere erstere mit rother Kante. Die Schürze ist schmal und weiß wie die Strümpfe, die nur wenig unter dem Unterkleide zu Gesicht kommen. Schwarze Schuhe, eine herabhängende braune Ledertasche, ein daneben baumelndes Messingbesteck und endlich der Schlüsselbund vollenden ihre Ausstattung. Um den Hals hat sie einen weißen Kragenstrich.

Dieses Conterfei mag, als eine Art Modebild aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die deutsche Bauerntracht jener Zeit vergegenwärtigen und seine Beschreibung somit dadurch gerechtfertigt erscheinen.

Die nicht unerhebliche Lücke, welche, von dieser Stelle

an, die Aufzeichnungen unterbricht, erklärt ein Zusatz von fremder Hand als durch die Schuld des Organisten von Mundingen verschuldet, „welcherselbiger das preciöse Familiendokument am Samstag Nachmittag vor der Kirmeß des Jahres Domini 1699“ von seinem Ehrenplatze im offenen Conceptkasten des Pfarrhauses zu Mundingen unberufener Weise fortgenommen, unter seine Orgelnoten gemengt und solcherart wissentlich oder unwissentlich in sein Haus mit weg getragen habe. Daselbst „sei“ es bis zum Wonnemond des Jahres 1703 hinter dem blau glasirten Kachelofen des besagten Organisten gelegen, und zwar als Unterlage einer Oelkruke, welche zum Schmieren der Blasebalgkrampen benutzt worden. Als der Pfarrer zu Mundingen endlich das preciöse Dokument vermißt und in allen Winkeln gesucht, sei es in einem Zustande wieder zum Vorschein gekommen, welcher ein ganzes Jahrhundert in Unkenntlichkeit versetzt habe.

Nach dieser Erläuterung ergeht sich der Schreiber, wie es scheint, ein Sohn des Mundinger Pfarrers, in allerlei Betrachtungen über den Werth der Zeit, über ihr rasches Dahineilen und über die Schmach, welche den böswilligen und einfältigen Verwüster ihrer wenigen entzifferbaren Spuren mit Recht treffe. Mit einem Seitenblick auf die Verwüstung der Alexandrinischen Bibliothek lenkt der Schreiber zurück auf das Dokument, welches ihn zunächst beschäftigt, und von dem sich in seinem damaligen entsetzlichen Zustande mit den Worten des

Jeremias Cap. 2, V. 22 sagen ließe: „Wenn du dich gleich mit Lauge wüschest und nähmest viele Seife dazu, so gleißte doch deine Untugend desto mehr vor mir.“

Hiernach erfahren wir, daß sich der Johannis-Vermählungsbrauch, die Pilgerfahrt nach der Sommereiche und das Steckenschneiden treulich erhalten haben, und daß der Klingelbeutel der Mundinger Kirche mit einem schweren, rothgebeizten Eichenstocke bewußten Ursprungs ausgestattet sei. Mehrgedachter barbarischer Organist, welchem das Sammeln obgelegen habe, sei zwar in späten Tagen zu wiederholten Malen mit dem Antrage „supplicando“ eingekommen, den schweren Stock durch einen leichteren zu ersetzen. Der selige Pfarrer habe indessen als eine gerechte Züchtigung für die an der Familienchronik begangene schwere Unthat von sothanen Gesuchen niemals Kenntniß genommen.

Im gleichen habe er, der Sohn selbst, des Namens Johann Konrad, als er bald nach seiner Vermählung mit seiner werthen Ehegenossin Anna Katharina die Würde eines Stadtvorstehers erhielt, den ihm als solchem zukommenden Stab von der seiner Familie vor fünf Jahrhunderten erb und eigen erworbenen Sommereiche geschnitzt, auch seinen kleinen Sohn Gottfried Konrad dem Schutze dieses alten Stammzeugen empfohlen und den Himmel gebeten, er möge alle, auch die patriotischen Wünsche nnd Gebete seiner liedergesegneten Vorfahren noch in nicht zu ferner Zeit in Erfüllung gehen lassen.

Hier enden die Auszüge, nach denen wir das Vorstehende in ungefähr übersichtlichen Zusammenhang gebracht haben. Das Dokument selbst, etwa ein Dutzend Seiten mit verwaschener Schrift, in groben schweinsledernen Deckeln, hatte ein Bücherhändler des Pont neuf feil. Als wir's im Vorübergehen durchblätterten, voll noch von den Eindrücken einer peinlichen Verhandlung im Palais de Justice, deren Zeuge wir gewesen waren (Elsasser Auswanderer und drei kaiserlich brasilianische Agenten standen vor Gericht), da entging uns der Sinn dieser Kritzeleien, und wir behielten nur eben genügende Erinnerung daran, um acht Tage später in einer müßigen Minute durch unsere Neugier dahin zurückgeführt zu werden. Inzwischen hatte aber das Büchlein einen Käufer gefunden, der es zwar erst beim Wiedervorüberkommen hatte mitnehmen wollen, sich jedoch nicht davon trennen mochte, als wir ihm den doppelten Kaufpreis und auch noch darüber boten. Alles was wir erreichten, war die Erlaubniß, einen Auszug daraus zu machen, wie wir ihn mit geringen Zusätzen und Weglassungen auf den vorausgehenden Blättern gegeben haben.

Diese zerfetzte und verräucherte Reliquie, ohne Zweifel in den Stürmen der Revolution aus dem Schreibpulte eines Sohnes des ehrbaren Stadtvorstehers hinaus- und auf die Straße geweht, dann aber inmitten zerrissener Adelspatente, entwertheter Assignate und durchschossener Emigrantenhypothekscheine ein paar Jahr-

zehnte lang herrenlos umhergewirbelt — dieses sonderbare Schriftstück war uns fast wieder aus dem Gedächtnisse gekommen, als unlängst der Zufall ein Blatt in unsere Hände führte, das unseren früheren Vermuthungen durch die Nennung zweier vergessener Vornamen eine bestimmtere Richtung gab. Diese Vornamen waren Gottfried Konrad, die nämlichen, auf welche der alte Stadtvorsteher den Segen seines liederreichen Stammvaters herabflehte.

Da bei näherem Vergleichen unserer Auszüge mit anderweitigen biographischen Ueberlieferungen die wesentlichsten Punkte zusammentreffen, so glauben wir auf der rechten Fährte zu sein und ergänzen in diesem Sinne, was sich mit einiger Sicherheit nachtragen läßt. Zwei Dinge knüpfen hier, wie es scheint, unmittelbar an das alte Stammgut, die Sommereiche, und an den liederreichen Stammvater, den Minnesänger aus der Zeit Herzog Friedrichs von Oesterreich. Wir finden abermals das Stabschneiden und wir finden weiter etwas, wovon sich bisher im Laufe der Jahrhunderte noch nichts vererbt zu haben schien — Gesang, liedergesegnete Lippen. In Folgendem stellen wir jene hierher gehörigen Ueberlieferungen in Reihenfolge.

Um's Jahr 1736, nur vier Tage nach dem traditionellen Johannistage, hat die Frau Stadtvorsteherin sich in ihre himmelblaue Gartenstube zurückgezogen, und zwei Stunden darauf ist der Herr Stadtvorsteher selbst

an das Bett der Wöchnerin gerufen worden, um dem ersten Ueberraschungsschrei des kleinen Staubgebornen seinen väterlichen Segen zu geben. Es ist ein sehr warmer Tag gewesen. Um acht Uhr Abends hat ein sanfter Regen begonnen, ganz so mild wie der am letzten Mitsommertage selbst gefallene, durch dessen Krystallschleier die Johannisfeuer vom fernen Gebirge gar lieblich herübergeleuchtet haben werden.

Am Schlusse der nämlichen Woche noch ist der Herr Stadtvorsteher mit dem kleinen Bürschlein auf dem Arm in den Garten hinausgegangen, hat ihm die Rosengebüsche zunächst der schmalen Lauch gezeigt, dahinter das Nußbaumwäldchen am Gerberbach, weiter entlegen und nur am blauen Wasserduft kenntlich, die sich schlängelnde Ill, und ganz fern am östlichen Horizont jenseits des Rheins die lange Gebirgskette, in deren ganzer Ausdehnung nur die deutsche Zunge vernommen wird. Was er dem Kinde vielleicht noch auf den südlichen Höhenzügen gern gezeigt hätte, die im Abendroth leuchtende Krone eines mächtigen, stundenweit entlegenen Eichbaums, das hat er sich für ein anderes Mal versparen müssen, denn das Bürschlein hat plötzlich Heimweh nach der Mutter bekommen, und des Stadtvorstehers in's Freie spazierter Vaterstolz ist rasch in die Nöthigung umgeschlagen, sich des kleinen Schreihalses raschmöglichst in der Kinderstube zu entledigen.

Sechs Wochen darauf ist die Wöchnerin im schwarzen

Taffetkleide mit sehr hoch toupirtem und gepudertem Haar in die Kirche gegangen, und weil sie spitze, rothlakirte Absätze getragen hat, auf denen sich's kaum in gesunden Zeiten ganz sicher gehen ließ, so hat sich der Herr Stadtvorsteher im schwarz seidenen Staatsrocke, rother Atlasweste, blauen Sammtkniehosen, Zopfperrücke und dreikantigem Hute ganz in ihrer Nähe gehalten. Ein paar Mal ist eine Handreichung nöthig gewesen. Meistens hat der Stadtvorsteher aber die linke Hand am vergoldeten Degenknopfe halten und in der rechten den eichenen Amtsstock tragen können, wie ihm dieß seit manchem Jahr die zusagendste Art, seine Hände zu beschäftigen, gewesen ist.

Acht Tage nach dem Kirchgange hat die Taufe stattgefunden. Die Wöchnerin ist wieder ganz in früherer rosiger Gesundheit erschienen und der Küster hat zu dem jungen Pfarrer in der Sakristei gesagt, als die Frau Anna Katharina ihren ersten Mann heirathete — denn sie war dazwischen Wittwe gewesen — habe sie kaum jugendlicher ausgesehen, als heute neben dem ehrbaren Stadtvorsteher. Dann ist das Kind auf die Namen Gottfried Konrad getauft worden. Am Schluß der feierlichen Handlung hat eine zuschauende Alte dem Küster bedeutet, wenn das Kind blind werde, sei's kein Wunder; die Sonne habe ihm immer voll in die Augen geschienen und es sei eine Sünde, daß für das Südfenster links vom Altar der Vorhang nicht wieder angeschafft werde.

Einen Batzen werfe sie noch heute zu diesem Zwecke in die Kirchenbüchse; sie sei nur ein armes Weib — und was sie sonst noch Erbauliches über ihr Schärflein hinzugefügt haben mag.

Nicht gar lange nach diesen Ereignissen in der Familie des Stadtvorstehers hat sich der letztere bei einem späten Hechtprellen in der Lauch erkältet, so zwar, daß er in die Hände des Stadtphysikus gerathen ist, der ihn seinerseits nach siebenwöchentlichem Purgiren und Blutschröpfen an den Todtengräber überantwortet hat. Vor seinem Sterben hat der Kranke noch Anstrengungen zum Sprechen gemacht, dann aber sich, wie es scheint, bei dem Gedanken beruhigt, daß seine Wittwe schon wisse, von welchen Ueberlieferungen er noch einmal zu reden wünschte, und daß ihr dieselben auch ohne nochmalige Erinnerung nicht aus dem Gedächtniß schwinden würden.

Als vierzehnjährigen Scholaren finden wir den heranwachsenden Täufling dann in Könderingen wieder; er ist schmal und schlank, und wenn er dem wohlbeleibten Superintendenten gegenübersteht, erscheint er fast wie ein Rohr neben einer Melone. Aber diese Melone hat ein paar feurige Augen und trägt eine Lockenperrücke, deren Staub die ganze enge Studirstube erfüllt, so oft immer ein classischer Schnitzer des Scholaren den Meister aus seinem sokratischen Gleichmuthe aufschreckt und ihn verführt, mit dem gewaltigen Puderschmuckstück nach dem zu spät ausbiegenden Haupt des Straffälligen zu zielen.

Ein Jahr darauf drückt dieser dem wohlmeinenden Mann die Hand zum Abschied, um tiefer im Reiche selbst, im Schutze des steinernen Roland und des „trutzigen Löwen“ zu ergründen, was es mit der Weisheit des Alterthums und der „diplomatischen Gelahrtheit der Neuzeit“ für eine Bewandniß habe.

Aber beim Flackerlichte der nächtlichen Studirlampe scheint nun das unheilverkündende Wort der alten Frau mit dem Batzen zur Wahrheit werden zu sollen. Von Monat zu Monat verdunkelt sich's mehr vor dem Auge des Studenten, von einem Jahr zum anderen rückt das Buch näher an die Brille und die Brille näher auf die schreibende Hand, und als er noch einmal die heimathliche Lauch, den Gerberbach, die blauduftige Ill, die Rosengebüsche, das Nußbaumwäldchen, vielleicht die ferne Sommereiche und die alternde Mutter mit Augen geschaut hat, da fällt der Vorhang über die junge Welt, die ihn lachend umgiebt, und er steht im Dunkeln.

Nun folgt eine Zeit, in welcher Tasten und Lauschen den erloschenen Gesichtssinn zu ersetzen bemüht sind, wo die Einbildungskraft, durch keine Licht- und Farbeneindrücke von außen in ihrer Thätigkeit unterbrochen und zersplittert, die Dunkelkammern des Inneren mit Bildern vielgestaltiger Art erfüllt; wo lange, einsame Stunden die Muße geben, einem Gedanken bis in seine verborgensten Schlupfwinkel nachzugraben, eine träumerische Laune in allen ihren Zaubergängen zu verfolgen, einem

vorüberschlüpfenden Gleichniß, einer flüchtig auftauchenden Empfindung, einer Ideenverknüpfung luftigster und scheinbar ungreifbarster Art nachzustellen, bis sie sich zum Kern einer poetischen Frucht verdichten.

Da sitzt er unter den Rosengebüschen, die ihn mit Duft laben, und horcht dem Rauschen der schwatzenden Lauch und träumt vielleicht von der fernen Eiche, die ihm der Vater zeigen wollte. Denn eine Kunde davon muß zu ihm gedrungen sein, fängt er doch an von einem Stabe zu reden, ohne welchen der Blinde hülflos sei wie ein Schiff ohne Steuer und Compaß, und läßt er sich doch weit fort führen, um selbst den rechten Stab zu schnitzen, der ihm künftig Führer sein soll; und steht er doch eines Abends unter einer alten, alten Sommereiche — wir glauben gern, daß es die rechte ist — und tastet und tastet umher, bis er findet, was er sucht, und dann schneidet er den Stecken vom uralten Stamme herunter, den Stecken, ohne welchen kein Nachkomme des Minnesängers durch's Leben zu kommen scheint. Er tastet, nun er den Stab gefunden hat, lange unter dem Baum, bis tief in die Nacht hinein, vielleicht in Gedanken an die zwei Kerzen, die einst auf einem der mächtigen Aeste zur Hochzeit seines Vorfahren geleuchtet haben; denn von ihm hat er freilich vernommeu, und er glaubt sich sagen zu dürfen, daß der späte Apfel, er selbst, nicht gar weit von dem Baume, dem er entstammt, gefallen ist. Aber klingt's auch in ihm, wie's in dem Vorfahren ge-

klungen haben mag, er ist nicht sehend wie jener, er ist blind — ein armer Hülfloser, der eben den Stecken schnitt, mit dem er durch's Leben tappen wird. Und da wird der Sturm, der in ihm erwacht, zur weithin schallenden Wehklage:

„Wo bin ich —? ist die Welt vor mir verschwunden?
Wie — oder hält der Abgrund mich gebunden? —
O Sonne! Warum ziehst du deine Blicke
Von mir zurücke!"

Wir wissen nicht, wie oft er zu dem Baume zurückgekehrt sein mag, und wie viele Male er die Sonne und den Mond um ihre holden Lichtspenden angefleht hat. Aber von einer Sehenden hören wir, von einem schönen, deutschen Mädchen, zu deren Wiegenfeste die Taufglocke des Straßburger Münsters geläutet hatte und die ihre rehbraunen Augen nicht zu gut hielt, um die Führer des blinden Dichters zu werden. Als der Frühprediger des Münsters die Namen Gottfried Konrad und Margaretha Kleophe in's Kirchenbuch eingetragen und der Blinde, mit der Hand leise über ihre Gesichtszüge tastend, sich ihr Bild deutlich in die Seele geprägt hatte, da zerfloß die Wolke der Schwermuth, welche um seinen Geist zusammen gezogen war, und er trat in ein neues Leben, beherzter als die meisten Führungsbedürftigen und thatkräftiger als so viele, denen die Sonne nicht nur durch ihre freundliche Wärme das Dasein aufheitert.

Ob er der schwatzenden Lauch noch einsam lauschte, oder ob ihm im Schatten der Rosengebüsche eine andere Stimme öfter und lieber in's Ohr klang? Auf seinem Dache hatte ein Storchpaar sein Nest gebaut. Es brachte dem Hause Segen, und wenn wir recht berichtet sind, mußte im Laufe der Jahrzehnte das wiegende Korbbett zwölf Mal frisch umflochten werden, nachdem es bereits einmal, d. h. als es noch nagelneu aus den Korbweiden gekommen war, seine Schuldigkeit gethan hatte. Worauf sich's hin und her schaukelte, das waren zwei eichene Brettchen, wir wissen nicht von welchem Baum genommen; aber eichen waren sie, keine anderen durften dazu benutzt werden.

Mit der Zeit dann regte sich in ihm das Bedürfniß sein Pfund noch besser, als schreibend und dichtend, zu verwerthen. Er gedachte der Lockenperrücke seines wohlbeleibten Mentors; er glaubte dieß und jenes besser lehren zu können, als es im Lande und vielleicht auch in der Hauptstadt selbst gelehrt wurde. Da die königliche Militärschule in Paris Protestanten ausschloß, so sann er einen Plan aus, um diese Zurücksetzung seinen Glaubensgenossen leichter verschmerzbar zu machen, und noch ehe das vierte Lebensjahrzehnt zurückgelegt war, stand er an der Spitze einer von nah und fern herbeigeströmten Zöglingsschaar, lehrend, leitend, erziehend, er, der Blinde, und eine Menge trefflicher Bürger für eine bessere Zukunft heran bildend.

Wir forschten nach einem Eichenstocke, nach den deutschen Hieben, durch die sich der Profoß des Frundsberg hervorgethan. Aber es wurde in dem Hause dieses späten Nachkommen des Minnesängers nicht durch Prügel gestraft, und so hatte die Sommereiche denn keine Knittel herzugeben, wie sie dem Prior Locher so eigenthümlich schwerfällig erschienen waren.

Dennoch mochte der alte Stammbaum, wenn auch in mehr geistiger Weise, in dem Hause mit dem nistenden Storchpaare seinen Einfluß fortüben und Blick und Herz dahin gewendet halten, wo die Muttersprache geredet wurde, einerseits über den Rhein hinüber, andererseits nach den stammverwandten Schweizer Bergen und Thälern. Ueber den Rhein ging manche Erholungswanderung, die schönste und lohnendste von allen jener Begrüßungszug nach dem Breisgau, wo der kaiserliche Reformator Joseph der Zweite eben den Freiburger Münster bestiegen und von seiner Höhe aus die fruchtbaren Lande hüben und drüben mit schmerzlich gemischten Empfindungen überschaut hatte. Der blinde Dichter selbst war an der Spitze dieses begeisterten Begrüßungszuges. Das war Anno 1777. Sechs Jahre später wanderte er bis in die Schweiz; die helvetische Gesellschaft, damals noch das zusammenhaltende Band zwischen deutschen und schweizerischen strebenden Geistern, hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Er hielt die Eröffnungsrede. Die Zeiten waren düster angethan, ihr dunkler Schatten fiel

auf seine Worte, als er der allgemeinen Versunkenheit mit herbstem Ausdrucke gedachte. „Unter Europas verdorbenen Söhnen," sagte er, „und es hat bald keine anderen mehr, ist der Schweizer noch immer der mindest verdorbene. Er kann noch umherwandeln im großen Siechenhause, indessen die anderen sich kaum noch auf ihrem Lager aufrichten mögen." Und er sprach, obschon nicht sehend, in so bitteren Worten nicht wie der Blindgeborene von der Farbe. Hundert und zwanzig Schweizer waren als Zöglinge unter seiner Leitung aufgewachsen. Er konnte die allgemeinen Zustände der Zeit in ihrem Wechsel zum Guten oder Bösen, wie an einem Gradmesser, an dem jungen Nachwuchs beobachten, den jedes Jahr seiner Hut überantwortete.

Nach abermals sechs Jahren hatte sich das lange Siechthum der Zeit zu einer gewaltigen Krise aufgerafft. Die französische Revolution war in vollem Gange. Sie warf auch seinen von fleißigen Arbeitern gefüllten Bienenstand über den Haufen. Fort zog der ganze Schwarm. Als das Wetter sich zu lichten begann, hatte er nichts als die Seinigen gerettet, daneben ein Päckchen werthlos gewordener Assignate und den Grabstein seines Vaters, des ehrbaren Stadtvorstehers, dessen Ruhestätte in Gefahr gewesen war, durchwühlt und entweiht zu werden. Zwischen dem geretteten Grabstein und den Rosengebüschen in seinem vereinsamten Garten am alten Eichenstecken auf und ab wandelnd, sann er über Fabeln der

Thierwelt nach, „in den Bestien", wie er an Lavater schrieb, „verträglichere Gesellen findend, als in den Menschen."

Aber das fröhliche Stammelternpaar unter der Sommereiche hatte, so scheint es, Frohsinn als unerschöpfliches Erbtheil allen seinen Nachkommen vermacht. Auch dieser blinde Sprößling ertrug's nicht lange, düsteren Träumen nachzuhängen. Er richtete sich wie der Halm nach dem Winde von neuem in die Höhe, und als er zwischen so vielen Gebeugten das Haupt wieder hoch hielt, fand ihn bald ein suchendes Auge, das nach tüchtigen Kräften inmitten der allgemeinen Verwüstung ausschaute. Es galt die öffentlichen Lehranstalten in Frankreich herzustellen. Dem Blinden, dem Deutschen, dem Protestanten wurde die denkwürdige Auszeichnung zu Theil, Präsident der zur Leitung des öffentlichen Unterrichts eingesetzten Collegien zu werden. Der Mann mit dem kleinen Hute und dem grauen Rocke öffnete eines Tages die schmalen Lippen, um ihn bei einer feierlichen Gelegenheit einen der „verdienstvollen Gelehrten seiner Zeit" zu nennen. Und der Elsaß verstand die gute Absicht dieser Huldigung.

So überschritt er, rastlos thätig und namentlich seinen Glaubensgenossen zu gesetzlicher Berechtigung verhelfend, die Altersstufe, wo nach dem Liede das Greisenalter beginnen soll: „siebzig Jahr — ein Greis, achtzig Jahr — schneeweiß." Seine goldene Jubelhochzeit hatte er noch in scheinbarer Gesundheit gefeiert und den ganzen

Tag über sich nicht von dem Blumenstrauße getrennt, den ihm, mitten im kalten Februar, pflegende Liebe an die Brust gesteckt hatte. Aber die Gebrechlichkeit war am selben Tage, von niemandem beachtet, unter den Glückwünschenden gewesen, und als sich am Abend das Haus mit dem winterlichen Storchneste und dem blätterlosen Rosengebüsch im Garten, von Gästen leerte, da stand die Krücke der Gebrechlichkeit vor dem Bette des Dichters und hielt Wache, daß er, einmal dem Siechenlager verfallen, sich nicht wieder von ihm erhebe. Im Jahre des Tiroler Befreiungskampfes, in der nämlichen Frühlingsnacht, welche unsere Hausthüren mit weißen Kreuzen zeichnet und die Hexen durch den Schornstein auf den Blocksberg hinauslockt, in der milden Nacht des ersten Mai 1809 um die zweite Morgenstunde sanken die lange umschatteten Augen des Dichters völlig ein, um, wenn seine Hoffnung Wahrheit wurde, sich in einem anderen Dasein zu frischer Umschau dem Lichte wieder zu erschließen:

„— das längste Leben ist ein kurzer Schlummer;
Bald wird der Tod die kalte Rechte strecken,
Dich aufzuwecken.“

Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verstrichen. Vieles hat sich im Lauf der Zeiten geändert. Den Adler hat die Lilie verdrängt, die Lilie ist dem gallischen Hahn gewichen, und auch der hat wieder dem Adler Platz machen müssen. Ein Adler mit drohenden Fängen schwebte

wieder im schwarzen kaiserlichen Zeitungsstempel über dem Blatte, von dem wir vorhin erwähnten, es habe uns durch die zwei Vornamen Gottfried Konrad auf die Spur desjenigen Dichters gebracht, dessen Geschichte unmittelbar an das alte Familienpergament anknüpft. Es ist kein anderer als Gottfried Konrad Pfeffel, unser deutscher Fabeldichter, der liedergesegnete Nachkomme des Minnesängers Pfeffel, von welchem die Manesse'sche Handschrift berichtet. Ein braver Landsmann des Dichters hat seiner Vaterstadt vor Kurzem das Steinbild des letzteren zum Geschenk gemacht. Um es öffentlich aufstellen zu können, bedurfte man der zum Unterbau nöthigen Gelder, und um sie sammeln zu dürfen, hatte man die kaiserliche Genehmigung einzuholen. Die Ertheilung derselben enthielt jenes Blatt. Da aber das Gefühl für Zusammengehöriges und Unzusammengehöriges rege bleibt, ob auch die Landkarte ihre historischen Grenzen von Geschlecht auf Geschlecht vererben mag, so hielt diese Zusammenstellung der Namen Gottfried Konrad Pfeffel und Louis Napoleon unser grübelndes Denken eine Weile fest, — eben lange genug, um jene Familienchronik uns wieder in's Gedächtniß zu rufen und die Ergänzung dieser Chronik in der eben versuchten Weise uns nahe zu legen.

Was die Sommereiche betrifft, so unternehmen wir es nicht, nachzuweisen, wie viele jugendschlanke Brautpaare sich die ausgestreckten Hände reichen müssen, um den Riesenstamm jetzt zu umspannen. Eben so wenig

versuchen wir festzustellen, wie viele Ritter jetzt, im Mittagsschatten unter dem Laubdache stehend, den Weinhumpen von Hand zu Hand gehen lassen können, ohne an einander zu stoßen. Bei den veränderten Zeiten möchte kaum eine hinreichende Anzahl von Rittern zu diesem Versuche aufzutreiben sein, was übrigens nicht zu Unglimpf der veränderten Zeiten gesagt sein soll. Auch über die Ermittelungen, welche etwa die genaue Angabe der Längen- und Breitengrade herausfordern könnte, vermögen wir uns hier um so weniger auszulassen, als dieselben bis jetzt noch nicht mit Genauigkeit vorgenommen sein dürften. Nicht verschweigen wollen wir indessen, daß ein wandernder Feldmesser jener Gegend gegen uns die Behauptung aussprach, genau auf dem bewußten Gradwinkel könne die vielgenannte Sommereiche ihren Platz schon deshalb nicht haben, weil eben auf jenem Punkte ein ländliches Wirthshaus liege, allwo es vortreffliche deutsche Knödel, Sauerkraut und Bier gebe. An Sonn- und Feiertagen, setzte er hinzu, seien die strammen Burschen und die langzöpfigen Dirnen dort in hellen Haufen beim deutschen Rutscher- und Schleifertanz anzutreffen; er selbst habe dort manchen Krug zerschlagen, und ob er einmal Sonntags im Rausche die Baßgeige oder die große Trommel durchgetreten habe, das stehe alles aufgeschrieben und lasse sich in der Mairie nachschlagen, wenn's jemandem um Gewißheit zu thun sein sollte. Nach allem scheint uns übrigens auch dieser Fachkundige von zweifelhafter Beschaffenheit. Vielleicht

ließe sich höchstens die Bemerkung daran knüpfen, daß die Ironie des Zufalls, nach dieser Lesart, sich darin gefallen zu haben schien, an die Stelle des alten, dem Zeitensturm etwa erlegenen Baumes ein humoristisches Bild deutscher Gemüthlichkeit zu setzen, die da unter allen Wandlungen ihr zähes Leben zu fristen versteht.

Noch eine andere Vermuthung, die gegen uns geäußert worden ist, wollen wir nicht verschweigen. Die Freude am Symbolisiren jedweder Erscheinung mag ihr zu Grunde liegen, eine Neigung, die mit den Jahren poetischen Gemüthern eigen zu werden pflegt. Danach wäre denn die tausendjährige Eiche nichts anderes als ein Sinnbild, unter welchem der schalkhafte Chronist die Unverwüstlichkeit deutschen Sinnes und deutschen Wesens vorsichtig und in unverfänglicher Art zu verstecken gesucht habe. Der Vertreter dieser symbolischen Auslegung, als ein fleißiger und unparteiischer Beobachter seiner Landsleute, glaubte freudig dabei behaupten zu können, daß in diesem Sinne die tausendjährige Eiche noch immer lebensfrisch und verheißungsvoll im Herzen des abgerissenen Landestheils aufrecht stehe, trotz allem fremden Flitter, mit welcher man ihr Wipfel und Zweige behängt habe.

Und hiemit sei Jedem anheim gegeben, selbst zu ergründen, was er imeigenen Gemüthe darüber denken und wünschen mag.

Ein paar Stunden in der Kaffeemühle.

Nachtskizze.

„Man könnte die Hypochondrie," so hat ein berühmter Arzt gesagt, „die Eitelkeit des Befindens nennen." Die Baronin Rockstroh theilte diese Ansicht des berühmten Arztes und kämpfte mit allen Mitteln, welche die Lüneburger Heide bietet, gegen ihres Gatten Hypochondrie. Eitelkeit des Befindens! Seit sie das Wort aufgefunden hatte, führte sie es täglich im Munde, und jeder Schnupfen, den die rauhe Luft der Lüneburger Heide ihrem Gemahl zuzog, wurde in der geräumigen Klasse der Eitelkeiten des Befindens untergebracht, wenn auch nicht immer zu beschleunigter Genesung. Daß doch der König Salomo dieser Eitelkeit noch nicht gedachte. Zur Zeit, als der königliche Sänger vor der Bundeslade tanzte, mußte man noch nichts von der Hypochondrie wissen, sonst hätte er sie beim Aufzählen der irdischen Eitelkeiten nicht vergessen.

In dieser Weise etwa pflegte die redselige Baronin zu raisonniren, und sie und der schielende Physikus aus Lüneburg waren der Meinung, man dürfe das Uebel des

Barons nicht mit den Fingerspitzen anfassen. Tüchtig in's Gewissen reden müsse man ihm, nichts gelten lassen, alles schlankweg verneinen. So ein alter Herr werde doch nicht seinen Willen durchsetzen wollen, wenn es ihm zu seiner und Anderer Plage einfalle, im Schutze seiner grauen Haare noch eitel zu werden.

Die Kur führte indessen zu keiner Besserung. Das Uebel des alten Herrn lag nicht in der Milz, wenigstens nicht allein; es steckte hauptsächlich im Herzen. Er hatte außer vielen Thorheiten, wie sie jeder Mensch begeht, eine Kapitalthorheit begangen, und die richtete ihn allmählig zu Grunde. Diese Thorheit machte ihn vor der Zeit — denn er zählte kaum sechszig Jahre — zum alten Manne und sie ward später zu seinem Sargnagel. Vierzig Jahre lang war der Baron Rockstroh der kräftigste, frischest aussehende, frohmüthigste Edelmann im Bereich der Lüneburger Heide gewesen; kinderlos zwar, obschon glücklich verheirathet, aber doch das Muster eines Menschen, der sich mit dem Leben in's richtige Gleichgewicht zu setzen wußte. Da starb ihm seine erste Gattin. Nachdem er sie lange betrauert hatte, rückte für ihn die Zeit heran, wo Thorheiten nicht mehr wie Schmetterlinge kommen und gehen, sondern, wie in alten Häusern der Schwamm, wenn einmal nicht mehr ungeschehen zu machen, als bleibender Krankheitsstoff sich entwickeln und zum endlichen Untergang führen. In dieser bedenklichen Zeit beging der Baron Rockstroh die Thorheit, d. h. die

Kapitalthorheit, um seine zweite Frau, die Schwester seiner ersten, zu freien, abgewiesen seine Werbung zu erneuern, und schließlich die Widerstrebende gleichsam zu erbetteln, wo sie sich denn endlich mit aufgeworfener Lippe entschloß, Baronin Rockstroh zu werden.

Bündnisse dieser Art pflegte ein weiser Mann, dessen Name hier nichts zur Sache thut, mit dem Spotttitel Janus-Ehen zu bezeichnen, indem der eine Theil immer von der Vergangenheit zehren zu können denke und rückwärts schaue, während der andere mit allen Hoffnungen und Wünschen in der Zukunft weile, eine centrifugale Richtung, welche solch einem Paare das Ansehen zweier Leute gebe, die aus Versehen in entgegengesetzter Weise Arm in Arm gerathen seien.

Die Folge dieses Bündnisses war denn auch, daß beiden in der Ehe nicht wohl ward. Die Baronin redete sich ein, aus Mitleiden nachgegeben und sich geopfert zu haben. War dieß auch nicht der Fall und bestimmte sie im Gegentheil der Widerwille gegen längeres vergebliches Ausschauen nach Freiern, so betrachtete sie sich doch als eine Iphigenia auf Aulis und grollte der jungfräulichen Göttin des Waldes, daß sie nicht im entscheidenden Augenblicke die stellvertretende Hindin untergeschoben habe, statt wirklich ihr Hinopfern vollziehen zu lassen. Unglücklicherweise war sie zu weit über die eigene Blüthezeit hinaus gerückt, um durch jugendliche Ehrfurcht vor dem bejahteren Lebensgefährten dem neuen Verhältnisse

eine versöhnliche Seite abzugewinnen. Sie sah in jenem Gefährten und seinem Alter nur einen verhäßlichenden Spiegel, der ihr selbst vorgehalten wurde, und es vergiftete ihr Gemüth, das Zerbröckeln ihrer eigenen Erscheinung im Anblick des Alternden im voraus durchkosten zu müssen, ohne des Lebens Freuden geschmeckt zu haben.

In dieser stockenden Entwicklungsweise überwucherte das Unkraut bald die besseren Keime. Mit geringen geistigen Gaben ausgestattet, vermochte sie sich nicht zu einer Höhe aufzuschwingen, von welcher aus, wenn auch nur auf Augenblicke, die eigene Stellung, Haltung und Schuld sich in hinreichender Ferne zeigt, um vorurtheilsfrei überblickt zu werden. So blieb sie sich denn selbst ein unnahbares Orakel und sah nur, was um sie her verkehrt war. Und verkehrt ist in einem Hauswesen, wie im Schachspiel, alles, wenn auch nur Eine Figur am unrechten Platze steht. Hier standen aber beide Hauptfiguren am unrechten Platze.

So kam es denn endlich dahin, daß der Baron die Kaffeemühle bauen mußte, welche ihn sammt der Baronin zu Staub zerreiben sollte. Mit dieser Kaffeemühle aber hatte es folgende Bewandtniß.

Bekanntlich gibt's in Steppen und Heiden meistens Wassermangel. Mögen sie, wie die Gelehrten behaupten, Meeresgrund gewesen sein oder nicht, ihre Trockenlegung ist zum größten Theil so gründlich gewesen, daß man

Meilen weit wandern kann, ohne trinkbares Wasser genug zu finden, um eine Hand damit zu füllen. Hie und da unterbrechen zwar sumpfige Stellen die sandige Oede, doch läßt sich das dort stockende Wasser bei dem ebenen Charakter des Bodens nicht in dauernden Fluß bringen. Außer Kiefern und Birken, magerem Hafer, wucherndem Heidekraut und spindeldürren Schafen, die der Volksmund Heidschnucken nennt, außer vereinzelnten Oasen mit kleinen Bauerngütern und dürftigen Edelhöfen sieht man in der Lüneburger Heide daher wenig anderes Leben als das, was ein oder zwei mal am Tage in der Gestalt des Eisenbahnzugs vorüber saust und den Wüstenstaub auf lange Strecken wolkenartig in die Höhe wirbelt.

Zur Zeit der Baronin Rockstroh keuchte aber noch die Personenpost, und zwar nur zweimal wöchentlich, über den unabsehbaren Steindamm dahin. Die übrige Zeit pflegte nicht viel anderes in Sicht zu bringen als etwa einen Reisewagen mit bestäubtem Lederdach, schlafendem Kutscher, schlafenden Reisenden, schläfrigen Gäulen, oder höchstens einen müde dahin schleichenden Handwerksburschen, der seine sandgeblendeten Augen mit dem zerfetzten Taschentuche schützte und seine durstigen Lippen häufig an die leere Wanderflasche setzte, um die trockene Kehle mit der Täuschung eines letzten Tropfens zu benetzen.

Der Rockstroh'sche Edelhof lag übrigens noch eine halbe Stunde von der Straße seitab, und selbst diese eintönige Landschaftsstaffage verlor deshalb den Reiz der

Nähe, es sei denn, daß solch ein fahrender Zunftschüler den Seitenweg nach dem Edelhof nicht scheute, um jenem traurigen Nebenerwerbe nachzugehen, der im Handwerker-Rothwelsch für erlaubtes „Fechten" gilt.

Mit einem dieser Fechter steht die Geschichte der Kaffeemühle in genauem Zusammenhang, und zwar mit einem Schneider. Er hatte in Paris keine Nadel finden können, die ihm zusagte, und war deshalb als Gänschen wieder über den Rhein gekommen: aber Eines hatte er gesehen und damit machte sich seine Wanderschaft nach seiner Meinung bezahlt: den artesischen Brunnen, welcher einen Theil von Paris mit Wasser speist. Er erzählte Allen davon, auch der Baronin Rockstroh, die sich zwar das Ansehen gab, als lasse sich von Handwerksburschen nichts Gescheidtes lernen, dabei aber doch jeden derselben die dargereichte Suppe mit zahllosen Reiseauskünften bezahlen ließ. Einige trugen ihre Schuld in Schnurren ab, andere in wirren Beschreibungen wirr empfangener Eindrücke, noch andere in verständigen Darlegungen, welche eben wegen der gründlichen Ausführlichkeit erst recht chaotische Bruchtheile in dem Hirne der Baronin zurückließen.

Als der Schneider seinen Ranzen wieder auf die schmalen Schultern geschnallt, sein Taschentuch unter der Kappe um den Kopf gehängt und Glück und Segen gewünscht hatte, war in der Baronin der artesische Brunnen in vollem Arbeiten begriffen und ergoß bereits seine

eingebildeten Wassermassen über die ganze Lüneburger Heide. Der Schneider, trotzdem er in Paris keine zur Arbeit taugliche Nadel hatte finden können — unzähligen Pariserinnen begegnet dasselbe — hatte Pfiffigkeit genug im Schädel gehabt, um die einzige Ausbeute seiner Pariser Wanderschaft mit einiger Gründlichkeit zu machen, wenn diese Gründlichkeit ihn auch nicht vor Mißverständnissen schützte. Er hatte von der sogenannten chinesischen Seilbohrmethode gehört, von Sandstein- und Thonmergellagern, von Juraformation, von Belidor, Cassini und Ramazzini, und die Baronin war nahe daran gewesen, ihn durch eine Bestellung im Edelhofe zu fesseln, wo sich dann unter seinen kundigen Augen die erste Bohrung hätte versuchen lassen. Aber nach ihrer Gewohnheit hatte sie sich gleich Anfangs den Anschein gegeben, als berichte ihr der Schneider von Kleidern, aus denen sie selbst herausgewachsen war, als wisse sie schon Alles, und als möge er sich nur nicht einbilden, daß man im Sand der Lüneburger Heide nicht mit dem Gange der Erfindungswissenschaft Schritt halte. So arbeitete denn, als er fort war, zwar ein artesischer Brunnen in dem Kopfe der Baronin, aber im Grunde hatte er die unschöne Gestalt einer Kaffeemühle, und zwar derselben, auf welche der Schneider hingezeigt hatte, um die bohrende Thätigkeit zu versinnlichen, welche dem verborgenen Wasser erst auf die Spur kommen will.

Meistens hängen zwei Dinge mit dem chronischen

Leiden unklarer Vorstellungen zusammen: Eitelkeit und allzu lebhafte Phantasie; die eine, welche nicht fragen, nicht Unkenntniß verrathen mag, die andere, welche nur die Spitze eines Schmetterlingsrüssels zu sehen braucht, um sich sofort darnach in ein fertiges Bild hinein zu lügen. Beide Eigenschaften besaß die Baronin in hohem Grade, und da bei ihr noch fliegende Hast hinzu kam, Geringschätzung des Wissens Anderer oder wenigstens des Wissens ihres Gemahls, Gereiztheit in den Fällen von Widerspruch und Bekehrung, mangelhafte Grundbildung, Vielwisserei und hundert andere Dinge, welche jenes chronische Leiden unheilbar machen, so hatte der Baron seine Noth, sich gegen die artesische Kaffeemühle der Baronin zu vertheidigen.

Dergleichen Vertheidigungs=Versuche halfen übrigens selten genug, es müßte denn ein neu einkehrender Handwerksbursche einen anderen Einfall im Edelhofe hinterlassen und die Gedanken der Baronin in anderer Richtung in Bewegung setzen.

Aber so viel der Baron von seinem Grübelstübchen auch nach solch einem Helfer aussehen mochte, acht Tage lang kam kein Wanderbursche in Sicht, und als am neunten ein fechtender Buchbinder aus Buxtehude einsprach, erwiesen sich dessen Reiseerlebnisse als so durchaus dem Bereiche von Kleister und Pappe angehörend, daß die Baronin ihn schon nach dem dritten Suppenlöffel mit Fragen verschonte.

So ward denn jeder weitere Widerstand aufgegeben und die verhängnißvolle Kaffeemühle in Angriff genommen. Die Baronin und der schielende Physikus aus Lüneburg waren darüber einig, daß nur hypochondrische Grille, d. h. Eitelkeit des Befindens, hinter dem Widerstande des alten Barons zu suchen sei. Er wehre sich gegen Zerstreuungen; da müsse man ihm denn zeigen, daß er auch wider seinen Willen kurirt werden solle. Bei solch einem Unternehmen bekomme er alle Hände voll zu thun, und das sei für Eitelkeit des Befindens eben die beste Arzenei. Es fehlte wenig, so hätten die beiden Verschworenen sich in den Kopf gesetzt, der Baron selbst müsse den Riesenbohrer drehen. Aber die Heilgymnastik war noch keine Wissenschaft geworden und man spannte einstweilen nur die beiden Wagenpferde des Barons zum Drehen ein.

Diese Geschichte erzählte, etwa um die eilfte Nachtstunde, ein kleiner buckeliger junger Mann, welcher auf einem Rohrstühlchen saß, oben auf der Platte eines langen Eichentisches. Einige Dutzend fröhlicher Gäste hätten an dem Tische hinreichenden Platz gehabt, um die Ellbogen in die Seiten zu stemmen, ohne doch den Nächstsitzenden Seitenstechen zu verursachen. Aber so zahlreich war es mit der Zuhörerschaft des kleinen Buckeligen nicht bestellt. Nur das eine Ende des Tisches hatte ein

weißes Tuch und dazu leidliche Oelbeleuchtung aus einer herabhängenden Blechampel; auf dem Tuche lagen die Reste eines Festschmauses einfacher Art, Schinkenschwarte, Häringsköpfe und Käserinden; zwischen den Zinntellern aber standen große Gläser, welche der kleine Mann auf dem Stühlchen aus einem vor ihm dampfenden Eimer von Zeit zu Zeit mit stark duftendem Punsche füllte. Und diesen Gläsern gegenüber saßen etwa sechs bis acht Männer und Weiber, junge und alte, bald trinkend, bald sich über die Erzählungsweise und mehr noch über die verkrüppelte Erscheinung des kleinen Mannes belustigend. Einer unter ihnen, wohl an die neunzig Jahre alt, mit einer weißen Baumwollmütze auf dem kahlen Kopfe, theilte seine Aufmerksamkeit zwischen mühsamem Zuhören und fleißigem Seitwärtsblicken in der Richtung zweier kreisender Mühlsteine, deren ebenmäßiges Geschäft von Zeit zu Zeit neues Kornaufschütten nöthig machte. Er hatte ein gutes altes Gesicht, unzählige Runzeln und Krähenfüße um Augen, Stirn und Kinn, und sein zahnloser Mund lächelte unablässig, wie es wohl in solchen Jahren einzutreten pflegt, denen die köstliche Gabe des lebendigen Mienenspiels bereits abhanden gekommen ist.

Hinter dem Stühlchen des Erzählers, am anderen Tischende, saßen im Dunkeln zwei junge Leute neben einander, zu deren Ehren heute der Punsch dampfte, das weiße Tischtuch und die blanken Zinnteller ihr festliches Ansehen sehen ließen und die pokulirenden Gäste die

Schlafstunde versäumten. Sie waren nicht aus der Heide, diese Gäste, und hatten noch bis zum Morgen im offenen Schlitten zu fahren, ehe sie wieder unter ihre Strohdächer und hinter ihre Ziegelwände gelangen mochten. Aber wo sie saßen, war es traulich warm, wie stark der Wind auch oben um die Mühlenflügel sauste, und dann galt es vor dem Aufbruch noch den Jungvermählten, wie üblich, einen Hochzeitsschabernack zu spielen, die Bettdecken zusammen zu nähen, Häcksel oder kurz geschnittenes Pferdehaar auf's Brautlager zu streuen, ein Kätzchen unter die Kissen zu verstecken, die Stubenthüre auszuhängen, die Schlüssel zu verdrehen, im Kamin zu rumoren, mit Wasserspritzen sich in den Hinterhalt zu legen, und was alles sonst der Volkswitz seit manchem Jahrhundert ersonnen hat, um der Brautnacht ihren nordischen Hexenspuk nicht verkümmern zu lassen. An diese Vorbereitungen hatte man schon während des Schmauses gehen wollen, aber so oft einer fortzuschleichen versuchte, erwischte ihn das spähende Auge des kleinen Buckligen, und da hieß es dann in der ganzen Runde: niedersitzen! denn die Heimlichkeit gilt bei diesen Späßen als nothwendige Vorbedingung, und wenn die Gäste genau bewacht werden, haben sie keine kleine Mühe, zu ihrem Ziele zu gelangen.

Seit das Trinken begonnen hatte, war die Sache noch schwieriger geworden; denn nun ward der Bucklige gedrängt, er solle auf seiner Fidel ein paar Hochzeit-

stücklein zum Besten geben, und dazu mußte man ihn auf den Tisch setzen. Dann rühmte der alte Mühlenvater, der Klas mit dem Henkel stecke so voll von Geschichten, daß man schier nicht begreifen könne, wo in dem kleinen Kerl Platz dafür zu finden sei. Und nun er in's Erzählen hinein gekommen war, warf er so viel Persönliches in seine Geschichten hinein — Nebenbezüge, die wir hier unterdrücken — daß der Auslegungen, Zurückweisungen und Abwehren kein Ende war und alle Anwesenden fortwährend in Athem erhalten wurden. Nur das Paar im dunkeln Winkel am anderen Tischende blieb verschont, und klang ja eine Stichelei zu ihnen hinüber, so nahmen sie sich schon in Acht, nicht länger als nöthig Rede zu stehen. Weder Jochen in seiner blaugrünen Müllerjacke, noch Gesa im zeisiggrünen Wollenrock mit fuchsrothem Kattunmieder kamen aus ihrem Versteck hervor, und ihre neuen geschnitzten Stühle mit ihren Namen darauf, einer Blume daneben und der Zahl des Hochzeitjahrs darunter, blieben leer zwischen den Stühlen der trinkenden Gäste.

Der Alte aber warf zwischen Zuhören, Lächeln und Kornaufschütten häufig einen Blick in's Dunkel zu seiner blonden Enkelin hinüber, machte ihr auch wohl ein bedeutsames Zeichen in der Richtung der Thüre, als wolle er ihr zu verstehen geben, daß es nun des Zischelns und Rothwerdens genug sei, und daß seine neue „Freund-

schaft“ — denn die sämmtlichen Gäste waren Verwandte des Bräutigams und dem alten Müller erst seit heute bekannt — bei längerem Warten ihr schon den Schabernack nicht schenken würde.

Klas mit dem Henkel, dessen kluges blaues Auge wie verwunschen in den Käficht des verkrüppelten Körpers gebannt schien, war der Einzige, welcher das Geberdenspiel des Alten bemerkte, ohne sich indessen dadurch in seiner Erzählung stören zu lassen. Er mochte zwischen zwanzig und dreißig Jahre so ziemlich mitten inne stehen, war ein Pathe des Wolfenbüttler Bibliothekdieners, wußte schon in seinem siebenten Jahre das ganze geschriebene Bücherverzeichniß der Bibliothek rück- und vorwärts auswendig herzusagen, hatte seitdem einige sechs bis sieben tausend Bände durchstöbert und steckte voll von einer Menge Wissenswürdigkeiten, die sein Erzählertalent entwickelt, im übrigen ihm aber keinerlei Nutzen gebracht hatten. Unter griechischem Himmel wäre wahrscheinlich ein zweiter Aesop aus ihm geworden. Unter dem grauen Wolkendach der Lüneburger Heide aber gab es zu wenig fröhliche Mußestunden im Freien, als daß er sich aufmerksame Zuhörerschaft hätte heranbilden können, und da er in Spinnstuben sein Heil versuchte, zeigte sich's, daß ihm der Flachsstaub zu rasch die schwache Luftröhre anfüllte, wogegen im Kruge der Tabacksqualm ihm schon nach wenigen Minuten die Augen unter Wasser und die Zunge auf's Trockene setzte.

Somit hatte er zur Musik seine Zuflucht genommen. Aber eine große Geige ließ sich nicht füglich unter das zwergenhafte Kinn einkneifen, die kleinen Marktgeigen dagegen verdrossen ihn durch ihre schreienden Töne, und da seine Begabung überhaupt sich nach jener anderen Seite hin bereits mächtig entwickelt hatte, so brachte er's als Geiger nicht über eine dürftige Fertigkeit hinaus. Dieß war der Bucklige auf dem Rohrstühlchen, Klas mit dem Henkel, wie er in der Lüneburger Heide hieß, als Gegensatz zu dem schlanken, geradgewachsenen Klas, dem Dorfgeiger aus Soltau, welcher seit dem Auftreten des Wolfenbüttler Geigers nicht mehr einfach Klas, sondern Klas ohne Henkel genannt wurde und für sein Leben gern für seine mächtig große Geige den witzigen Kopf des kleinen Namensvetters eingetauscht haben würde.

Es bleibt uns noch hinzuzufügen, daß die Gäste in der Windmühle unter Andern aus einem Torfhändler von der Harburger Seite, einem Federviehhändler aus Lehrte, sammt Weibern und erwachsenen Kindern bestanden, daß der ebenfalls anwesende Stiefvater des Bräutigams bürgerlicher Lohgerber in Celle war, und daß sich einem weitern, seitab sitzenden Zuhörer, welcher zufällig in diese Festlichkeit hinein geschneit schien, nicht füglich ansehen ließ, in welchem Bezug er zu dem Ganzen stehen mochte.

Inzwischen war die Erzählung, die wir vorhin unterbrochen, etwa in folgender Weise fortgegangen, wobei wir

wiederum beseitigen, was zu allgemeinerem Verständnisse näherer Ausführungen bedürfen würde.

„Die Baronin Rockstroh und der schielende Physikus kamen demnach überein, daß die Kaffeemühle gebaut und das Apfelschimmelpaar des hypochondrischen Barons zum Drehen der Mühle verwendet werden sollte. Nachdem der letztere lange Zeit sich diesem Vorhaben widersetzt hatte, mußte er nachgeben. Es könne, sagte die Baronin, lediglich Eitelkeit des Befindens genannt werden, wenn sich ein Einzelner aus engherzigen Rücksichten einem Werke von solcher Tragweite und Nützlichkeit entgegen stemme. Die Heide brauche vor allem Wasser. Ein glücklicher Bohrversuch nur, und aus der Oede werde ein grünes Paradies. Wer anders als der Rockstroh'sche Edelhof weit und breit in der Lage sei, ein solches Werk in Schwung zu bringen? wo die Mittel dazu, wo der feine Kopf, wo der nachhaltige Wille? An einem grünen Donnerstage keuchte denn zum ersten mal das Schimmelpaar um den aus Hannover verschriebenen Riesenbohrer in eintönigem Rundgange, und als um die Zeit der Martinsgänse der Abdecker aus Peine mit seinem Bretterkarren herüber kam, um den ersten lahm gewordenen dieser beiden Lebensgefährten abzuholen, da war bereits ein stattlicher Sandberg über den Spargelbeeten des Barons im Anwachsen begriffen; es hatte sich Drängwasser in Masse gefunden, freilich nur ein neues Hinderniß, da

sich's um das Auffinden einer Wasserader von eigener, kräftiger Strömung handelte, und des Barons hypochondrischer Zustand war in ein erkennbares Leberleiden umgeschlagen — ein vielversprechendes Symptom, wie der Physikus versicherte, indem sich nun der Feind sehen und fassen lassen werde.

„Er wurde im folgenden Jahre noch sichtbarer, dieser Feind, indem die Augen des Barons gelb unterliefen und seine Reizbarkeit zu einer Höhe stieg, daß die Baronin auf Mittel dachte, sich gegen die plötzlichen Ausbrüche ihres Gemahls sicher zu stellen. Das Jahr darauf brachte auch dieses Auskunftsmittel. Der Baron wurde unter Vormundschaft gestellt und verfiel bald darauf in wirklichen Tiefsinn. Als nach weiteren drei Jahren die Kaffeemühle endlich inmitten einer Hügelkette aufgebohrten Sands für alle Zeit still stand, war Tags zuvor der verschuldete Edelhof im öffentlichen Aufstreich verkauft worden, und die Baronin fuhr in einem gemietheten Einspänner von dannen; ein hinter dem Wagen schaukelnder Seehundskoffer enthielt alles, was ihr geblieben war, Rockstroh'sche Familienpapiere, die Schlüssel zur herrschaftlichen Gruft, Zeichnungen und Entwürfe der Kaffemühle, ein ächtes Spitzenkleid, drei Hemden und einen schwarz lakirten Strohhut. Bei der Familiengruft ließ sie anhalten und verweilte eine Viertelstunde vor dem Grabe des Barons, worauf sein Name mit weißer Kreide zu lesen stand. Sie weinte bitterlich

über das Unrecht, das ihr geschehen sei; sie klagte den Himmel mit großer Heftigkeit an, daß er hochherzige, menschenbeglückende Unternehmungen im Stiche lasse, um engherzigen, selbstsüchtigen Werken die Krone des Erfolgs aufzudrücken: sie warf sich vor, zu wenig an sich selbst, zu viel an die Heilung ihres Gemahls gedacht und sich in diesem Bemühen geradezu geopfert zu haben; sie dachte an die Hypochondrie und beklagte, daß nicht alle Welt in diesem Augenblick Zeuge sein könne, wie sehr diese weit verbreitete Eitelkeit des Befindens verheerende Wirkungen um sich streue, und sie nahm sich vor, mit dem Himmel nicht eher Frieden zu schließen, bis er ihr ein entschiedenes Zeichen seiner Gunst gegeben habe, einstweilen sich aber denen zuzugesellen, welche auch ohne ihn fertig werden zu können erklärten.

„Dieß ist die Entstehungsgeschichte der in der Lüneburger Heide weit und breit berüchtigten artesischen Kaffeemühle. Der Edelhof wechselte seit jener Zeit häufig seine Besitzer. Es ruhte, so schien's, kein rechter Segen darauf. In der Kaffeemühle gar, obschon sie während der Bohrversuche zu einem sehr wohnlichen Umfange angewachsen war, wollte sich niemand niederlassen. Ein Franzose, hieß es, sei darin erschlagen und verscharrt worden; man habe, behaupteten andere, einen Schneider aus Paris darin ausgekocht und dann ohne ein Loth Fett auf den Gliedern an's Ende der Welt laufen lassen. Der Baron Rockstroh reite in der ersten Mainacht rück-

lings auf einem seiner Apfelschimmel um die verwunschene Kaffeemühle herum und ziehe den andern Schimmel dabei hinter sich im Kreise. Noch andere betheuerten, die Baronin in ihrem Spitzenkleide und der schielende Physikus säßen manchmal Nachts mit einem ungeheuern Sehrohr oben auf dem Frist der Kaffeemühle und guckten immer lothrecht hinab, als wollten sie die unterirdische Wasserader suchen. Die meisten glaubten indessen, es liege irgendwo ein Schatz vergraben, der noch aus der Heidenzeit stamme; dem habe man nachgestellt und das Wasser sei nur der Vorwand gewesen; solcher Schatz bringe aber, so lange er nicht gehoben sei, Unglück über diejenigen, welche ihm nachforschten. Und so hielt sich denn ein jeder von dem verrufenen Hause fern. „Daß wir jetzt," fuhr der kleine Buckelige mit verschnitztem Lächeln fort, „so ruhig und guter Dinge hier in der Kaffeemühle sitzen, beweist —"

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die etwas hysterische Frau des Federviehhändlers zum Aufbruch mahnte und die Gattin des Torfstechers ebenfalls an die große Entlegenheit ihres Hauses erinnerte. Es sei zwar recht hübsch, sagte der Lohgerber etwas gereizt, daß der kleine Herr so voll Schnurren stecke, aber wenn er sich mit ihnen seinen Spaß erlaube, so möge er sich gesagt sein lassen, daß unter Männern manches hingehe, was für Weiber nicht unter allen Umständen tauge. Er, der Lohgerber, wisse ohnehin aus Erfahrung, daß Schreck und Aengste von der nachtheiligsten Wirkung seien, und

erst vor drei Wochen habe der Celler Bürgermeister ein paar nagelneue Stiefeln in der ersten Woche durchgegangen, wobei sich herausgestellt, daß die Kuh, aus welcher das Stiefelleder geschnitten worden, in Folge eines heftigen Schrecks beim Milchgeben sich verfangen und zu Tode gekeucht habe, was wiederum beweise, daß ein Schreck sogar dem Leder seine Tüchtigkeit entziehe, wie viel mehr, setzte er hinzu, den Menschen ihre Frische und Spannkraft. Hierauf erhob sich der Federviehhändler von neuem und sagte, indem er einen Blick in den noch halb vollen Punscheimer warf, es könnte scheinen, als fürchte sich hier irgend wer vor Gespenstern; dem sei nicht so, und deßhalb stimme er gegen den sofortigen Aufbruch, wobei ohnehin ein wesentliches Geschäft der Hochzeitsgäste — er zwinkerte in der Richtung des im Dunkeln plaudernden Paars — unerledigt bleiben würde. Was seine Frau betreffe, so habe sie bei der letzten Hinrichtung in Stade drei volle Stunden im Sonnenbrande mit einer Jugendfreundin, die an einen Seiler in Stade verheirathet sei, oben in der Dachrinne sitzend, die Zeit sich nicht lang werden lassen, und sei nach Hause gekommen, ohne die Kapaunen gekauft zu haben, um deretwillen sie eigentlich nach Stade gereist sei. Er glaube daher, so lange des Herrn Braut-Großvaters Punsch noch vorhalte, solle sich das Weibervolk schon die Zeit nicht verdrießen lassen. Der Torfhändler, dessen Zunge schon etwas ungefügig war, begnügte sich mit Kopfnicken zuzu-

stimmen, und seine beiden Töchter, die zum beabsichtigten Schabernak seit langem Nadel und Faden in Bereitschaft hielten und ohnehin dem Grauseligen nicht abhold waren, meinten, durch den Schnee gehe es ohnehin rasch genug heim und morgen könne man ausschlafen, zumal das Lesekränzchen in dieser Woche ausfalle. Der abseits Sitzende sprach schließlich die Hoffnung aus, jeder werde gern hören wollen, wie die verrufene Kaffeemühle endlich wieder zu Ehren gekommen sei, und nach neuem Gläserfüllen und aufmerksamen Rundblicken fuhr Klas mit dem Henkel in seiner Erzählung fort:

„Die Mühle mochte einige zwanzig Jahre leer gestanden haben, als sich endlich ein Paar fand, das es mit dem Spuck aufnehmen zu wollen erklärte. Beide waren im Rockstroh'schen Hause als Dienende gewesen, damals in den besten Jahren, er der Kutscher des Barons, sie die Kammerjungfer der Baronin. Bei der Abgelegenheit des Edelhofs und dem ewigen Einerlei, von welchem seine Bewohner zehrten, hatten diese letzteren nach und nach sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit angenommen, und namentlich ging das eigenthümliche Verhältniß, welches zwischen dem Baron und der Baronin bestanden, allmählig für die steten Zeugen desselben in eine Art Allgemeinbild der Ehe über, so daß sich niemand im Rockstroh'schen Edelhofe mehr einfallen ließ, die Möglichkeit einer andern Art ehelichen Bezuges zu denken. Es war dieses Muster des Gattenlebens kein eben

erbauliches und dem Ehestand zur Empfehlung dienendes. Man hatte zwar von keiner Seite Leidenschaften des Herzens zu bekämpfen; es geschah nichts Unziemliches; man war streng in den Regeln des Gesetzlichen und fühlte keinerlei Versuchung, sie zu übertreten. Aber es gähnte die Langeweile über diesem Bunde, und bei Kleinem nergelte man sich in Kummer und Ungeduld hinein, bis der Sensemann sein, „Ei, so wollt ich doch!" sprach und der Baron in die Grube fuhr."

„Man sollte glauben, dieses traurige Beispiel habe abschreckend gewirkt und wärmere Herzen nur um so achtsamer auf die Hut ihrer innern Flamme gemacht, deren Verlöschen nun einmal doch durch kein Feuer von außen wieder ungeschehen zu machen ist. Aber sei es, daß beschränkte Köpfe überhaupt über den thierischen Nachahmungstrieb nicht hinaus können, sei es, daß mangelnde Auswahl an Vergleichen einseitig bis zur Blindheit macht, sei es, daß überhaupt jede Verkehrtheit den Fluch der Ansteckung in sich trägt; genug, das Dienerpaar sah sich so sehr als Pflichterbe der Eigenschaften seiner nachkommenlosen Herrschaft an, daß es sich während der zwanzig folgenden ledigen Jahre recht eigentlich zur Aufgabe zu stellen schien, bei dem endlichen Bündnißschließen auf denjenigen Punkt vollständiger Abkühlung angelangt zu sein, welchen das herrschaftliche Ehepaar so unverkennbar erreicht hatte. Um kurz zu sein, aus Scheu vor den Launen des Glücks, vor den möglicherweise un=

bequemen Folgen einer frühen Verbindung, vor den Leidenschaften endlich, deren Flammen erst mit den Jahren sich unter die schützende Asche verkriechen, aus Scheu vor allen möglichen Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, warteten sie ihre vollen zwanzig Jahre, geizend, sammelnd, alternd und einen Zahn nach dem andern verlierend; bis sie, jedes zu einem gewissen Wohlstande gelangt, sich schließlich in dem miethfreien Quartier der verrufenen Kaffeemühle zusammen niederließen. Am Abend ihres Hochzeittags rechneten sie ihre Ersparnisse gegen einander, und da die Kammerjungfer um einige Thaler dem Vermögen ihres Gemahls vorausgekommen war, so erhielt sie gleich darauf bei der Frage, ob Nachts in kaltem oder warmem Raume geschlafen werden solle, das eheliche Uebergewicht. Er hatte für Heizung gestimmt, sie dawider, und da sie während eines sehr scharfen Winters heiratheten, so heißt es, in demselbigen Winter noch seien beide, man wisse nicht ob von innerem oder äußerem Wärmemangel, in ihren Betten erfroren."

Der kleine Erzähler ließ bei diesen Worten sein kluges blaues Auge wiederum die Runde machen, und schien sich dabei an dem unbehaglichen Zustande zu ergötzen, der sich auf den meisten Gesichtern, vor allem auf demjenigen der hagern Frau des schwarzäugigen Torfhändlers ausdrückte. Im selben Augenblick bemerkte er indessen, daß ihre beiden Stieftöchter mit Nadel und Faden auf und davon gegangen waren. So rasch seine unge-

lenkten Gliedmaßen es ihm gestatteten, wendete er sich auf seinem Stühlchen um, und es gelang ihm, ihrer in der entscheidenden Minute ansichtig zu werden, da sie eben über eine Lage Kornsäcke in der Richtung der Brautkammer zu entkommen suchten. Der Ruf: Niedersitzen! fand bald seinen Wiederhall von allen Seiten, und für dießmal war der Schabernak noch vereitelt. Beide etwas stumpfnasige Brünetten nahmen ihre Plätze wieder ein, mit sichtbarem Unwillen dem kleinen Wächter auf dem Tische scheltend, daß er nicht zur rechten Zeit ein Auge zuzudrücken wisse, und hoch und heilig betheuernd, sie setzten ihren Willen doch noch durch, und sollte es auch darüber Morgen werden.

Der Federviehhändler parodirte ihren Eifer mit einigen Späßen, welche sich eher sagen als niederschreiben lassen, und sprach die Hoffnung aus, der kleine Herr auf dem Stühlchen werde noch nicht mit seinem Geschichtenvorrath am Rande sein, eine Befürchtung, deren bloße Möglichkeit den Mühlenvater lächeln machte. Der erstere setzte dann noch hinzu, es komme ihm fast vor, als versteckten sich allerhand Nutzanwendungen in den abgeschmackten Dingen, die man hier zu hören bekomme, und es solle ihm recht sein, wenn sich noch mehr fände, was gewisse Leute sich hinter's Ohr schreiben könnten. Er that nach dieser Eröffnung einen herzhaften Trunk aus dem vor ihm dampfenden Glase.

Klas mit dem Henkel verwahrte sich mit einer viel-

deutigen Handbewegung, daß er auf irgend welche näher liegende Persönlichkeiten anspiele, wobei er indessen daran erinnern wollte, daß es mit gewissen, aus dem Leben genommenen Begebenheiten ähnlich wie mit gemalten Portraits gehe, deren Augen jeder Zuschauer auf sich selbst besonders gerichtet glaube, während doch der verschiedene Standpunkt dieser Zuschauer beweise, daß hier eine persönliche Täuschung vorliege und der Blick eigentlich auf niemanden gerichtet sei. Es gebe, fügte er hinzu, beim Hören oder Lesen von Erlebnissen und Erfahrungssätzen in jedem ein immer waches Mißtrauen gegen die satirischen Absichten des Schriftstellers oder Erzählers, daher denn die meisten Autoren in ihren schließlichen Selbstlebensbeschreibungen zu der Ehrenversicherung genöthigt seien, daß sie in ihren Büchern Gebilde ihres Geistes niedergelegt haben und nicht Zerrbilder ihrer Freunde und Feinde. Dieses Mißtrauen gehe übrigens mit der Neigung Hand in Hand, die gefürchteten persönlichen Deutungen möglichst rasch auf andere anwendbar zu finden, um sich solcher Art durch Schadenfreude an der Bloßstellung anderer für die ausgestandene Angst vor näher liegenden Bezügen zu entschädigen. Es sei dieses Doppelverhältniß ein Grund, warum die wenigsten Geschichten, welche menschliche Verkehrtheiten geißeln, nachhaltig bessernd wirken. Anfangs befinde sich der größere Theil der Hörer ihnen gegenüber in einem Zustande der empfindlichen Abwehr, dann aber gehe dieser

Zustand in die verblendende Sucht über, das Treffende auf andere anzuwenden, statt auf sich selbst, und so komme es denn, daß man die meisten Bücher dieser Art mit der Ueberzeugung zuklappe, das müsse dieser oder jener sein, auf den sei es wie gemünzt, statt daß man vor allem selber aus der Lectüre Belehrung zu schöpfen gesucht hätte.

Die Frau des Federviehhändlers benutzte die hier eintretende Pause, um den Wunsch auszusprechen, ihr Mann, der nur zu gern fremde Splitter für Balken ansehe, möge noch recht oft Gelegenheit haben, ähnliche Zurechtweisungen zu hören, wogegen des Torfhändlers hagere Gattin betheuerte, was der kleine Herr sage, klinge ihr gerade so unverständlich wie die lateinischen Etiketten auf den Apothekerbüchsen, und sie wünsche, er möge mit seinem Punsch und mit seinen Geschichten recht bald zu Ende sein. Der Lohgerber seinerseits warf die sachkundige Bemerkung ein, daß starke Winterkälte für Kuhleder von den übelsten Wirkungen sei, und daß auf der Leipziger Ledermesse noch ohnlängst das Fell einer Tiroler Kuh, welche durch eine Lawine verschüttet worden und umgekommen sei, für den halben Preis vergebens ausgeboten worden. Er wollte noch andere Beispiele anführen, die sich dem Erfrieren des Kutschers und der Kammerjungfer an die Seite stellen ließen; der abseits Sitzende erinnerte aber daran, daß es wünschenswerth sein müsse, von den weiteren Bewohnern der ver-

rufenen Kaffeemühle zu hören, und da auch die beiden Brünetten, in der Hoffnung sicherer entschlüpfen zu können, für Wiederaufnahme der Erzählung stimmten, so fuhr der kleine Bucklige in folgender Weise fort:

„Nach dem Tode der beiden Erfrorenen wollte begreiflicherweise niemand das Wagniß unternehmen, die Kaffeemühle zu bewohnen. Sie stand wohl zehn bis funfzehn Jahre leer, und der Regen im Sommer, der Schnee im Winter waren ihre einzige Einquartierung. Als die Eisenklammern und Charniere der Thüren und Laden verrostet nnd die letzteren selbst halb verrottet waren, erbarmte sich ihrer ein Knecht des Scharfrichters aus Welle und verheizte sie in einer kalten Decembernacht, während welcher zum Entsetzen der ganzen Nachbarschaft ein heftiges Gewitter sich über der Heide entlud und dem Johanneskirchthurm zu Lehrte die Spitze knickte. Seitdem galt es für noch bedenklicher, sich mit dem verrufenen Gebäude einzulassen, und das herabfallende Holz blieb nicht minder verschont wie das Eisen selbst, das sich nach und nach im Holze lockerte und jedem Vorübergehenden sich gewissermaßen zu beliebigem Mitnehmen feil bot."

„Endlich zeigte sich's indessen doch, daß Meinungen und Ueberzeugungen nur auf eine gewisse Entfernung hin ihre Kraft behalten, und daß wer aus anderen Ländern und anderen Verhältnissen kommt, schon hinlänglich mit eigenem Ballast dieser Art beladen ist, um noch

nachsichtig für solche Vorurtheile zu sein, die ihm die Fremde auf die Schultern laden möchte. Es geht damit fast wie mit Landeskrankheiten, für welche neu Eingewanderte auch keine Empfänglichkeit mitbringen, und die ihnen erst verderblich werden, wenn ihre klimatische Heimischwerdung vollendet ist.

So siedelte sich denn in einer schönen Mainacht ein junges, weither gewandertes Paar in dem verödeten Orte an, und als man nach längerer Zeit die beiden Fremdlinge darin nothdürftig eingerichtet und nur von der Besorgniß erfüllt fand, man werde sie wieder daraus vertreiben, so beeilte man sich, sie hierüber zu beruhigen, und gab ihnen noch, was ihnen an Lebensbedürfnissen fehlte, um ihr Weiterziehen zu verhüten. Daß ihr neuer Aufenthalt ein verrufener sei, verschwieg man ihnen nicht. Jede derartige Warnung beantworteten sie indessen mit ungläubigem Achselzucken und wünschten nur, die Verrufenheit des Orts möge sie vor der Neugier der Menschen schützen, ein Wunsch, den sie so oft wiederholten, bis die wenigen Umwohner zuletzt die eigene Neugier völlig zum Schweigen veurtheilten und weder nach Namen und Herkunft der fremden Einsiedler forschten. Dennoch konnte es ihnen nicht entgehen, daß die letzteren aus Verhältnissen bevorzugter Art in diesen Zufluchtsort romantischer Einsamkeit geflüchtet sein mochten. Der junge Mann, stattlich von Wuchs und edel von Haltung, verrieth in jeder seiner Bewegungen, daß er weder den

Spaten noch den Karst je in der Hand gehabt hatte. Er mochte drei= bis vier und zwanzig Jahre zählen, wenn schon ein tiefer Ernst von Zeit zu Zeit seine Stirn wie ein Wolkenschatten umzog und ihm dann das Ansehen eines an bitteren Erfahrungen fast doppelt so alten Mannes gab. Seine Begleiterin schien kaum den Mädchenjahren entwachsen. Sie war von vorzüglicher, fremdartiger Schönheit und die weichen Rundungen ihrer Augenlider, ihres fein gezeichneten Kinns, ihrer jugendlich zarten Wangen ließen sie als an der Wegscheide zwischen Mädchenhaftigkeit und Jungfrauenreizen stehend erkennen. Man hatte in dieser Gegend nie so lange schwarze Augenwimpern gesehen, und es gab Leute, welche nicht glauben wollten, daß die Fülle dieser seidenartigen Vorhänge ihr nicht das Sehen erschweren sollten. Was sich an Gartenanlagen im Umkreise der Kaffeemühle jetzt noch findet, verdankt diesem jungen Paare sein Entstehen. Es wurden die sinnreichsten Einrichtungen gemacht, um keinen Tropfen Regenwassers verloren gehen zu lassen und die aufgefangenen Vorräthe den niedriger gelegenen Gartentheilen zuzuführen. Im Laufe weniger Monate waren die blendenden Sandhügel grün überwachsen und selbst der immer durstige Epheu kletterte an allen vier Wänden des alten Baus empor und nickte in die Fenster hinein, als wolle er seinen Dank für so viele gedeihliche Pflege bis auf den Schooß seiner Pflegerin selbst tragen. Bänke, aus rohem Holze gezimmert, Rasen= und Moos=

sitze, in solcher Weise vertheilt, daß ihre Lage den günstigsten Gesichtskreis, oft mit wohlbedachtesten Einschränkungen, umfaßte; gezähmte Vögel, welche frei umherflogen und früh wie spät ihre Lieder erschallen ließen; ein paar Ziegen, ein Lamm, ein großer, wachsamer Hund — das war die lebendige und leblose Staffage dieses verzauberten Bildes, das der ganzen Gegend einen freundlichen Reiz gab und ihre Bewohner lehrte, wie viel die rechte Hand selbst aus der dürren Heide zu machen verstehe."

„Da indessen das Geheimniß, welches die Vergangenheit der Ansiedler damals verschleierte, seitdem gelüftet worden ist, so mag hier zu besserem Verständniß nachgeholt werden, was in dieser Beziehung sich als erwiesen herausgestellt hat."

„In einer niederrheinischen Stadt hielt sich denn ein junger Edelmann auf, welcher, mit seinem Vater zerfallen, in einer verzweiflungsvollen Stunde den Entschluß gefaßt hatte, sich für den ostindischen Militärdienst in holländischen Sold zu begeben. Bei der großen Sterblichkeit im indisch-holländischen Heere gehörte kein gewöhnlicher Opfermuth dazu, um diesem ruhmlosen Dienste sich zu widmen. Auch bestand das Offiziercorps in der That fast nur aus Männern, welche auf irgend welche Weise mit ihren Lebenshoffnungen gebrochen hatten, und denen, vor die sieben militärischen Feuerschlünde gestellt, das

Commando: „Setzt ab!" trauriger geklungen hätte, als dasjenige: „Gebt Feuer!"

„Der gute oder schlimme Stern des jungen Edelmanns wollte, daß derselbe in der entscheidenden Stunde auf eine andere, wenn auch nicht minder abschüssige Bahn geleitet wurde. In dem Gasthofe, wo er weilte, lernte er am Tage vor der beabsichtigten Abreise eine Portugiesin kennen, welche wenige Stunden zuvor als trauernde Wittwe aus Brasilien nach Europa zurückgekehrt war. Sie besaß noch die ganze Fülle jener sonst so rasch verblühenden Reize, welche die Töchter des Südens, gleichsam als Ersatz für die Flüchtigkeit dieser Reize, vorübergehend auszuzeichnen pflegt, und der Umstand, daß drei fast herangewachsene Töchter sie von Brasilien nach Europa begleitet hatten, machte das Räthsel ihrer eigenen Jugendlichkeit fast noch anziehender. Ein feiner Beobachter hätte vielleicht in ihrer sorgfältig gewählten, wiewohl nur schmückenden, nicht herausfordernden Kleidungsweise ein Mittel entdeckt, welches mit großem Glücke den Zweck erreichte, zwischen Verbergen und Errathenlassen aus Wenigem Viel machen. Auch ihre große Lebendigkeit hatte etwas fast Beklemmendes, wenn schon keiner sich dessen bewußt wurde, so lange ihr sprechendes Auge unmittelbare Macht über ihn übte. Nur dem Unbetheiligten kam der Gedanke, daß hier ein unablässig geschürtes Feuer brenne, das rascher verflackern dürfe, als sich's den Schein geben wollte."

„Der junge Edelmann, im Begriffe mit seinem Jugendleben abzuschließen, auf jedes Abenteuer gefaßt, dem Guten wie dem Bösen gleichgültig in's Auge sehend, fühlte sehr bald die sympathische Wirkung eines Wesens, das, gleich ihm, im Begriffe stand ein neues Dasein zu beginnen, und dem ein harter Schlag sein bisheriges Lebensgerüste grausam zertrümmert hatte. Die drängende Nähe seiner Abreise machte Eröffnungen von einer und der andern Seite unbedenklicher, unverhüllter. Es schienen Anknüpfungspunkte in Menge vorhanden. Seine Lossagung von allen verwandtschaftlichen Beziehungen, die nicht erst der Besprechung bedürfende Augenfälligkeit seiner Mittellosigkeit, hervorgerufen durch den Trotz gegen väterliche Bevormundung, der wagende Muth, der in seinem kriegerischen Entschlusse lag, alles drückte ihm den Stempel des Ungewöhnlichen, Ausnahmsweisen, die gewöhnlichen Vorstellungsübergänge Verschmähenden auf. Die Portugiesin ihrerseits, mit den Schätzen ihres Gatten heimgekehrt, an jener bedenklichen Grenze stehend, über welche hinaus schon alles die Farbe der ehrbaren Mütterlichkeit trägt, noch im vollen Bewußtsein ihrer Reize und dabei von dem Gefühle des Alleinstehens eben so bedrückt und beängstigt, wie aufgeregt; die junge Wittwe, von der rasch zur Entwicklung drängenden Schönheit einer Tochter noch mehr auf den Werth der Minute hingewiesen, glaubte eine wunderbare Schicksalsfügung in dem Zusammentreffen mit dem jungen Edel-

mann zu erblicken, und besiegte bald die letzte Zurückhaltung, um ihn zum Aufgeben seiner Reise zu bewegen."

„So gab denn der Edelmann sein Offizierspatent zurück und griff in jugendlichem Taumel nach der feinen Hand, welche den alten Ehering um seinetwillen vom Finger streifte. Bis dahin waren die drei Töchter der Wittwe nicht zum Vorschein gekommen. Nach und nach bot sich dem Verlobten Gelegenheit auch ihrer ansichtig zu werden; zuerst der allerjüngsten, welche noch Kind war und die Züge der Mutter in anziehender Verjüngung zur Schau trug. Der Verlobte der Wittwe sah sich das Kind lange und nachdenkend an und die letztere eilte, den unerwünschten Vergleich abzukürzen, indem sie die zweitälteste Tochter hervorholte. Diese glich dem verstorbenen Vater und beschäftigte nur auf flüchtige Minuten das Auge des jungen Edelmanns. Er fragte jetzt nach der ältesten Tochter. Sie war unwohl, durfte nicht aus dem Zimmer, würde, meinte die Wittwe, am besten nach Portugal gesendet werden, um dort in ihr zusagender Luft ihre Erziehung zu vollenden.

„Von diesem Tage an vermied die Mutter von ihr zu reden, und als der Edelmann sie später einmal aus der Ferne sah, trug sie einen Schleier, welcher Gesicht, Nacken und Brust bis zur Unkenntlichkeit verhüllte. Sie schien indessen dem Kindesalter entwachsen."

„Nach mehreren Monaten und nach Vorbereitungen aller Art rückte die Hochzeit heran. Der junge Verlobte

hatte die widerstreitendsten Gefühle in sich austoben lassen. Obschon seine Braut ihm in Jahren voraus war, so durfte er sich doch an ihrer Seite im freundlichen Abglanze einer mit Geistes- und Schönheitsgaben so bevorzugten Erscheinung ein Glück versprechen, wie er es noch vor wenigen Monaten nie zu hoffen gewagt haben würde. Dennoch beunruhigte ihn die geheimnißvolle Schönheit einer ihm im Alter so nahe stehenden Tochter, welche mit jedem Tage der bereits argwöhnischen Mutter gefährlicher und seiner eigenen Ruhe verderblicher werden mußte. Seine Einbildungskraft, durch die Verschleierung der jungen Portugiesin nur noch freier dem launenhaften Spiele eigener Erfindungen überlassen, erhitzte sich in dem Maaße, wie die Stunde näher rückte, welche ihn in den Besitz eines großen Geschenks des Himmels setzen, zugleich ihm aber eine gewichtige Entsagung auferlegen sollte."

„Er schwankte lange, ob er fliehen und allen bereits erworbenen Glücksansprüchen entsagen sollte. Endlich wußte er seine Braut dahin zu stimmen, daß eine Woche vor der Einsegnung ihres Bundes der Schleier der ältesten Tochter falle und seine Stellung zu ihr eine klare, dem bloßen Bereiche unbestimmter Vorstellungen entrückt werde. Ein wirkliches Unwohlsein der bis dahin nur krank Geheißenen vereitelte indessen des Edelmanns Wünsche und die entscheidende Stunde kam herbei, ohne daß der verhüllende Schleier gelüftet worden wäre."

„Die Trauung sollte in der portugiesischen Gesandtschaftskapelle vollzogen werden. Ein Vorwand zum Aufschub, welchen der Edelmann geltend zu machen suchte, erwies sich als nicht stichhaltig. Unter der eigenthümlichen Macht jenes sprechenden Auges fügte sich der Verlobte in's Unvermeidliche, als bloße Hirngespinnste bekämpfend, was ihn mit bösen Ahnungen erfüllte, und die Zauber verspottend, mit denen ihn der Schleier und die hinter ihm verborgenen Züge unablässig neckten." —

In diesem Augenblick rief der Mühlenvater: „Niedersitzen!" ein Ruf, welcher sogleich von allen Seiten wiederholt wurde. Die jüngere der beiden Brünetten versuchte demungeachtet zu entschlüpfen, was ihr jedoch nicht gelang, und so wurden denn beide wieder in den Lichtkreis der Blechampel zurückgebracht. Die hagere Torfhändlerin nahm dann aus stiefmütterlicher Empfindlichkeit Veranlassung, sich gegen die Moral der vorgetragenen Geschichte auszusprechen. Sie handle von Dingen, die nicht für die Ohren junger Mädchen taugten, und was insbesondere ihre beiden anwesenden Töchter betreffe, so seien dieselben an so musterhaften Beispielen herangebildet worden — sie blickte nach ihrem schwerzüngigen Gemahl hinüber und dann auf sich selbst zurück — daß sie bedauern würde, wenn man ihnen nicht gestatten wollte, sich bei anstößigen Stellen zu entfernen. Beiden Mädchen sei noch vor ganz kurzem allemal bei den Worten Liebe, Ehe und ähnlichen der Jugend füglich

nicht lösbaren Räthseln das Blut in die Wangen gestiegen, und wenn die im Lesekränzchen gepflogene Lectüre von Stücken wie Don Carlos, Iphigenie und ähnlichen stark in's Detail malenden Theaterpiecen sie bereits in mancher Beziehung um ihre Kindlichkeit gebracht, so wünsche sie, die Mutter, doch nicht, daß ihr Geist mehr als nöthig mit leidenschaftlichem Romanzündstoff gefüllt werde. Sie schloß mit einem Bilde aus dem Leben, indem sie auf das unterirdische Fortglühen solchen Feuers die Entstehung der großen Torfmoore zurückzuführen versuchte; dann aber bei eintretender Schwierigkeit in der Durchführung dieses Bildes brach sie plötzlich ab und glaubte bereits „nur zu viel gesagt zu haben."

Die Federviehhändlerin ihrerseits wollte sich nicht über den Kern der Sache aussprechen. Noch wisse man nicht, wie die Verwicklung sich löse. Es sei jedenfalls bedenklich, ein Trauerspirl im vierten Akte im Stich zu lassen. Sie wenigstens habe sich nach einem Theaterabend nie ruhig zu Bett legen können, wenn sie nicht bis ganz zu Ende im Hause ausgehalten und Zeuge gewesen, daß dem letzten Bösewicht sein Recht wurde — ein Zusatz, welcher den Federviehhändler wieder zu einigen Hieben veranlaßte, indem er den Satz aufstellte, daß bei Exekutionen das Weibervolk immer am längsten ausdauere.

Die Frau des Lohgerbers, welche sehr leise sprach und sich von Seiten ihres Gatten unabläßiger zarter

Aufmerksamkeiten erfreute, hatte nur das Eine an der Sache auszusetzen, daß keine Namen genannt würden, zu welchem Einwande der Lohgerber bedeutungsvoll die Augen zusammenkniff, indem er merken ließ, seine Frau habe eine Leidenschaft, neue Taufnamen zu sammeln, und es gäbe Umstände, wo ihr diese Auswahl bereits trefflich zu Statten gekommen sei. Er fing dann an zu husten und sagte, ihm sei etwas in die Luftröhre gekommen, worauf der schwerzüngige Torfhändler einen herzhaften Trunk aus seinem Glase that und den anderen bedeutete, ein besseres Mittel gegen dergleichen gebe es nicht. Die Lohgerberin that aber, als habe sie mehr Zartheit Seitens ihres Gemahls erwartet und setzte in ihrer leisen Weise hinzu, sie bedaure überhaupt gesprochen zu haben.

Da sich auch die Brünetten in die Unterhaltung mischen zu wollen schienen, so erinnerte der abseits Sitzende an die Gefahr, daß dem Erzähler bei so langer Unterbrechung der Faden seiner sehr spannenden Geschichte aus den Händen entwische, und der kleine Mann auf dem Tische hob dann nach einigem Räuspern und um sich blickend von neuem an:

„Der junge Edelmann, dessen Taufname kein andrer war als der des kriegerischen Prinzen von Savoyen, nämlich Eugen, sollte eben der schönen Wittwe Parabuela di Coimbra die Hand zu unlösbarem Bündnisse reichen, als die letztere ihn in ein Seitenkabinet führte,

woselbst Melila, die älteste Tochter, ihrem neuen Vater vorgestellt werden sollte. Das Herz Eugens pochte hörbar, als er die Schwelle dieses kleinen Gemachs überschritt. Das Mädchen stand im unscheinbarsten Anzuge am Fenster. Ihr volles schwarzes Haar war unter ein entstellendes Netz von grauem Zwirn gezwängt. Sie wendete sich erst um, nachdem die Mutter sie zweimal angerufen hatte, und blickte aus verweinten Augen den fremden Mann mit so klagendem Ausdruck an, daß Eugen bis in den Grund seines Herzens erschüttert wurde. „Tritt heran, Melila", sagte die Mutter, „und küsse Deinem Vater die Hand. Geschwind!" Das Mädchen zögerte und Eugen, welchem seine Stellung schon peinlich zu werden begann, ging auf sie zu, um ihre Stirn zu küssen. „Dies ist mehr als genug", sagte Parabuela, indem ihre Wangen sich höher färbten. „Bereite Dich zur Abreise, Kind. Deine Begleiterin wird Dich um die siebente Abendstunde abholen. Morgen früh verläßt das Schiff den Hafen. Auf Wiedersehen in Portugal! Die Madonna und alle Heiligen mögen Dich geleiten!"

„Melila warf sich bei diesen Worten zu den Füßen der Mutter und brach in heftiges Schluchzen aus, so zwar, daß Eugen nicht länger stummer Zeuge dieses Auftritts zu bleiben vermochte. Er bat das Mädchen aufzustehen, und da sie fortfuhr zu knien und zu schluchzen, hob er sie auf ihre Füße. Bei dieser Bewegung verschob sich das Haarnetz und die Fülle des üppigsten

Haars quoll ihr in langen Wellen um Wangen, Hals und Schultern herab. Parabuela, hochroth vor Aufregung, bat Eugen, sie mit ihrer Tochter allein zu lassen, und als dieser, in seiner jetzigen Verantwortlichkeit, nicht zugeben zu können erklärte, daß eine so unerwartete Verwicklung sich ohne sein Wissen und Zuthun löse, entgegnete ihm die Mutter Melilas, der letzte Wille ihres verstorbenen Gemahls habe, in Folge eines Gelübdes, die älteste Tochter dem Kloster geweiht, und sie hoffe, diese Erklärung werde genügen, um seine Einmischung in diese Angelegenheit als ungerechtfertigt erscheinen zu lassen."

„Es würde zu weit führen, den Meinungsaustausch über diesen Gegenstand hier in seiner gereizten Ausführlichkeit wiederzugeben. Es genüge hinzuzufügen, daß die Unverträglichkeit beider streitenden Charaktere noch vor dem Abschluß ihres Bundes in so greller Weise an's Licht trat, daß nur die Sitte unseres Jahrhunderts, die Waffen nicht im täglichen Dienste um sich zu haben, ein sofortiges tragisches Ende verhinderte. Eugen, dessen trotziger Jugendmuth nicht einmal den väterlichen Zügel ertragen hatte, schäumte bei dem immer klarer zu Tage tretenden Gedanken, daß Parabuela ihn mit listigem Vorbedacht in ein Verhältniß hineingezogen habe, dessen Natürlichkeit ihr selbst schon, bei einiger Rücksicht auf ihre ihm altersverwandte Tochter, mehr als zweifelhaft erschienen sein mußte. Das Hinausschieben der Ent-

schleierung, die grausame Strenge gegen ein so schönes, glückberechtigtes Wesen, ihre eigene bis zur Unschönheit aus der Verstellung hervorgebrochene Heftigkeit, die Zurückhaltung vor, die übermüthige Sicherheit nach dem Schließen des Bundes — alles empörte seine Selbstachtung und er kam sich wie ein plötzlich der Kette Verfallener vor. Dennoch war diese Kette nur dann eine wirkliche Fessel, wenn er sie als solche ansah. Noch, meinte er, binde ihn nur eine Form, welcher die innere Weihe fehle. Genug, von seinem Freiheitstrotze erfüllt, heftig erregt von der Leidenschaft für das geheimnißvolle Opfer jenes unseligen Bundes, voll von ritterlichen Gedanken, abenteuerlichen Neigungen, jugendlichen Glücksträumen, — beschloß er, noch in der nämlichen Nacht Melila zu entführen."

„Was weiter wurde, bedarf nur der Andeutung in losen Umrissen. Als die Flüchtlinge den Ort bezogen, welcher uns selbst jetzt beherbergt, waren sie bereits Monate lang ihrer Verfolgerin mühsam ausgewichen. Ihre Nachstellungen schienen nicht bis in diese wüste Gegend zu reichen; es war die Spur, so hofften Eugen und Melila, vom Heidesande verweht worden, und nur die Furcht, sich zu verrathen, hielt sie noch ab, dem Bunde ihrer Herzen eine allgemein gültigere Form geben zu lassen. So kam der Herbst heran. Als die Blumen im Garten verdorrten und selbst der grüne Ephen bereits sich dunkler und dunkler färbte, und als die Heidelerche

den krächzenden Nebelkrähen wich, da stimmte die Furcht vor dem nahenden Winter die Fröhlichkeit herab, mit welcher während der ruhigen Sommertage die Bewohner der schattigen Bohnenlaube und des luftigen Bretterbaus die düsteren Seiten des Lebens zu vergessen gesucht hatten. Die Tage würden kürzer, die Sonne hielt es immer weniger der Mühe werth, die röthliche Heide mit ihrem Strahle heimzusuchen; die letzten Zugvögel flogen nach dem Süden. In dieser trüben Zeit, welche schon in den Unbilden der Natur ihre täglich schärfer treffende Geißel mit sich führte, hörte man einmal Nachts Hülferufe die Luft durchschneiden, und die wenigen Heidebewohner, welche nahe genug wohnten, um diese Rufe zu hören, warfen sich noch stundenlang schlaflos in ihren Federbetten umher, überzeugt, der wilde Jäger habe einem verspäteten Wandersmann das Genick gebrochen. Am nächsten Morgen jedoch fand man die Flüchtlinge in dem Mühlenbau erdolcht, nnd auf der Schwelle der Hinterthür lag, im Verbluten begriffen, ein fremdartiges, in Männertracht gekleidetes Frauenzimmer, dem, so schien es, beim Entfliehen nach vollbrachter That ein Degen rücklings den Todesstoß gegeben hatte."

Der Erzähler stand bei diesen Worten von seinem Rohrstuhle auf und warf einen Blick in's Dunkel hinter sich. Er beschattete seine Augen mit der Hand, wie um besser zu sehen, seufzte dann und blieb eine Weile, die Hand am Kinn, in Gedanken stehen. Die Umhersitzen-

den waren noch so sehr von dem jähen Ende der traurigen Geschichte ergriffen, daß keiner die Stille unterbrach und der Mühlenalte mit neuem Kornaufschütten zuerst das peinlich lange Schweigen löste.

Der seitab Sitzende benutzte diese Unterbrechung zu einigen Fragen an den Erzähler. „Es kommt," sagte er „bei Begebenheiten, welche innerlich wahr erscheinen, nicht darauf an, ob sie wirklich dem Leben nacherzählt sind, eben so wenig, wie ein der Aufbewahrung würdiger Gedanke dadurch gewinnt oder verliert, ob der Beweis geführt werden kann, daß er noch nie ausgesprochen worden, oder aber, daß ihn bereits vor Jahrtausenden ein weiser Chaldäer aus den Sternen herab gelesen. Ich frage daher nicht, ob die zum Theil aus den unzugänglichen Quellen des Geheimlebens geschöpften Einzelheiten der eben vernommenen Erzählung etwa durch ein Tagebuch Melilas zu Ihrer Kenntniß gelangt sind, oder ob Zeugen vor Gericht das verwirrte Gewebe dieses Romans entwirren halfen, oder gar, ob Einzelnes oder das Ganze in Ihrem Geiste allein seinen Ursprung hat, wo es denn auch zuletzt immer auf Erfahrenes, Erlebtes oder Vernommenes, mithin auf Thatsächliches, wenn auch in anderer Gestalt, zurückzuführen wäre. Dagegen darf ich mir vielleicht eine Frage nach Ihren eigenen Schicksalen erlauben und zugleich den Wunsch aussprechen, daß Sie ein, wie es scheint, so ergiebiges Talent zu allgemeiner Nutzung bringen möchten, was unter unserem

Himmelsstrich nicht füglich anders geschehen kann, als wenn Sie zu der Erfindung Gutenbergs ihre Zuflucht nehmen."

Der kleine Mann mit dem Henkel hatte sein kluges blaues Auge mit Aufmerksamkeit auf den Sprechenden gerichtet. Bei der letzten Wendung der Anrede schüttelte er den Kopf. „Ich stecke so voller Geschichten," sagte er, „daß ich, einmal in's Schreiben oder Dictiren gerathen, nicht eher aufhören würde, bis ich mir das Lebenslicht auserzählt hätte. Zu meinem Glücke setzt der Mangel an müßigen Leuten meiner Leidenschaft in der Weise, wie ich's jetzt treibe, allemal rasch seine Dämpfer auf. Ich wäre nicht über's zweite Jahrzehnt hinaus gekommen, hätte ich den Posten der Scheherezade beziehen können. Findet dagegen einer oder der andere an meinen Geschichten genug, um sie in passend zugestutzter Form weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so habe ich nichts dagegen. Auch Sokrates hat keine eigene Zeile der Nachwelt hinterlassen, und sein Gedächtniß lebt dennoch fort. Im Vertrauen gesagt, wundere ich mich zuweilen, wenn ich einmal in Bücher und Zeitungen, oder wohl in den Theaterzettel gucke, wie viele meiner Einfälle bereits landläufig sind und wie groß die Armuth sein muß, daß man nach so wohlfeiler Kost greift."

Er hielt einen Augenblick inne, um dem Andern Zeit zu lassen, zu Gunsten derartig wohlfeiler Kost einige schmeichelhafte Gegenbemerkungen zu machen, und setzte

dann hinzu: „Was die vorhin erzählte Geschichte betrifft, so stimme ich Ihnen bei, daß sie durch nähere Nachweise nichts gewonnen hätte, und daß es z. B. eine müssige Eitelkeit meinerseits gewesen wäre, wenn ich, statt mit dem Jupitersblitze zu schließen, mich selbst als eine, durch den Tod der jungen Melila verfrüht und verkümmert an's Tageslicht gekommene Frucht dieses Bündnisses hätte einführen wollen. Sie verstehen mich ohne Zweifel. Das wesentlichste Element eines Erzählers ist die rasch das Nahe mit dem Fernen verknüpfende Erfindungsgabe. Auch jene meine Persönlichkeit betreffende Hindeutung wollen Sie daher in derselben schillernden Unbestimmtheit betrachten, wie Sie dieses bereits ohne meine Aufforderung mit der Geschichte selbst gethan haben."

Es spielte bei diesen Worten ein feines Lächeln um seine Lippen, welches bestimmt schien, den Angeredeten über den Werth dieses Nachtrags in noch größere Ungewißheit zu versetzen. Dann fuhr er, nach einem nochmaligen augenbeschatteten Blick ins Dunkle, mit etwas sinkender Laune fort: „Um Sie übrigens nicht in Ihren Vermuthungen über mich zu sehr in die Irre zu führen, will ich in die wenigen Zusätze, welche die Geschichte der Kaffeemühle noch nöthig macht, persönliche Andeutungen einstreuen, welche Ihnen verständlich sein werden."

„Es ist mir leid," begann er zu den übrigen gewendet, „daß die Geschichte der artesischen Kaffeemühle keine fröhlichere ist, und daß sie im Grunde wenig für den

heutigen Abend taugt. Es hat jedoch bereits einer unserer größten Denker die Lehre ausgesprochen, man könne einen so bedeutsamen Lebensabschnitt, wie der Eintritt in die Ehe ist, nicht ernst genug auffassen, und der Brauch, in ausgelassener Lustigkeit über diese wichtige Grenze hinüber zu taumeln, sei eben so frevelhaft wie die lärmend schwelgerische Einweihung eines neuen Hauses. Und so sei es freilich noch am besten, man lasse der guten Laune am sogenannten Polterabende ihr freies Spiel, wie es in manchen Gegenden geschehe, damit der Uebermuth sich dann austoben könne und die Weihe des Festabends selbst nicht mehr mit rohen Späßen heimgesucht werde."

„Was nun die erzählten Geschichten betrifft," fuhr der Bucklige fort, „so stehen sie wenigstens mit der Bedeutung dieses Abends in so fern nicht in Widerspruch, als sie sämmtlich auf die Wechselbezüge von Mann und Weib zurückzuführen sind, und wenn sie wenig Belustigendes und vielleicht kaum mehr Unterhaltendes geboten haben mögen, so enthalten sie dafür möglicherweise einige Goldkörner der Belehrung, aus denen jeder, wie er es versteht, mehr oder minder großen Nutzen ziehen mag."

„Inzwischen bleibt noch nachzutragen, wie die verrufene Kaffeemühle endlich zu ihrer gegenwärtigen behaglichen Einrichtung gelangte, und wie der scheinbar über sie verhängt gewesene Fluch sich nach und nach in Segen verkehrte. Und hier hat sich, wie man zu glau-

ben versucht ist, der alte Erfahrungssatz bewährt, daß die Zwecklosigkeit nur in's Zweckmäßige verwandelt zu werden braucht, um sofort allen bösen Geistern Thor und Thür zu verrammeln, fast so erfolgsgewiß, als sei ein Hufeisen auf die Schwelle genagelt, um Hexen und Dämonen abzuhalten. Die Baronin Rockstroh hatte nach dem Heilmittel, das die dürre Heide wieder jung und grün machen sollte, in der Erde gesucht. Der alte Mann dort, mit der weißen Baumwollmütze auf dem Kopfe, kam auf den entgegengesetzten Gedanken. Er suchte das Heil in der Luft, machte aus der in den Sand bohrenden Kaffeemühle eine fröhlich im Winde kreisende Flügelkornmühle, und nun hat sich beim lustigen Mühlengeklapper ein hübsches Stück Wüste ringsumher allmählig an ein besseres Aussehen gewöhnt, und wenn auch nur ein verhältnißmäßig kleiner Fleck dadurch bewohnbar und behaglich geworden ist, so hat der ehrliche, seine Grenzen kennende Erwerb sich doch nicht nehmen lassen, zu beweisen, daß er immer noch gegen weltbeglückende Projektenmacherei im Vortheil ist."

„Ganz aufgegeben hatte aber der böse Spuk sein Wesen dennoch nicht. Nach einer ansehnlichen Reihe glücklicher Jahre versuchte er noch einmal die Wirthschaft auf den Sand zu setzen, und das fing er auf gar besondere Weise an. Worauf es bei dem Stande des ganzen Mühlenbetriebs am meisten ankam, das war, ein paar tüchtige Arme zu finden, die auch noch nach des

Mühlenvaters Tode die Mühlenhaube nach dem Winde drehen, die Flügelsegel beim Sturm einreffen, die Steine schärfen und das Mehl richtig abmessen würden, denn der Mühlenvater hatte Sohn und Schwiegertochter früh verloren, ehe er noch in die Heide kam, und die kleine Gesa war doch nur ein Mädchen und konnte, wenn er starb, nicht selbst Müller werden. Nun aber kam der alte Spuk der Kaffeemühle wieder zum Vorschein und suchte in dieser hochwichtigen Sache dem Alten ein Bein zu stellen. Es ging nämlich ein Mensch in der Mühle ein und aus, der nicht zum Müllerhandwerk taugte. Er hätte, in des Mühlenvaters Platz gerückt, beim ersten Sturme die Flügel sich in Brand rennen lassen. Sollte er mit den Armen zufassen, so konnte man sicher sein, daß er's zur verkehrten Stunde that, denn Arme und Beine gehorchten ihm nicht viel besser, als die versprengten Perser dem Xerxes gehorchten, nachdem ihn die Griechen von seinem goldenen Stuhl herabgeworfen hatten."

„Diesem Menschen schlich einmal, als er spät Abends im Herbstnebel aus der Mühle heimhinkte, eine unsichtbare Gestalt über die Heide nach, die ihm in's Ohr raunte, er solle die Gesa mit seinen Künsten, die alle ihm im Kopfe steckten, bestricken, bis ihr kein anderer Mann mehr gefallen würde. Die Gesa war auf Meilen weit die schönste blonde Dirne, und wenn das auch in der Heide nicht so viel sagen will, wie z. B. in einer modernen Riesenhauptstadt oder in einem chinesischen

Dorfe mit seinen zwei- oder dreimalhunderttausend Einwohnern, so war sie für den einsam im Nebel Heimkehrenden doch von nicht minderem Reize, als wäre sie die Frau Holle selbst gewesen, und er kam bis zum Sterben liebeskrank nach seinem Hause. Das war ihm schon öfter auf diesem Heimwege begegnet, aber bis dahin hatte er sich keinen Rath gewußt; denn weil alle Kraft ihm nur im Kopfe steckte, hätte die Gesa sich's nicht so leicht gefallen lassen, ihm Gehör zu geben. Jetzt, da ihn die unsichtbare Heidestimme auf die rechte Fährte geführt hatte, versuchte er durch Hervorkehren alles Geistes, über den er nur verfügte, in ihr ein Bedürfniß nach geistiger Nahrung zu erwecken, wie es keiner außer ihm selbst so leicht zu befriedigen im Stande sein würde. Wenn er Abends, am Herde sitzend, von Himmel und Erde, von Bergen und Meeren, von Thieren und Völkern wie ein lebendig gewordenes Buch geredet und den Mühlenvater in starres Erstaunen gesetzt hatte, bis die Gesa sich die Stirne festhielt und nichts Neues mehr hineinlassen zu können versicherte, und er hinkte dann über die Heide heim, da war es ihm, als rufe ihm die unsichtbare Stimme nach: „So recht, so recht! sie wird kein ander Mannsbild mehr mögen, und wenn sie dich nicht nimmt, so taugt wenigstens kein anderer mehr für sie!" Und blieb er dann einmal Abends aus und schnurrte nichts als der Kater unter dem Strohschemel der Gesa und gähnte der Mühlenvater, als müsse heute zu Bette

gegangen werden, ehe noch der Thran in der Lampe aufgezehrt sei, da hieß es, todtöde sei's doch in der Heide und keine Woche halte man's in dieser gottvergessenen Wüste aus, und die Gesa streckte und reckte vor reiner Langeweile die weißen Arme einmal über's andere in die Luft und gähnte, daß ihr das Wasser über die Wangen herablief."

„An solchen Abenden saß der Mensch, dessen ganze Kunst im Kopfe steckte, in seiner Kammer daheim und hörte die unsichtbare Stimme, und war seiner Sache sehr gewiß, und redete sich sogar ein, wenn er's so mit andern treibe, könne er weiß Gott welche Prinzessin noch in Liebe zu ihm berücken. Aber weil er nicht stark von Gesundheit war und sehr erregbar, so fiel er nach nicht gar langer Zeit in eine Krankheit, die ihn drei volle Monate von der Mühle entfernt hielt. Und während dessen ging seine Saat auf; aber freilich nicht, wie er's gedacht hatte."

„Ein Müllerknappe war durch die Heide gezogen, und weil die sonderbare Form der ehemaligen Kaffeemühle ihm auffiel, hatte er den Seitenweg sich nicht verdrießen lassen, um in der Mühle seinen Reisepfennig einzufordern. Aber der Mühlenvater hielt den Knappen beim Kragen. Solcher Besuch komme nicht alle Tage, und wenn man einmal hinterm Busche sitze, freue man sich über jedes Zwitschern. Genug, der Knappe blieb, legte mit Hand an, wurde dem Alten unentbehrlich und

schien der Gesa bald an den langen Winterabenden vollauf so unterhaltend wie der andere, dem alle Kraft im Kopfe saß, wenn schon der Knappe gestern und heute und alle Tage nur von den drei Mühlen zu erzählen wußte, in denen er gearbeitet hatte, und wie die eine in der Minute bei starkem Winde drei mal umlaufe, die andere zwei ein halb, die letzte nur zwei mal, während die Kaffeemühle sich fast volle fünf mal drehe."

„Sie waren einander schon hübsch nahe gekommen, und der Mühlenvater drückte ein Auge zu — oft sogar beide — wenn der Knappe neben der Gesa auf der Bank saß und beide auf der langen Bank just nur einen und denselben Fleck zum Sitzen tauglich fanden. Da hinkte eines Abends der Krankgewesene wieder in die Mühle. Er merkte nur zu bald, wie die Sachen standen, und wenn er sich nicht mit aller Gewalt gesagt hätte, jetzt dürfe er um keinen Preis wieder erkranken, so wäre ihm ein tödtlicher Rückfall wohl so gewiß gewesen, wie dem Seiltänzer der dermaleinstige Genickbruch. Es ward ihm nicht schwer, sein früher über die andern geltend gemachtes Uebergewicht auch dem neu Hinzugekommenen empfindlich werden zu lassen. Er brachte in wenigen Abenden zwischen seinem Witz und der dürftigen Mahlgelehrsamkeit des Knappen eine so gähnende Kluft zu Tage, daß Gesa in ihrer Verlegenheit sich von letzterem entfernte und sich das Ansehen gab, als habe sie nur in ihrer Arglosigkeit ein so gutes Auge auf ihn geworfen

gehabt. So gewann der Mensch, der von Bergen und Meeren, Ländern und Völkern, Krieg und Frieden zu unterhalten wußte, allgemach wieder den verlorenen Einfluß, und der Knappe schickte sich an, neue Mühlenflügel aufzusuchen."

„Wirkliches Behagen war indessen nicht mit dem Genesenen in die Kaffeemühle zurückgekehrt. Keiner von allen Betheiligten wußte genau, an wem die Schuld lag. Dennoch war's jedem zu Muthe, als sei etwas verkehrt im Hause, und die längste Zeit habe man fröhliche Gesichter zu machen Ursache gehabt. Zum Glück war der Mensch, dessen ganze Kraft im Kopf steckte, einer, der hin und wieder nachdenkliche Stimmung hatte. In solchen kämpften zwar allerlei Unholde in seiner Brust, vor allem Selbstmordgedanken; aber nach dem Austoben solcher Gewitter pflegte es in ihm merkwürdig klar zu werden, und er hatte dann ein so scharfes Auge für aller Welt Thorheiten, daß er sogar im Stande war, seine eigenen in ihrer ganzen Größe zu überblicken."

„In einer solchen Stunde fragte er sich, worauf im Leben seine eigentliche Befriedigung beruhen müsse, und er gab sich eine Antwort, die weitab lag von Liebesgedanken an die schöne Mühlenerbin. Von diesem Augenblick an hat er sich mit Lesen, mit Geigen und mit Erzählen zu trösten gesucht und hat das Seinige gethan, damit der Müllerknappe seinen Wanderstecken auf dem Herd der Kaffeemühle verbrenne, auf daß ein tüchtiger

Bursche nicht einem kräftigen Mädchen verleidet werde, weil ihm zufälligerweise ein leidlich gleiches Maaß von Kopf- und andern Kräften von der Natur beschieden war, und nicht ein trauriger Ueberschuß der einen auf Kosten der andern, und daß schließlich der alte Spuck nicht Recht behalte, der so gern die kleine Welt in der ehemaligen Kaffeemühle wieder auf den Kopf gestellt hätte."

Der kleine Bucklige hielt einen Augenblick inne, wandte sich dann wie vorhin nach der Seite, wo der Knappe und die blonde Gesa im Dunkeln gesessen hatten, und da er nach langem Hinblicken sich vergewissert glauben durfte, daß ihr Platz leer und die Zeit vorüber war, wo es den Schabernacksüchtigen auf die Finger zu passen galt, so kehrte er den leeren Punscheimer mit bedeutsamem Lächeln um und setzte im Redestyl der Indianer hinzu: Er habe gesprochen.

Wenn die Zuhörer auch nicht alle Einzelnheiten und Anspielungen des kleinen Erzählers verstanden haben mochten, das Umkehren des Punscheimers war ihnen auf der Stelle ein verständliches Zeichen zum Aufbruch. Einer und der andere versuchte noch einen Wink wegen des jungen Ehepaars fallen zu lassen, und wie man sich seine Gastprivilegien schön pfiffig habe wegschwatzen lassen; aber keiner getraute sich, von einem wirklich noch ausführbaren Schabernack zu reden, zumal der Jochen und die Gesa in der That nicht mehr erreichbar sein mochten.

So klingelten denn kurze Zeit darauf die Schellen

der Schlitten vor der Thür der eingeschneiten Kaffeemühle, und in warme Heidschnuckenfelle gehüllt, glitten die Hochzeitgäste im funkelnden Sternenlicht über die meilenweite Schneewüste von dannen. Als der letzte Schlitten fortklingelte, war nur noch das Kleeblatt in der Kaffeemühle zurückgeblieben, das junge, im Dunkeln entschlüpfte Paar und der neunzigjährige Mühlenvater. In diesem letzten Schlitten hatte Klas mit dem Henkel neben jenem fremden Gaste Platz gefunden, welcher während der Erzählung sich meistens seitab von den Verwandtschaftsgästen gehalten hatte. Das schützende Bärenfell des Schlittens reichte dem kleinen Buckligen fast bis an die Augen hinauf; höher aber ließ er's nicht kommen, denn nachdem der Schlitten schon in Bewegung war, haftete sein seitwärts gewendeter Blick noch lange an den verschwindenden Formen der einsamen Heidemühle und an dem grüßenden Lichte, das aus Gesas Kammer herüber winkte. Ein paar mal, wenn das ungeduldige Pferd zu rasch austrabte, griff die kleine Hand des rückwärts Starrenden in die Zügel, und der Fahrende mäßigte gern die Geschwindigkeit der nächtlichen Reise, um die wehmüthige Augenweide des Andern zu verlängern. Als sich endlich aber ein Föhren- und Birkenkamp hindernd zwischen die Mühle und den von dannen gleitenden Schlitten schob, da vergrub der Mensch, dessen ganze Kunst im Kopfe steckte und dem in nachdenklichen Stimmungen so böse Unholde die kleine Brust durchtobten, Augen und Stirn

völlig unter den zottigen Pelz, und er brummte nur ein paar unverständliche Dankesworte, als der Schlitten ihn an der Thür seiner Wohnung absetzte und sein Begleiter im Weiterfahren für alles äußerlich dem kleinen Heide-Aesop Versagte ihm hundert- und tausendfachen innern Ersatz wünschte.

Und hiemit schließt, was der fremde Mühlengast, um eine schlaflose Nacht nicht eine verlorene sein zu lassen, nach seiner Heimkehr noch unter dem frischen Eindruck des Geschauten und Vernommenen aufgezeichnet.

In demselben Verlage ist erschienen:

Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch von **Julius Rodenberg.** 1860. broch. Preis 24 Sgr.

Skizzen aus dem russischen Provinzialleben von **Saltikow.** Deutsch von A. Mecklenburg, K. Russ. Oberlehrer. 2 Theile. broch. 1860. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Erzählungen aus dem Ries. Von **Melchior Meyr.** 1856. broch. Preis 2 Thlr. — Inhalt: Ludwig und Annemarie. — Die Lehrersbraut. — Ende gut, Alles gut.

Neue Erzählungen aus dem Ries. Von **Melchior Meyr.** 1860. broch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr. Inhalt: Regine. — Der Sieg des Schwachen.

Pariser Bilder. Von **Eduard Copping.** Aus dem Englischen (vom Verfasser autorisirte Uebersetzung). 1859. broch. Preis 24 Sgr.

Torso und Korso. Aus dem alten und neuen Rom. Von **Hermann Lessing.** 1859. broch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart. Von **Julius Fröbel.** 1859. broch. Preis 27½ Sgr.

Helene, Herzogin von Orleans, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Aus dem Französischen. Vierter Abdruck. 1859. broch. Preis 20 Sgr.

Dasselbe. Abdruck der französischen Ausgabe. 2e édition. 1859. broch. Preis 17½ Sgr.

Skizzen und Erzählungen aus Irland. Von **A. Helfferich.** 1858. broch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Friedrich der Erste und die Quitzows. Historische Bilder von **Adolph Streckfuß.** 1859. 2 Bände. broch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin, Friedrichsstraße 103.